Fiedler ADDS. III B. 36

Die
Söhne Peſtalozzi's.

Roman in drei Bänden

von

Karl Gutzkow.

Dritter Band.

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen iſt vorbehalten.

Berlin, 1870.
Druck und Verlag von Otto Janke.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
OF OXFORD
LIBRARY

Fünftes Buch.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Kaum sollte man es für wahrscheinlich halten und doch war es der Fall — zwischen Gräfin Jadwiga und ihrem zweiten Gemahl hatte über die Existenz Theodor Waldners nie eine Erörterung stattgefunden.

Dafür gab es der Gründe mancherlei. Unter andern gehörte zu ihnen ein gewisses Etwas, das man Vornehmheit des Gemüths nennen möchte. Man kennt die stillverschwiegene Liebe der Jungfrau —! Ist sie nicht zuweilen im Stande, eher am gebrochenen Herzen zu sterben, als eine Neigung einzugestehen, wo nicht allein der Erhörung und der Erwiederung derselben die Umstände ungünstig sind, sondern schon dem bloßen Bekenntniß? Lagen der Entbehrung, der Zurückgekommenheit giebt es, die mit heroischer Kraft verhehlt werden. Nicht aus Hochmuth oder Schaam, sondern aus einer angebornen taktvollen Zurückhaltung.

Jenes erschütternde Schweigen und Verbergen treffen wir auch in Seelen an, die nicht den Muth

beſitzen, ſich eine Wahrheit klar und beſtimmt einzugeſtehen. Dieſen Muth beſitzen ſie deshalb nicht, weil ſie ſich andernfalls aus einem chaotiſch dumpfen Zuſtande der Unentſchloſſenheit aufraffen, ihr Leben mit dem nicht länger zu Leugnenden in Einklang bringen, Worte von unerhörter Beſtimmtheit ausſprechen, Thaten von nicht mehr zurückzunehmenden ſchweren Folgen vollbringen müßten. Ihr Gemüth gleicht dann der um ein grauenvolles Erlebniß in eine — Schwalbe verwandelten griechiſchen Heroine Prokne. Wie dieſe, ſo flattert es um ſein Elend rathlos hin und her. Die tiefere Erkenntniß der Thatbeſtände, die man ſich und Andern nicht eingeſtehen will, bleibt da ewig im Halben. Verdeckt werden die gähnenden Abgründe der Wahrheit mit zerſtreuenden Freuden, mit dem Schein des Verfolgens anderweitiger, ſogar ſehr ernſter Aufgaben. Man bietet ein Schauſpiel dar manchmal für die Bewunderung, in der Regel nur für den Zoll des Mitleids.

Jadwiga von Fernau ſtellt noch eine andere Gattung dieſer Vornehmheit des Gemüths dar.

Wie ſich dadurch die Vornehmheit kenntlich macht, daß man ſich entweder nicht ſelbſt bedient oder wenn man es thut, es ſo thut, daß Niemand davon die Einſicht nehmen kann, ſo auch verſchmähte dieſe in ſich ſo tiefunglückliche Frau dasjenige aufzuheben, was ihr vor dem Fuß mitten im Wege lag und über das hinwegſchreitend ſie jedenfalls ſtraucheln mußte. Alles, was ſchwierig war, umging ſie. Nicht einmal

nach andern Namen für das, was sie nicht sehen, nicht so bezeichnen wollte, wie es hieß, sah sie sich um. Sie hatte diese Weise, die eine Folge nur ihrer Furcht — vor dem Ausbrechen ihrer Leidenschaft war, schon von je gehabt. Man konnte dabei nicht sagen, daß sie von dem scheuen Gewissen einer Verbrecherin gefoltert wurde oder daß es Reue war, die sie so blind und taub machte.

Die verdüsterte Frau hatte das tiefste Bedürfniß, die Welt an eine leidenschaftliche Liebe Otto von Fernaus für sie glauben zu lassen. Diese Voraussetzung, ein Wahn, war bei ihr allmälig im Entschwinden. Ebenfalls hatte sie das Bedürfniß, ausgezeichnete Kinder zu haben. Ganz unmöglich war ihr, nicht an die Vortrefflichkeit derselben glauben zu sollen. So lebte sie in einer Welt ihr fast bewußter Illusionen. Noch jetzt glaubte sie an Fernaus Vorzüge, an einen Charakter, der in der That nur — ein Meister in der Verstellung war. In allem hatte er sich auf den Ton seiner Gattin gestimmt. Nach den ersten befriedigten Stürmen der Leidenschaft, die ihm Jadwigen wie eine Gefangene mit zerbrochenen Fesseln zugeführt hatte, ließ er ein conventionelles Verhältniß eintreten, das Jadwigen immer noch täuschte. Gewiß giebt es jeder Ehe, selbst wenn sie auf wirklicher, wahrer Liebe beruht, ihre Weihe, wenn sich die Liebe zur Gesinnung für's ganze Leben gestählt hat. Die Liebe muß etwas werden, was sich vertheilt und sich doch gleich

bleibt. Ohne Formen der Rückſicht, ohne Entſchuldigungen, wechſelſeitige Schonungen iſt die dauernde Begründung eines ſo unmittelbaren Nebeneinanders der Lebensbeziehungen zweier Menſchen, wie die Ehe mit ſich bringt, nicht möglich.

Fernaus drittes Wort wurde — der Takt. Mit dieſem Begriff — er iſt den Frauen immer willkommen, weil mit ihm Verſtand und Herz in Einklang gebracht zu ſein ſcheinen — beherrſchte er ſeine Gattin. Hinter dem vorgeſchobenen Takt konnte er alle Mängel einer aufrichtigen Empfindung verbergen. Nach und nach aber wurde damit auch jede Vertraulichkeit der Mittheilung, jeder gemüthvolle Austauſch der Herzen ausgeſchloſſen. Eine galante Höflichkeit, eine nie die anſtändigen Rückſichten aus dem Auge laſſende Courtoiſie trat an die Stelle der Natürlichkeit. Entrichten wir auch in Folge der letzteren manchmal einen zu weit gehenden Tribut an unſere allgemeine menſchliche Natur und geſtatten uns Ausbrüche der Leidenſchaft, des augenblicklichen Unmuths, die uns oft genug hintennach beſchämen, ſo fühlt ſich doch der duldende Theil immer wieder belohnt durch eine nach dem Sturm eintretende, deſto wärmere Hingebung und ergriffenere Herzlichkeit.

Damals, als ſich die Nachrichten von einem im Fernau'ſchen Walde bei Steinthal gefundenen, eingemauerten und völlig Kind gebliebenen Jüngling verbreitet hatten und die öffentliche Meinung nach dun-

keln Stellen im Leben des Gutsherrn oder der Gutsherrin ſuchte und ſich dann auch bald durch die Namen Hennenhöft und Wülfing ein Knäuel von Verwickelungen zuſammengewirrt hatte, ja ein Ariadnefaden, der ſchon durch ein ſich lichtendes Labyrinth zu führen ſchien, da hatte jener „Takt“ ſeit lange bereits die kalte Weiſe der Etikette angenommen. Starre Regelmäßigkeit bildete die Ordnung des Fernauſchen Hauſes. Warme, innige Begegnungen fanden nur noch ſtatt bei Verſtändigungen über Einladungen, Feſtlichkeiten, Badereiſen und Erörterungen über die Erziehung der beiden Söhne.

Als die Gerüchte über den Urſprung Theodor Waldners ihre höchſte Gipfelung erreicht hatten, befand ſich, zu ihrem Glück, Frau von Fernau in einem außerdeutſchen Bade, das ſie vor ebenſoviel Jahren, als jener Findling zu zählen ſchien, liebgewonnen hatte und unbedachterweiſe ſeither öfters wiederſah. Als ſie in deutſchen Zeitungen Fingerzeige auf eine vornehme Familienverwickelung als Anlaß der Geburt des Findlings geleſen hatte, verließ ſie einen Ort, wo man ſich auf ihre frühere Anweſenheit, auf die Begleitung durch den Jäger Wülfing und deſſen Gattin, die ihre Kammerfrau geworden war, doch ſo leicht hätte beſinnen können. Die Briefe Fernau's, die ſie in Italien, das ſie ſofort aufſuchte, empfing, meldeten ihr das Erlebte, doch ohne jede Anklage. Graf Wildenſchwert war außer-

halb Europas. Als nach mehr als Jahresfriſt Jadwiga zurückgekehrt war, wohnte ſie anfangs auf einem ihrer immer noch zahlreichen Güter. Als ſie dann endlich nach einigen Jahren in die Reſidenz kam, war der Carneval in vollem Gange. Fernau ſtimmte zur Feier des endlich wieder in der Stadt genommenen Aufenthalts für die ſofortige Entfaltung aller Mittel des Hauſes, ohne ſich dafür auf eine Motivirung einzulaſſen. Der erſte Verſuch, den Fernau machte, eine Gasbeleuchtung in eine Suite von Zimmern und einen künſtleriſch dekorirten Tanzſaal einzuführen, war in ſolchem Grade innerhalb der Geſellſchaft epochemachend, daß aller Läſterung, die wenigſtens ihr eigenes Ohr hätte vernehmen können, darüber der Mund zugehalten wurde.

Bei alledem ſchlich ſich in das Leben der beiden Gatten eine unangenehme Selbſtverſtändlichkeit ein, die, daß ſie ſich über das Daſein jenes räthſelvollen Jünglings und die Läſtigkeit der Nähe, in welche zu ihnen immer und immer dieſen die Ungunſt der Umſtände führte, recht zu beklagen hatten. Meiſtentheils converſirten die Gatten darüber, der etwa lauſchenden Dienerſchaft wegen, franzöſiſch. Doch zeigten ſie keine Aufregung. Immer war es ein ruhiges, tonloſes, nur bei Jadwiga zuweilen mit verſagendem Athem vorgebrachtes — Apropos, wo Keiner etwa den Andern fixirte, Keiner etwa verrieth, daß er ſich verrathen ſah, Jadwiga in ihrem Ver-

brechen, Fernau in ſeiner Ueberzeugung, daß ſeine Frau es ihm zu Liebe begangen. Der Gegenſtand, der dabei auf dem Spiele ſtand, war zu ernſt. Es handelte ſich um Jadwigas Vermögen, um die Zukunft ihrer Kinder.

Das Bedürfniß Jadwigas, den Schein aufrecht zu erhalten, als hätte ſie einſt, als ſie den Grafen Wildenſchwert verließ, nur das Richtige getroffen, war in ſolchem Grade für ſie maaßgebend, daß ſie ſelbſt die Verringerung ihres Vermögens, die ſich allmälig herausgeſtellt hatte, ohne Murren ertrug, ohne Scenen herbeizuführen mit dem Veranlaſſer derſelben. Soviel Einſicht beſaß ſie, allmälig zu erkennen, daß der raſtloſen Verbeſſerungs- und Projektenſucht, die auch Fernau, doch in anderer Art, als den Grafen, beſchäftigte, keine finanzielle Intelligenz zum Grunde lag. Bald ſollte ein Gut verkauft werden, um ein anderes zu erwerben, oder es ſollten Fabriken angelegt, die Oekonomieen hier und dort mit Brennereien, Brauereien verbunden werden. In den Anſchlägen nahm ſich alles das prächtig aus und liebevoll ſagte ſie zu allem Ja. Aber mit der Zeit mußte ſie bemerken, daß die flüſſig gemachten großen Summen nur theilweiſe für die neuen Schöpfungen verwendet wurden. Geriethen dieſe dann darüber in Stocken, ſo ſtellte ſich ein neues Bedürfniß baarer Geldzuſchüſſe ein. Des ſeltſamſten Schachers und Finanzbetriebes nahm es in Fernaus Arbeitszimmer kein Ende. Als Theodor Wald-

ner auftauchte, als ihre Ehre, ja, wenn die Gerichte gewollt hätten, ihre Freiheit nur von dem einzigen Zeugniß des gefänglich eingezogenen Wülfing abhing, da kam ihr, als sich gleichzeitig die Spekulationssucht ihres Gatten mit immer ungünstigeren Resultaten anließ, der Gedanke: Er legt wohl zurück für sich, für seine Kinder —! Er fürchtet doch, es könnte noch ein Tag kommen, wo Wildenschwert seinen Sohn und mit ihm mein Vermögen einfordert —! Und wie lange werde ich selbst noch leben —! setzte manchmal ein Schmerzensruf hinzu aus dem gedrückten, schuldbeladnen Herzen.

Wenn auf offnem Meer der Sturm die Wellen peitscht, wenn das gewaltige Element an die Speichen eines hinundhergeschleuderten Schiffes schlägt, wenn es Lücken findet, um einzubrechen, so sucht die äußerste Anstrengung der Mannschaft das Leck zu stopfen. Es gelingt auch. Aber der Wasserstrahl bricht an einer andern Stelle ein, an einer zweiten, dritten. Alle Mühe ist umsonst. Zu die Rettungsboote muß man sich flüchten und das große Fahrzeug sinken lassen.

So schon zuweilen ergriff Jadwigen die Verzweiflung, wenn sie sah, wie sich Folge an Folge ihres Frevels an sie anklammerte, Eine Nachwirkung der begangenen Schuld nach der andern. Wülfing und Hennenhöft waren zu versorgen. Staudtner, der Sohn des Medizinalraths, schrieb und empfahl einen alten Schulmeister, der aus Gesundheits-

rückſichten auf's Land verſetzt zu werden wünſchte, den Rektor Neſſelborn. Der jüngere Neſſelborn, dem die Erinnerung an jene beiden Tage damals auf Schloß Wildenſchwert zu Kopf geſtiegen war und ihn zu Huldigungen fortgeriſſen hatte, die anfangs der Gräfin erheiternd, ſpäter unbequem wurden, doppelt unbequem, da ſie nach ihrer Flucht von Wildenſchwert nirgends Spuren ihres Verweilens, ihrer Briefadreſſen zurückzulaſſen wünſchte, rückte wieder in ihre Nähe mit Vorſchlägen und Bitten, die ihr den Charakter einer Drohung anzunehmen ſchienen. Die Art, wie Neſſelborn den Findling von der Waldmeiſterei zu ſich genommen hatte, erſchien ihr wie eine offne Feindſeligkeit, wie eine Rache. Nun mochte ſie ſich vollends nicht die Mittel zur Anlegung eines Erziehungsinſtituts abtrotzen laſſen. Abtrotzen, ſo hieß ihrem bedrängten Gewiſſen der zuverſichtliche Ton der aus Bruckbach gekommenen erneuerten Bitten. Als ſie nun da erſt recht die Bitte abſchlug und ihr dafür die ihr ſo gräßliche Verpflanzung des Findlings auf ihr Gut Steinthal zurück, zu Neſſelborns Vater, zu Theil wurde, da fand ſie ſich endlich bereit, die Briefe zu verſtehen, in denen die ehemalige Nachmittagspredigerin von Theodor Waldners — Erinnerungen geſchrieben hatte, Erinnerungen, die erfunden waren, ſich aber vollkommen auf die ehemalige Gräfin deuten ließen. Da ſtreckte ſie denn endlich Neſſelborn die Mittel zu ſeinem pädagogiſchen Beginnen vor, ja gewährte

ihm die bequemſten Hypotheken ſogar auf ein Haus, das er ſich kaufte. Dann wieder meldete ſich jener Advokat, den ſie einſt wie eine Kartenlegerin beſucht hatte und empfahl ihr ſeinen Sohn. Auch dieſen unterſtützte ſie und nahm ihn ſogar ganz zu ſich. Und die Entſchiedenheit dieſes jungen Gelehrten, ſein Tadel ihrer Söhne ſchien ihr wiederum einen Hinterhalt zu haben, den Charakter einer Auflehnung zu tragen. Als dann zuletzt gar Waldner in ihre unmittelbare Nähe kam, zurück zu Neſſelborn, ſogar in Berührungen mit ihrem Schwager, dem Präſidenten, da wurde ihr ihre Lage unerträglich. Sie reiſte ihren Söhnen nach. Hatte ſie doch auch die Nachricht erhalten, daß dieſe ihre Freiheit mißbrauchten und jenes Mentors, des, wie ſie behaupteten, ſie gängelnden und vor den Studenten lächerlich machenden Hofmeiſters, enthoben ſein wollten. Der junge Philolog hatte ſich nicht wieder mit ſeiner Stellung, die ihm bei dem blinden Glauben der Mutter an die gute Natur ihrer Söhne eine unmögliche geworden ſchien, ausgeſöhnt und ſie verlaſſen. Die Mutter war von der Univerſitätſtadt zurückgekehrt, beim Abſchied faſt erdrückt von den Küſſen ihrer Söhne, die ihr verſprachen, alle ihre Hoffnungen zu erfüllen und durch ihr Betragen die ihnen zugeſtandene Selbſtſtändigkeit zu verdienen. Da trifft ſie in ihrem ſchönen Hauſe in der Schloßſtraße die Meldung von fünftauſend Thalern, die ihr Neſſelborn zurückerſtattet haben ſollte — das Geld ſelbſt

aber fehlte. Nun ſchüttelte ſie wieder den Kopf über dies ihr räthſelhafte Sichfühlen des doch noch immer gebundenen Schuldners in der Vorwerkſtraße, der ſogar den Eintritt des jungen Hellwig in die Neſſelbornſche Anſtalt genehmigt hatte. Dann bei ihres Gatten Zurückbehalten der gezahlten Summe angekommen, ſtockten ihr alle Gedanken. Eine Peinlichkeit reihte ſich an die andre.

Als an den erſten Abenden nach ihrer Rückkehr Fernau ſeiner Gattin eine beſondere Befliſſenheit gewidmet, ſeine Caſinoausgänge noch nicht wieder aufgenommen hatte, billigte ſie von Herzen alles, was Fernau in dieſer Zeit gethan. Sie lächelte, halb zweifelnd, halb gläubig über ſeine Profezeiung, dieſer Winter würde ſich ganz beſonders erfreulich anlaſſen.

Ihr von einer mattbrennenden Ampel erleuchtetes Boudoir enthielt einen kleinen ofenartig eingerichteten Kamin, der eine behagliche Wärme verbreitete. In gewählter Toilette lag ſie da eben ausgeſtreckt auf einer Chaiſelongue. Sie hatte den Gatten auf einem niedrigen Seſſel zu ihren Füßen ſitzen.

Sie erzählte ihm von den Söhnen, tadelte deren Unregelmäßigkeiten, glaubte ſich jedoch für das gute Herz derſelben verbürgen zu dürfen.

Der Geſprächsſtoff war bald erſchöpft. Sie konnte nicht mehr hoffen, den nach Art der Blondins noch leidlich Jugendlich-Gebliebenen durch ihre Perſon zu feſſeln. Seit einiger Zeit hatte ſie ſich dem Alter genähert. Die Furchen der Stirn, die ſich ſonſt

nur beim Nachdenken eingestellt hatten, waren stehen geblieben und Runzeln geworden. Ihre Hände waren mager. Aufgelaufene Adern entstellten sie dermaßen, daß sie selbst im Hause Handschuhe trug. Der Winterumzug aus Wolmerode in die Stadt war diesmal schon im Frühherbst vollzogen.

„Die Lektion, die wir Nesselborn geben wollten, hat nicht viel gefruchtet —" begann Fernau, sein wohlgepflegtes Haar streichend und den Rauch seiner Cigarre von sich blasend.

„Welche Lektion —? Was nicht gefruchtet —?"

„Wir hätten die ganze Summe zurückfordern sollen —"

„Ja so! Jenes Darlehen —! Apropos, wozu sind die fünftausend Thaler verbraucht worden —?"

Mit etwas verlegener Stimme und einen durch verschluckten Tabacksrauch hervorgebrachten Hustenanfall affektirend, antwortete Fernau:

„Du weißt von den Kalkbrennereien in Tiefenort, an denen ich mich betheiligt hatte —! Immer ist das noch die alte Geschichte —!"

Die Gattin schwieg. Sie wußte, es sollte sich wieder hier um eine jener Rückzahlungen handeln, die schon seit lange angefangen hatten, eine seltsame Rubrik zu bilden. Immer waren es erwiesene und unbestreitbare Gewinne, die sich durch allerlei unvorhergesehene Nebenumstände in baare Verluste verwandelten.

Zeit, sich darüber nach einer Empfindung hin zu

äußern, die ſie ſchon lange hegte und der ſie endlich einmal Ausdruck zu geben wünſchte, ließ ihr Fernau nicht viel. War er doch in eine Mittheilungsluſt gerathen, die ihm auch „zu angenehm“ ſtand —! Auch heute war dieſe auf die noch jetzt in ihren, unter den bitterſten Leiden genommenen zweiten Mann verliebte Frau von beglückender Wirkung. Fernaus Rede war in ſolchen Fällen der Ausbruch eines ungezügelten Temperaments. Die Worte überſtürzten ſich vor Lebhaftigkeit der Mittheilung. Die Anſchauungen kamen ihm immer neu, wenigſtens für Jadwiga. Keine Schwierigkeit gab es für irgend etwas in der Welt, falls nur muthige Combination es als möglich verfolgte. Und immer hatte Fernau dabei die Logik, die geſunde Vernunft, das Recht auf ſeiner Seite. Es war die Sprache jener männlichen Zuverſicht, die ſchon Tauſende von Frauen in's Unglück geſtürzt hat.

„Haha,“ rief er aus, „Neſſelborn hat Hülfsquellen —! Ich glaubte anfangs, es würde lange währen, bis er vielleicht nach Bukareſt geſchrieben hätte, wo ſeine Töchter ſchwerlich mit Stundengeben Dukaten verdienen! Aber ſein Bankier wohnt in ſeinem eigenen Hauſe — in dem unſrigen! Seine Nichte war es, die grade die volle Summe beſaß, die für Tiefenort nöthig war. Das ſoll ein Darlehn jenes Mädchens ſein, welches den Waldner“ — Fernau räuſperte ſich — „beſſer erzogen hat, ſagt man, als Seine pädagogiſche Weisheit, ihr Herr Onkel ſelbſt. Wenigſtens

im Schlittschuhlaufen soll ihn Niemand übertreffen. Staudtner erzählt mir Wunderdinge, wie diese junge Dorfschöne commandirt im Hause. Staudtner, der Aermste, der das Unglück hatte, einen jungen Engländer in der Pension nicht durch den Typhus bringen zu können, mußte erleben, daß man ihm sagte, die Existenz des Instituts erforderte ein Opfer —! Man hat Staudtnern gekündigt —! In Wahrheit freilich nur, um dem baldigen Schwiegersohn Bögendorfs, einem gewissen Wedemeyer, ein Piedestal für seine Existenz zu geben —"

Wie war doch jetzt die in ihrer Jugend so freie, ungefesselte Jadwiga so eingeengt —! Links und rechts lagen in ihres Gatten Bericht für sie nichts, als Fußangeln. Staudtner und Bögendorf — sie mußte ja mit beiden halten —! Gegen den Schulrath hier in diesem stillen Raum etwas zu äußern, würde wahrer Undank gewesen sein. Hier und in einem entsprechenden Boudoir auf Wolmerode hatte „der beste Freund ihres Vaters", wie Jadwiga den Schurath nach ihrer leidlichen Aussöhnung mit den Saldern zum Ottenfels und den von Pfannenhauers vorzustellen pflegte, oft genug gesessen und die Versicherung gegeben, er würde alles aufbieten, die Söhne des Hauses durch's Examen zu bringen. Die Prüfungskommission für jene „Wilden", die Nichtbesucher öffentlicher Lehranstalten, pflegte streng zu sein. Und so sehr Doctor Hellwig versichert hatte, sie besäßen beide

auch nicht einen Anflug der nöthigſten Reife, Bögendorf hatte in dieſem Fall das Vorurtheil zu brechen verſtanden, das die Herren der Prüfungskommiſſion gegen die in den regelmäßigen Schulen nicht gebildeten Wildlinge zu beherrſchen pflegt.

Der Humor des Gatten erlebte eine Conſequenz, die ihn dafür, daß es nur ein gemachter war, beſtrafte.

Bei ſo viel guter Laune, wie ſie da ſo eben den immer redſeliger Gewordenen zu beherrſchen ſchien, ließ ſich ja wol ein Geſtändniß wagen, das Frau Jadwiga auf dem Herzen hatte. Nun kam eine Mittheilung, die ihren Gatten nicht wenig in Verlegenheit ſetzte.

„Lieber Otto," ſagte ſie, „zürne mir nicht über einen Schritt, den ich ſchon von der Univerſität aus gethan habe und nun faſt bereue —! Der Unmuth über ſo viel Erfahrungen, die ich dort machen mußte, überwältigte mich. Ich ſchrieb nach Steinthal an den guten Anbelang —" (der Schnelldenker wurde jetzt Direktor genannt) — „er ſollte auf vierzehn Tage zu uns kommen, ſollte hier bei uns wohnen und ſich einmal gründlich einer Reviſion unſers geſammten Vermögensſtandes unterziehen. Er ſchreibt mir, daß er morgen eintreffen würde. Nimm ihn freundlich auf! Leiſte ihm für ſeine Aufgabe — Du weißt, er wird ſie mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit zu löſen ſuchen — jeden Beiſtand! Gieb ihm die volle Einſicht in Alles und Jedes, was er erfahren

zu müſſen in der Lage ſein wird. Keine Zurückhaltung, keine Vertuſchung! Ich bitte Dich ſehr darum, lieber Otto! Die Frage iſt in der That zu wichtig —"

„Ich begreife Dich nicht. Warum iſt ſie ſo wichtig —?" entgegnete der heftig erſchreckende Otto, der mit ſoviel Beſtimmtheit lange nicht angeredet worden war.

„Unſern Söhnen muß der Glaube an die Unerſchöpflichkeit meiner Reichthümer genommen werden —! Ich hatte gedacht, ich laſſe Anbelang nicht früher nach Steinthal zurück, bis nicht dieſe Bilanz auf Heller und Pfennig vor mir liegt —!"

„Hm! Hm —!" war alles, was über Fernaus Lippen kam.

Aber ſchnell hatte er ſich in die Anordnung ſeiner Gattin gefunden. Mußte er ſie doch leicht zu nehmen ſcheinen. Er ertheilte ihr ſeine volle Zuſtimmung.

Darüber war ihm aber doch die Cigarre ausgegangen. Eine Weile ſaß er nachdenklich am Kamin und ſchlug die Beine übereinander. Dann legte er einige Scheite Holz in die noch glühende Aſche und that, als ſchüttelte ihn ein von außen kommender Froſt.

„Singe mir ein wenig!" ſagte Jadwiga und wollte damit dem ehemals berühmten Tenor, der in den Geſellſchaften noch oft der Aufforderung, ſich an's Klavier zu ſetzen und einige Lieder vorzutragen, Gehör ſchenkte, etwas Schmeichelhaftes ſagen. „Ich ſehne mich recht nach einem Deiner Lieder —!"

Der Mann der unverwüſtlichen Jugend lehnte die Aufforderung ab, Katarrh, die rauhe Jahreszeit vorſchützend. Unruhig ging er auf und ab, antwortete zerſtreut und erklärte endlich, es würde ihm doch gut thun, noch eine Stunde in's Caſino zu gehen. Man bereitete dort einen berühmten Eierpunſch, der ihm in ſolchen Fällen zu bekommen pflegte.

„O thu' das!" ſagte Jadwiga, liebevoll beſorgt. Sie bat ihn nur noch, ſich ja dafür des Wagens zu bedienen. Das Wetter war rauh und ſtürmiſch.

Mitten in ihren Auseinanderſetzungen war ſchon Fernau verſchwunden. Noch rief ſie ihm die Bitte nach, ſie hoffen zu laſſen, daß er zurückkehrte, wenn ſie noch wach wäre — eine Aufforderung, die Jadwiga jedesmal wiederholte, ohne jedoch anzunehmen, daß ſie ſich auf ſeine dann erfolgende liebenswürdigſte Zuſicherung verlaſſen konnte. Seitdem ſeine Söhne aus dem Hauſe waren, kam er ſchon zuweilen vor Morgens nicht heim.

Zum Glück für ihn liebte ſeine Gattin nächtliche Einſamkeit. Sie ſuchte ſchon um ſo zeitiger den Schlaf, als er ſie, wenn ſie ſich gelegt hatte, doch floh. Die Controle, daß ſie genau die Stunde angeben konnte, wann Fernau vom Caſino kam — früher meiſtens doch noch vor Mitternacht — fing für beide Theile an, recht peinlich zu werden.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Der Schnelldenker erschien.

In den für ihn bestimmten Zimmern des wohnlichen Hauses hatte er sich mit Bequemlichkeit eingerichtet und auf jede Anweisung, die ihm gegeben wurde, in seiner Art die zustimmende Antwort schon zuvor ausgesprochen.

„Ich habe Ihre Verdienste schon bei meinem ersten Mann erkannt —“ sagte die bekümmerte Frau, die seine Einsicht und Gewissenhaftigkeit zu Hülfe gerufen hatte; „Sie haben mich den Gedanken, Sie an meine Interessen zu fesseln, nie bereuen lassen. Auch jetzt werden Sie mich verstehen, lieber Anbelang! Kein Jahresbudget ist es, um das es sich handelt, kein Ueberschlag für irgend eine gelegentliche Unternehmung, sondern sozusagen ein Kassensturz, wie ihn ein Minister macht, wenn er einmal den Staatsbuchhalter überrascht! Da soll nirgendwo Blei statt Silber in den Düten stecken, kein Sand in den Säcken. Keine Uebertragung von Einem auf's Andere soll

Illuſionen ſozuſagen in Permanenz erklären! Ich will jetzt —"

„Was gnädige Frau noch beſitzen," ſagte Herr Anbelang gleichzeitig mit dem Anfang des Satzes, deſſen Zuendeführung mit „— wiſſen —" der Gräfin erſpart blieb.

Die kleine Pauſe des Stutzens über eine mit unerwarteter Schnelligkeit kommende Antwort, an die ſich Jeder gewöhnen mußte, der mit dieſem überhöflichen Mann verkehrte, war vorüber. Frau von Fernau fuhr zu bekennen fort, ſie erwartete alles Kommende mit dem größten Vertrauen auf die Hülfe, die ſie herbeigerufen hätte. Den Gedanken, Anbelang würde mit ihrem Gatten unter Einer Decke ſpielen können, konnte ſie ſchon um deßwillen nicht hegen, weil ſie jede Regung des Mißtrauens, die ihr gegen Fernau ſelbſt aufſtieg, als etwas ihrer nicht Würdiges unterdrückte.

Acht Tage waren vergangen. Den Oekonomiedirektor hatte man oft eingeſchloſſen gefunden, wenn man ihm klopfte, um ihn zum zweiten Frühſtück, ſogar noch, wenn man ihn Abends zum Thee abrufen wollte. Oft hatte man Fernau ſehr laut mit ihm peroriren hören. Doch mußte wol zwiſchen beiden keine Differenz obwalten; denn bei Tiſch floß Fernau vom Lobe des beſonnenen und gewiſſenhaften Mannes über, ja vor vielen Anweſenden (an Gäſten fehlte es beim Mahle ſelten) behauptete er Schritte ge-

than zu haben, um nicht nur durch einen landesherrlichen Orden, ſondern auch durch den Titel eines Rathes die Verdienſte belohnt zu ſehen, die ſich Anbelang, obſchon in Privatdienſten ſtehend, doch zugleich um die Polizei, die Wegbeſſerung und das Wohl des Staates überhaupt erworben hätte.

Nichtsdeſtoweniger wurde eines Morgens, als ſich der entſcheidende Richter zum Empfang bei Jadwiga gemeldet hatte, die hohe ſtolze Frau durch die Reſultate, die ihr vorgelegt wurden, beinahe einer Ohnmacht nahegebracht.

Anbelang hatte ihr geſagt und dabei verlegen auf einen großen ſauber liniirten, mit grüner, rother, ſchwarzer Dinte ausgezeichneten Großfoliobogen geblickt:

„Gnädige Frau, Sie ſtehen noch jetzt als einer der reichſten Namen unſeres Vaterlandes da, wenn auch allerdings außerordentlich bedeutende Einbußen Ihres Vermögens haben regiſtrirt werden müſſen! Der Complex Ihrer Güter, Ihrer Hypotheken, Ihrer Staatspapiere und Antheile an induſtriellen Unternehmungen betrug bei Ihrer Verheirathung mit dem Grafen Wildenſchwert anderthalb Millionen. Dies Vermögen würde ſich durch den Tod Ihres ſeligen Vaters auf eindreiviertel Million geſteigert haben, wenn Sie nicht, wie Sie ja wiſſen, die Auseinanderſetzung mit dem Grafen Wildenſchwert ſeit nunmehr über zwanzig Jahre um jährlich zehntauſend Thaler verkürzt hätte —“

„Aber jetzt — jetzt —!“ hatte Jadwiga dieſen Rückblick auf die Vergangenheit mit Dringlichkeit unterbrochen.

„Die Aktiva betragen —“ fiel Anbelang ſchon nach dem erſten „Aber jetzt —?“ ein und knatterte dabei mit ſeinem kalligraphiſch betrachtet vollkommen muſterhaften Bogen —

„Aktiva —!“ hatte ihn Jadwiga ſofort unterbrochen und die Worte: „Haben wir denn belangreiche Paſſiva — Paſſiva, von denen überhaupt die Rede ſein kann —?“ verhallen laſſen in dem fernern Vortrag des wie in ſtarre Zahlen verwandelten Mannes, der ſich räuſpernd und mit dem Kopf ſchüttelnd bereits der Misdeutung ſeiner Worte vorzubeugen ſuchte und fortfuhr:

„Die Verringerung Ihres Beſitzſtandes, gnädige Frau, iſt nicht gering. Es kommt leider auf mehr als eine halbe Million hinaus. Unglückliche Verkäufe — falſche Spekulationen — ähnliche Urſachen ſind Ihnen wol erinnerlich. Doch ſtehen Sie immer noch mit circa 800,000 Thalern feſt! Die ſchwebenden Paſſiva, etwa 50,000 Thaler treffen auch nur — hm! hm! — Herrn von Fernau — allein —“

„Meinen Mann — allein —? Seit wann hat denn —?“

Jadwiga ſchwieg. Die Worte, die ſie zu ſprechen beginnen wollte, hatte ſie vor Anbelang nicht nöthig auszuſprechen. Schon als ſie angefangen hatte nur

zu ſagen: „Die Finanzen meines Mannes ſind ja —“ hatte ſich ſchon der treue Verwalter ihre Rede dahin vervollſtändigt, daß ſie hätte ſagen wollen: „ſind ja auch die meinigen —!“ oder etwa: „Wie kann mein Mann, der keinen Groſchen Vermögen hatte, als ich ihn heirathete, beſondere Schulden haben —?“ Anbelang antwortete bereits:

„Beſſer iſt beſſer! Ich habe doch vorgezogen, gnädige Frau, die einzelnen Titel zu trennen, die Ueberträge von Separatausgaben auf den allgemeinen, ich meine auf den Beſitzſtand der ehemaligen Gräfin Wildenſchwert nicht zu dulden und ſtreng alles, was Deficit iſt, in der Rubrik zu laſſen, wo es als Schuld — contrahirt wurde —“

„Das — Meiſte davon —“ hauchte die tiefbetrübte Frau — „ſtammt wol aus —“

„Bitte um Vergebung, aus neuerer Zeit,“ lautete die vernichtende Antwort, die der Gräfin die Worte: „früherer Zeit“ erſpart hatte. „Dieſe Incongruenz der einzelnen Poſten iſt ſogar allerneueſten Datums. Eine Anleihe bei einem Bankier — einem etwas verrufenen Geldoperateur — ſteht dermaßen ſozuſagen nackt und uncachirt da — oder — wie ſoll ich mich ausdrücken —? daß ich bedauern mußte, auf Vorzeigung der Unterſchrift zu dringen, die Sie ja, gnädige Frau, für alle entſcheidenden größeren Summen, ob als Einnahme oder Ausgabe, bei allem Vertrauen auf Herrn von Fernau, ſchon um deßhalb ſich

bedingen mußten, weil eine ſolche von Ihnen, als der eigentlichen Eignerin des vorhandenen Vermögens, geſchäftlich verlangt wird. Es ſollte mir leid thun, wenn ich mir das Misfallen Ihres Herrn Gemahls, meines gnädigen Herrn, zugezogen hätte. Ich bitte Sie daher—"

„O ſeien Sie ohne alle Sorge!" unterbrach Frau von Fernau; nahm die Bilanz ſelbſt zur Hand, richtete den Blick auf die letzten Poſten, die Poſten neueſten Datums, und überzeugte ſich unter Anderm, daß die als zurückgezahlt notirten 5000 Thaler von Neſſelborn nicht für jene Kalkbrennerei, ſondern zu einer Zahlung an jenen genannten Bankier benutzt worden waren, eine Firma, mit der ſie ſelbſt in keiner Verbindung ſtand. Sie bewunderte nur, wie ihr Mann dieſen Schaden ſo offen hatte erſichtlich werden laſſen. Darunter litt ſie in ſolchem Grade, daß ſie die Bemerkung auf den Lippen hatte: Ließ ſich denn da nichts erfinden, um mich zu täuſchen?! Nichts, was mir die mein Herz zermalmende Frage erſparte: Was hat denn Otto mit dieſen 5000 und in der Totalität mit jenen 50,000 Thalern überhaupt vorgenommen?!

Anbelang hörte dieſe Bemerkung vollkommen klar, doch nur im Geiſt. Wenigſtens paßten darauf die Worte, die er ſprach:

„Wenn ich es aufrichtig geſtehen ſoll, gnädige Frau, ſo wurde mir dies unwillkommene Ergebniß meiner Vergleichung der mir vorgelegten Bücher dadurch erleichtert, daß mich Herr von Fernau zum

Dolmetſcher eines Geſtändniſſes gemacht zu haben ſcheint, das er Ihrer liebevollen Nachſicht ſelbſt zu machen nicht die Ueberwindung hatte. Er wünſchte ausdrücklich, ich ſollte Ihnen geſtehen, daß ihn ſeit einiger Zeit die Leidenſchaft — des Spiels beherrſcht —!"

„Das iſt nicht wahr —!" rief Jadwiga im Ton der äußerſten Entrüſtung.

„Gnädige Frau —!" entgegnete Anbelang mit gekränktem Ehrgefühl.

„Mißverſtehen Sie mich nicht, lieber Direktor —! Die Unwahrheit ſoll Sie nicht treffen — Nein, nein — ſie ſoll nur —"

Ihre Worte erſtarben. Dieſe konnten ohnehin nicht alles ſagen, was ſie dachte. Ein Klang wie aus der Tiefe des Grabes war es, als ſie vor ſich hin murmelte: „Mein Mann war nie ein Spieler —!" Das konnte wie ein Zweifel an dem von ihm angegebenen Motiv ſeiner Privatſchulden klingen. Anbelang faßte es ſo und ſchwieg. Nur noch darum bat er, ihn heute von ſeiner Antheilnahme am allgemeinen Mittagsmahl zu befreien.

„Sie haben nichts von Fernau zu befürchten —!" ſprach Jadwiga. „Doch wie Sie wollen —!" ſetzte ſie mit gemachtem Lächeln hinzu. In dieſem Lächeln lag der tiefſte Schmerz. Ein verlorenes Leben lag im Ton dieſer wenigen Worte, die der Direktor mit einem gewiſſen Muth aufnahm. Denn noch ehe das ominöſe

„befürchten" durch die Luftwellen des kleinen Zimmers ausgezittert hatte, ſprach er ſchon:

„Ich würde auf alle Fälle meiner Pflicht genügt haben. Doch geſtehe ich, daß es mir eine Beruhigung iſt, zu wiſſen, ich ſcheide von hier, ohne in Herrn von Fernau Jemand zurückzulaſſen, der mit mir unzufrieden iſt —!"

Noch eine Weile ſtarrte die Tiefbetrübte vor ſich hin. Sie grübelte, womit man ſo viel Geld an den Mann bringen könnte, wenn man nicht ſpielt —? Das Spiel hatte wenigſtens ſonſt Fernau nie gereizt, ſo oft ſie auch mit ihm an die grünen Tiſche berühmter Badeorte getreten war und ihm ihre goldgefüllte Börſe in die Hand gedrückt hatte mit der Aufforderung, die Leidenſchaft, die ſie ſelbſt ergriffen hatte, unter dem Deckmantel ſeiner eigenen zu befriedigen.

Dann, als ſie bemerkte, daß Anbelang den Boden unter ſeinen Füßen brennen fühlte und entlaſſen zu ſein wünſchte, ſagte ſie mit gezwungenem Lächeln:

„Und hat Ihnen dieſer Böſe nicht geſagt: Woran Sie bei mir appelliren ſollen —?"

Schon klang die Phraſe, mit gezwungener Süßlichkeit vorgebracht, an ihr Ohr:

„An Ihre Liebe —!"

„An nichts Andres —?" forſchte ſie.

Diesmal blieb der ſchnelle Antwortgeber ſtecken. Denn dasjenige zu wiederholen, was ihm ſonſt noch Fernau als Motiv für die Vergebung dieſer Schulden

geſagt hatte, wagte er nicht. Fernau hatte ihm geſagt: „Deuten Sie ihr doch nur an, wie nothwendig es iſt, daß wir beide in Frieden und gutem Einvernehmen leben —“ Der dunkle Schatten des erſchoſſenen Hennenhöft war vor Anbelangs Augen aufgetaucht, als Fernau ſo drohend Räthſelhaftes mit einer eigenen Malice, ja mit einer förmlich herausfordernden Gleichgültigkeit hingeworfen hatte.

Und ſo auch deutete ſich Jadwiga den Muth Fernau's, ſich zu einer ſo hohen Schuld zu bekennen. Zu bekennen in ſeinen Jahren — als Vater zweier Söhne, denen er das Beiſpiel der Selbſtbeherrſchung hätte geben ſollen — als Gatte einer Frau, die er ſich die Miene gab, durch nichts empfinden laſſen zu wollen, daß ſie ſchon ihr äußrer Reiz, die Fähigkeit, noch zu feſſeln, verlaſſen hatte —! Nichts Andres hatte er ſagen wollen, als: Du biſt denn doch wohl in der Lage, Gnade um Gnade zu üben —?!

Als die Tieferſchütterte allein war, verſuchte ſie im Zimmer auf- und abzugehen. Sie öffnete noch andere, ebenfalls geheizte Räume. Es fehlte ihr an Luft, die ihre Bruſt bedurfte, um geregelt athmen zu können. Was ſie ſo oft in flüchtigen, mit Gewalt von ihr niedergekämpften Regungen geahnt hatte, das ſah ſie jetzt verwirklicht. Fernau hatte ſie nie geliebt. Von je war es nur ein ſinnlicher, leidenſchaftlicher, eitler Mann geweſen, der die Kunſt der Verſtellung wie ein Meiſter übte, Grundſätze heuchelte, Ehrbarkeit ſelbſt mit dem

Schein der Pedanterie heuchelte. Eine gewiſſe Miene von Frivolität, die auf Sekunden über ſein Antlitz ſtreifen konnte, wurde jetzt von ihr begriffen. Nicht mehr ſah ſie dieſe verſcheucht von jener andern Miene der Reſpektabilität, die ſtereotyp auf ſeinem Antlitz thronte. Jetzt dehnte ſich ihr dieſe Miene aus, wurde ſtarr, wurde das fauniſche Grinſen eines Wüſtlings. Sie riß die Thür eines Zimmers auf, wo eben für drei Perſonen zum Frühſtück gedeckt worden war und der Diener die Meldung machte, der gnädige Herr hätte ſich entſchuldigen laſſen.

Da ſie nun auch dem Direktor Urlaub gegeben hatte, ſo ſaß die Unglückliche allein. Sie nahm nicht einen Biſſen von den dargebotenen Speiſen. Bei alledem war ihre Sorge, den Umgebungen keinen häuslichen Unfrieden zu verrathen, ſo groß, daß ſie auf die Meldung, der Sanitätsrath Staudtner wünſchte ſeine Aufwartung zu machen, mit angenehmſter Ueberraſchung erwiederte:

„Wenn er — zum Frühſtück — mithalten will — willkommen —!“

Staudtner war ſeit Jahren der Arzt des Hauſes. Da alle Glieder der Familie geſund waren, ſo war er nicht viel in die Lage gekommen, ſeine Kenntniſſe auf die Probe geſtellt zu ſehen. Ferner ritt für ſich allein mediciniſche Steckenpferde, hielt es bald mit der Homöopathie, bald mit Waſſerkuren. Staudtner war tolerant genug, jede mediciniſche Doktrin gelten

zu laſſen, die eine Diät vorſchreibt. „Einmal acht Tage das unterlaſſen, was man ſonſt täglich thut, macht jede Krankheit ſtutzig —!“ So lautete die Lehre des geſellig nicht immer angenehmen, doch zuweilen, wenn er guter Laune war, überall präſentablen Vermittlers der Lehre Epicurs mit der des Antiſthenes. Frau von Fernau war ebenfalls nur ſelten ſeine Patientin. Sie war es um deßwillen nicht, weil ſie mäßig lebte und ſich ſcheute — den Kopf hängen zu laſſen und ſich in hinfälliger Haltung zu zeigen. Für ihre Kinder ſtudirte ſie ſelbſt Medicin. Ueber Scharlachkrankheiten und Croup hatte ſie eine Bibliothek durchgeleſen. Daß Staudtner ihr Hausarzt hieß, war ebenfalls nur eine Folge jenes Frevels, den ſie begangen, und ein Glied mit in der Kette der Rückſichten, die ſie zu nehmen hatte oft ganz wider Willen und Neigung. Nur gegen Weihnachten machte Staudtner ſeine Beſuche mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit — der Gewohnheit wegen, daß man ihm zu Neujahr einen mit zwanzig Friedrichsd'ors beſchwerten Brief aus dieſem Hauſe ſchickte. Staudtner war geizig. Die Sommeraufenthalte auf den Gütern der Baronin hatte er der Erſparniß wegen genommen.

„Setzen Sie ſich, Doctor! Bedienen Sie ſich —! Man ſieht Sie ſo ſelten —!“

So ſuchte die Herrin des Hauſes zu ſcherzen und winkte dem heute in einer Toilette Eintretenden, die gewählter war, als ſich der Salon-Cyniker in der Regel

trug. Die Handſchuhe, die Staudtner ſonſt mit der linken Fauſt zuſammenzuballen pflegte, trug er heute an den Händen.

„Was ſoll ich kommen —!“ ſagte Staudtner, hob ſeine blaue Brille, um ſie mit dem Taſchentuch zu putzen, von der Naſe und nahm ſeiner vom Vater ererbten Patientin gegenüber Platz. „In dieſem Jahr ſind wieder in der Medicin drei oder vier, glaub' ich, neue Syſteme aufgetaucht. Da hat Herr von Fernau vollauf zu thun, wieder an ſich ſelbſt zu unterſuchen, ob ſie für ihn ſtichhaltig ſind. Vielleicht wiſſen Sie nicht, was einmal der berühmte Doctor Marcus Herz geſagt hat: Diejenigen Patienten, die ſich aus Büchern curiren, können einmal an einem Druckfehler ſterben —!“

„Gott ſei Dank — wir ſind — geſund —!“ preßte es ſich von Jadwiga's Lippen, während ſie einen leichten Hauspelz von Hermelin fröſtelnd über die Schultern zog.

„Den beſten Theil meiner Kenntniſſe,“ fuhr Staudtner fort, noch nicht das Zittern bemerkend, als ihm die Hausfrau vom Wein einſchenken wollte, „den würde ich jetzt bei Ihren Söhnen anwenden können! Auf der Univerſität war ich ſchon als Student ein vielgeſuchter ſogenannter Paukdoctor und mein ſtarker Verbrauch von Heftpflaſter fiel in den Apotheken dermaßen auf, daß ich anfangen mußte, mir ſelbſt welches zu ſtreichen —“

Dabei ſtrich er ſich ein Butterbrot.

Die beſorgte Mutter, die erſt ſeit einiger Zeit an dem Vorhalten ihrer auf der Univerſität zurückgelaſſenen Weisheitsregeln irregeworden war, entgegnete:

„Meinen Söhnen glaube ich den Muth eingeflößt zu haben, dem Vorurtheil zu trotzen! Sie werden nicht eine empfangene Beleidigung ſofort mit ihrem Leben bezahlen wollen —“

„Wenn ſie aber ſelbſt Beleidigungen austheilen —?“ fiel Staudtner ein, ohne aufzublicken und nur mit dem Sortiren einer Schüſſel kalter Bratenreſte beſchäftigt.

„Ich habe ſie in keiner Schule, in keinem Penſionat bilden laſſen!“ bemerkte die Mutter, die glücklicherweiſe durch die Berührung ihres Lieblingsthemas am leichteſten die Faſſung wiedergewann. „Ich habe auch dadurch die frühe Gewöhnung der Kinder, ſich aneinander zu meſſen und ihre Gewaltthätigkeit auszutoben, hintertrieben. Ein Mädchen, das für ſich allein erzogen wird, bleibt ohne Vorübung zum Streit und zur Klatſchſucht. Zugeſtehen will ich, ein Knabe, der ohne Schulerziehung in's Leben tritt, wird etwas mädchenhaft Schüchternes behalten; ſchwerer wird er ſich anſchließen. Deſto beſſer aber für die beſonnene Wahl ſeiner Freunde —!“

Die eigentliche Abſicht ihrer Vermeidung der Schule, die darin beſtand, die Söhne unliebſamen Spöttereien der Schulkameraden über die Exiſtenz eines Theodor Waldner zu entziehen, war für Staudtner erwieſen.

Nahe lag es, das Bild von hermetiſcher Einſchließung eines Kindes zu erweitern bis zu einer Berührung des unterirdiſchen Kerkers im Waldmeiſterhauſe zu Steinthal. Eine ſolche Anſpielung zu wagen, dafür beſaß Staudtner den Muth und die Bosheit zugleich. Drohungen hielt er zuweilen für nöthig, um Perſonen, von denen er Vortheile zog und auf die er Einfluß behalten wollte, wie er es nannte, zu ducken.

Heute verfolgte er eine andere Fährte. Er ſuchte zur Ausübung einer Rache an Neſſelborn Bundesgenoſſen.

Das Motiv, warum er eine ſolche im Plan haben konnte, hatte die ſich mühſam ſelbſt betäubende Frau bereits wieder vergeſſen. Erſt allmälig gelang es ihr, ſich auch dieſes Theils der ihr von Fernau erſtatteten, von Anbelang beſtätigten Berichte wieder zu bemächtigen. Es wurde ihr erleichtert durch die ironiſchen Worte ihres Tiſchgenoſſen:

„Wie ſicher die jungen Studenten aufzutreten wiſſen, zeigt die Trennung von ihrem Hofmeiſter, der ſich jetzt bei Neſſelborn befindet —“

Staudtner wußte, daß der junge Hellwig ſeine Stellung als eine unhaltbare ſelbſt aufgegeben hatte. Doch wollte er die Frau, die er heute in einer beſtimmten Abſicht beſuchte, weniger gegen ihre Söhne, als gegen Andere reizen. Er fügte hinzu:

„Ich weiß, es haben Differenzen ſtattgefunden,

bei denen ſich der junge Pedant nicht eben dankbar bewies. Ebenſo, wie es von Neſſelborn unverantwortlich iſt, ſofort den jungen Mann unter ſeine Fittiche zu nehmen —"

Jetzt beſann ſich die Mutter der beiden Söhne, die ſoeben im abweſenden Geiſt dieſe ſelbſt mit dem Vater verglichen hatte, und ſagte mit Theilnahme:

„Ja, was hörte ich denn —? Seinem alten Freund und Studiengenoſſen hätte Neſſelborn gekündigt? Ihnen, der Sie bei mir die Anſtellung ſeines Vaters, die ihm ſelbſt gebotene Möglichkeit, ſo viel Lorbern zu ſammeln, durchſetzten, der Vermittler meines Darlehns wurden —? Freilich — jetzt hat ihm ſchon Fernau — den vierten Theil davon —"

Nun ſtockte ihre Rede. Aber Staudtner ergänzte ſie und ſagte giftig, wie mit dem Blick der Schlange, die den Anſatz des Sprunges, den ſie machen will, erſt ausmißt:

„Sie ſind mir ſchuldig, Frau von Fernau, daß Sie ihm — Alles kündigen! Er verdankt dieſe Förderung nur dem Einfluß, den mir Ihre Güte zuweilen auf Ihre Entſchließungen geſtattet. Wenn Sie mir ferner wohlwollen, gnädige Frau, ſo laſſen Sie ihn empfinden, was es heißt, für Uebermuth Strafe erleiden müſſen. Ja, es iſt mir ein Penſionär geſtorben, aber ich hatte das Meinige gethan, dieſer für ein Inſtitut immerhin traurigen Kataſtrophe vorzubeugen. Auf dem beſten Wege war man, den jun-

gen Engländer zu retten. Aber der Typhus gleicht dem Parther, der ſeine ſicherſt treffenden Pfeile im Fliehen abdrückt. Beſter Freund, ich bin meinem Inſtitut eine Genugthuung ſchuldig —! So wagte mir dieſer Menſch zu ſchreiben und bei mündlicher Rückſprache, deren ich ihn noch würdigte, geſteht er mir ſeine Abhängigkeit ein von Bögendorf, deſſen Schwiegerſohn mein Nachfolger geworden! So zu handeln an mir — der ich ihn ſchon einmal gerettet habe! Damals, als ihm die Rache des Wallachen den Untergang drohte —! Kündigen Sie ihm, ich beſchwöre Sie, das ganze Kapital —! Aber auch um Ihretwillen verdient er nicht länger — Ihre Nachſicht."

Wäre die durch die Erwähnung Bögendorfs zwiſchen zwei Feuer gerathene und durch die letzten, obſchon nur leicht hingeworfenen Worte des plötzlich übermäßig und ganz gegen ſeine Gewohnheit aufgeregten Beſuchers nicht wenig erſchreckte Frau eine ſchärfere Beobachterin geweſen, als ſie war, ſo hätte ſie die Bemerkung machen müſſen: Doch ſeltſam, was dieſe verneinenden und ſcheinbar fahrläſſigen Köpfe plötzlich ſo poſitiv und thatkräftig werden können, wenn einmal der innerſte Nerv ihrer Intereſſen getroffen wird! In der Regel kaute dieſer Staudtner an ſeinen Worten umſtändlicher, als jetzt an einem Faſanenfuß. Wenn er ſprach, war es ſozuſagen, immer eine Art Knaupeln auch der Worte. Den Anfang einer Rede ſprach er, den Schluß ließ er nur errathen. Jetzt aber

ſtürmten nur ſo die Worte dahin, wie bei jedem andern Menſchenkinde. Eben ſo zornig, eben ſo allgemein und gewöhnlich konnte er ſein, wie die andern Menſchen auch. Alles Aparte, alles die Welt Verachtende eines vornehmthuenden Ideenſonderlings, eines Gedankengarçons, wie er ſich zu bezeichnen pflegte, der ſeine Gedanken keine Ehe mit der wirklichen Welt ſchließen ließ, war dahin.

Förmlich erſchreckt, verſchüchtert und befangen klang es, als Frau von Fernau erwiederte:

„Wird aber das Vermögen ſeiner Nichte ausreichen, ihm ſo ſchnell zum zweitenmal zu helfen —?“

„O das iſt der verkörperte Deus ex machina!“ beſtätigte der verſchmähte Bewerber um die Gunſt Gertruds. „Dieſe Dame macht alles möglich! Sie liebt — nämlich jenen — Theodor Waldner —“

Frau Jadwiga erblaßte.

„Liebt ihn in der Hoffnung, es müßte denn doch wohl ein — Prinz oder ein — Graf — ſein —“

Der Sanitätsrath war grauſam. Im Hervorheben dieſer Worte lag die Andeutung: Thue, was ich verlange, oder auch ich geſelle mich zu Deinen Anklägern —!

„Sie glaubt, daß ſie dieſer Abenteurer zum Dank für ihre Liebe, die ſich bis jetzt erſt im Säumen ſeiner Taſchentücher, im Flicken ſeiner Hemden äußert, auf irgend einen kleinen Thron erheben, in ein Grafenſchloß einführen wird. Die kluge, verſtän-

dige Frau, Frau Hedwig, Ihre Namensſchweſter, gnädige Frau, iſt von ihr völlig unterdrückt und wird eine Betſchweſter werden müſſen. Schon hat ſie davon geſprochen, ihren Töchtern nachreiſen zu wollen und lieber ganz das Feld zu räumen. O, ich ſammle Materialien, um die Anſtalt an den Pranger zu ſtellen —! „Spitzbart der Zweite“ oder „das neue Jahrhundert“ müßte die Wiederholung einer ältern Satyre heißen, die ſchon Einmal erzieheriſchen Schwindel gegeißelt hat. Dabei verſichere ich Sie, gnädige Frau, dieſer Kobold vom Lande, dieſe künftige Thronerbin von Reuß oder Gräfin von Schleiz, wühlt nach allen Seiten hin. Die zufällige Berührung mit Ihrem Herrn Schwager, mit dem Präſidenten, hat eine Erweiterung gefunden, die ſchon bis zu regelmäßigen Einladungen des Waldner geht. Im Vertrauen geſagt, man ſpricht ſogar von einer tragiſchen Verwickelung — von einer Leidenſchaft für Waldner von — Seiten Ihrer — jüngſten Nichte —“

„Mechtild's —?“ unterbrach Frau von Fernau mit dem letzten Reſt von Selbſtbeherrſchung, deren ſie noch fähig war, gegenüber dem grauſamſten Wühlen in ihren Lebensverhältniſſen.

„Wer würde nun,“ kehrte Staudtner auf die eigentliche Mine zurück, die er hatte legen wollen, „wer würde nun für die Summen, die Sie ihm kündigen müſſen, in der That um meinetwillen kündigen müſſen, gnädige Frau, eintreten —? Das muß man abwarten und einem Hauſe zu bedenken geben, wo nichts

als den ganzen Tag geprahlt, ruhmgeredet, gedroht wird! Wiſſen Sie, was Frau Hedwig täglich ſagt? Sie wollten den Findling herumſchicken und anklopfen laſſen bei Fürſten und Grafen! Sie wollten ihm geheime Papiere ausliefern, die genau bewieſen, wo er herſtammt —! Jetzt heißt's täglich: Man wollte doch einmal ſehen, ob Sie es wagen würden, ihnen auch noch den Reſt zu kündigen — —"

In Jadwiga's Herzen wälzte ſich Alles um und um. Sollte Staudtner noch ſo dreiſt ſein können, ihr in's Geſicht zu ſagen, was ſie ſich vollkommen vorſtellen konnte als jetzt bei Neſſelborns täglich geredet —?

In der That machte Staudtner eine Pauſe, beſchäftigte ſich mit dem Wein und den Speiſen und ließ dann wie gleichgültig fallen:

„Graf Wildenſchwert iſt ja auf der Rückreiſe nach Europa begriffen —"

„So — ſo?" ſagte ſein Gegenüber, das vollkommen verſtand, was dies Apropos ſagen ſollte. Es ſollte ſagen, die Neſſelborns werden mit dem Grafen ſowieſo conſpiriren —! Sie drohen bereits damit —! Sie werden überall prahlen, daß die Mutter Theodor Waldners nicht den Muth hätte, ihnen die volle Summe, die ſie ihr ſchulden, zu kündigen —! Und was Neſſelborn's unterließen, für Waldner zu thun, das würde die Liebe jener Gertrud oder wol gar Mechtilds beginnen —! Sollte man da nicht geradezu dieſe Fehdehandſchuhe aufnehmen —? Sich ſtützen auf

Männer von Kraft, wie — eben Staudtner —? Das alles lag in ſeinen Fingerſpitzen, mit denen er auf den Tiſch trommelte.

„Nach einer reichen Anzahl von unter günſtigen Bedingungen für unſre Regierung abgeſchloſſenen Verträgen kehrt unſer Bevollmächtigter, der Graf von Wildenſchwert, von ſeinen langjährigen Reiſen in Aſien und den Inſeln des ſtillen Oceans nach Europa zurück. Ueber die Staaten der Union iſt er bereits glücklich in Liverpool eingetroffen, wo gegenwärtig noch die großartigen gewerblichen Inſtitute ſeine Aufmerkſamkeit feſſeln."

So lautete eine Stelle in einem Zeitungsblatt, das Staudtner aus ſeiner Rocktaſche gezogen hatte und der Gräfin zu leſen gab. Mit dem Ton der vollkommenſten Gleichgültigkeit fügte er hinzu:

„Ich weiß es, Sie leſen die Zeitungen nur unregelmäßig —! Auch Herr von Fernau ſcheint nur — Theaterberichte zu leſen. Sieh, ſieh, daß Sie dieſe Nachricht nicht kannten —! Sie iſt ſchon drei Tage alt. Frau Neſſelborn hielt mir das Blatt, als nach unſerer heftigen Scene ein Verſuch gütlichen Ausgleichs gemacht werden ſollte, mit einem boshaft triumphirenden Lächeln entgegen —"

Staudtner kannte die ſtolze Frau, die ſeine Rache vollenden helfen ſollte, wußte, daß ſie ſich, um ihre Unſchuld zu zeigen, blindlings in die Gefahr ſtürzen würde, wußte, daß ihr Stolz zu groß war, um nicht eben das zu thun, was man von ihr am

wenigſten erwartete. „Schonen Sie um's Himmelswillen dieſe Neſſelborns —!“ Das mochten ihr Andre zurufen, wenn ſie dieſen ſtachelnden Reden gelauſcht hätten. Derjenige, der ſie da eben berieth und ſich, nach der Uhr ſehend, mit den Worten: „Mit noch vollem Munde und nach einer — ich entſetze mich —! faſt geleerten Flaſche ſich zu empfehlen, iſt, ich weiß es, unanſtändig, doch muß ich meiner Patienten wegen aufbrechen —!“ empfahl, ſetzte voraus, daß ſie von all den Dingen, die ihr etwa von Andern aus Klugheit angerathen werden konnten, das Gegentheil, ſomit das von ihm Gewünſchte thun würde.

Im Feuer ſeiner Leidenſchaft hatte ſich Staudtner Glas auf Glas eingeſchenkt und, ohne es zu wiſſen, den Inhalt hinuntergeſtürzt. Er mußte den Fuß kräftig auf den Boden ſtemmen, als er in ſein kleines einſpänniges Coupé, das vor'm Hauſe hielt, zurückkehrte — Noch irgend eine andere Stelle wollte er aufſuchen, wo er Neſſelborn, dem treuloſen, undankbaren Freunde, ſchaden konnte.

Wie eine plötzlich herniederfahrende herbſtliche Windsbraut die ſich ſchon entlaubenden Bäume vollends entblättert, wie der ausgedörrte und wie zu beizender Aſche gewordene Staub auf den Straßen von einem völlig unvorbereitet kommenden heftigen Nordoſt aufgehoben, im Kreiſe gewirbelt werden kann, ſodaß er in trichterförmiger Geſtalt, der verderbenſchwangern Waſſerhoſe auf dem Meere gleich, rundum tanzt und alles mit ſich fortreißt, was in ſeinen Strudel geräth,

und das Auge eine Zeit lang erblinden läßt, den Athem benimmt, den Fuß vom Erdboden fortzureißen droht — ſo giebt es plötzliche Stimmungen in unſerer Bruſt, für welche jeder natürliche Uebergang fehlt.

Jadwiga ließ anſpannen, nachdem ſie ihrem Mädchen gerufen hatte, um ihr zu helfen, Toilette zu machen. Was ſie dabei anbekam, das wußte ſie erſt, als ſie in ihrem Wagen einem kleinen Spiegel gegenüber ſaß. Sie hatte Befehl gegeben: „In den Park!“

Schon fuhr ſie mitten durch die Alleen, als ſie erſt erkannte, daß das Wetter für eine Fahrt im Stadtpark vollkommen ungeeignet war. Eine Schnur, die den Kutſcher regierte, anziehend, befahl ſie, in ein Modemagazin zu fahren. Es war ihr eingefallen, daß ſie einen Winterhut erwartete, der beſſer ausfallen ſollte, als ein erſter geweſen. Da hatte ſie doch Gelegenheit, etwas zu fragen, etwas anzuordnen, hatte ein Ziel, wohin ſie ihre Gedanken, ihre Augen, ihre Schritte richten ſollte. Daran, ſich zu zerſtreuen, dachte ſie nicht. Sie ſagte: „Ja!“ und „Gut!“ und „Schlecht!“ und alles, was man erwiederte, war ihr gleich.

Zunächſt beſann ſie ſich, daß ſie ſchon ſeit lange eine Bildergallerie hatte beſuchen wollen. Durch dieſe rannte ſie eine Weile, kniff die goldne Lorgnette ein, um dies oder jenes Bild zu betrachten, grüßte Bekannte und empfing Grüße. Wohl ſprach ſie auch „Reizend!“ „Anmuthig!“ wohl auch einmal „Abſcheulich —!“ Alles aber mit halbem Bewußtſein.

Dämoniſche Verlockungen kamen ihr. Wie der Falter in die Lichtflamme fliegt, die ihn verzehrt, ſo ſuchte ſie die Stellen auf, wo ſie wie an Abgründen ſtand. Sie fuhr in ein großes Silberwaarengeſchäft und kaufte zwei Hochzeitsgeſchenke für die bevorſtehende ſchließliche Verbindung ihrer verlobten Nichten. Dabei wollte ſie Mechtild in's Angeſicht ſehen, dieſem kleinen — Dings da, das ihr, nun fiel es ihr auf, regelmäßig entglitt, wenn ſie einen flüchtigen Beſuch bei ihrer wenigſtens äußerlich wiedergewonnenen Freundin Linda machte. Zum Austauſch von Vertraulichkeiten kam es nicht mehr zwiſchen beiden. Dieſe Beſuche waren nicht ſteif, im Gegentheil, ſie gaben ſich heiter und hingebend; aber eine Heiterkeit und Hingebung giebt es im Weltleben, die immer auf der Oberfläche bleibt. Das Echo von Lachen, Scherzen, Begrüßungs- und Abſchiedsküſſen läßt ſie zurück, ſonſt aber die völlige Leere.

Die bis zum Aeußerſten aufgeregte Frau kaufte jedem der Paare einen koſtbaren Tafelaufſatz von gediegenem Silber; und da ihr dieſe Gaben noch nicht genügten, noch eine reiche Anzahl von Tiſchgefäßen deſſelben Metalls. Alles das ließ ſie ſogleich in ihren Wagen tragen, fuhr beim Präſidenten, ihrem Schwager, vor, ſchickte erſt den Bedienten mit den Herrlichkeiten hinauf und folgte dann ſelbſt.

Wahrlich an Heiterkeit, Umarmungen und Küſſen fehlte es nicht. Die beſcheerende Fee war die „gute,

herrliche, prächtige Tante!" Sie ſtellte Fragen und gab Antworten, wie jene Uebungsgeſpräche auswendig gelernt werden beim Erlernen einer fremden Sprache. „Wann iſt die Hochzeit —?" „Wo iſt ſie —?" „Wer traut Euch —?" „Was zieht Ihr an —?" „Macht Ihr eine Hochzeitsreiſe —?" „Im Winter —?" „O das iſt unbequem —!" „Da werdet Ihr bald unter dem warmen Dach ſein wollen —!" „Es iſt auch beſſer ſo —! Man ſoll die Ehe beginnen wie ſie iſt! Keine Hetzjagd, eine ſüße Langeweile —" Stoff genug, um eine halbe Stunde lang Wahrheit und Wirklichkeit — (Mechtild ſollte ihren Sohn lieben —!) zu vergeſſen.

Als ſie ſich erheben wollte, um zu gehen, kam Mechtild. Sie war in Hut, Schleier, Regenmantel und wollte, wie die Taute ſie begrüßte, „wol ausgehen —?" Trotz ihrer Verhüllung erſah man einen auffallenden Fortſchritt ihrer körperlichen Entwickelung. Jeder Tag ließ ſie reifer und ſchöner werden, äußerlich und innerlich.

„Sieh doch nur die wunderſchönen Geſchenke der Tante —!" riefen die beglückten Schweſtern.

Mechtild würdigte die koſtbaren Gefäße eines flüchtigen Blicks und that im Uebrigen, als hätte ſie die größte Eile. Sie wäre nur um Abſchied nehmen zu wollen gekommen, um eine der Vorleſungen zu hören, die für die weitere Ausbildung junger Mädchen in großen Städten ſo zweckdienlich gehalten werden.

Jener Wirbelwind, der die Tante erfaßt und auch hierher geführt hatte, war noch nicht vorüber und trieb sie bis an den Rand einer schwindelerregenden Tiefe. Mit zitternden Lippen scherzte sie. Sie sah der für sie so fragwürdigen Erscheinung mit einer Miene des Trotzes in's Angesicht und sagte:

„Nun, Mechtild, wann werde ich denn Dir etwas für die Aussteuer zu schenken haben —?"

„Ich will nichts von Dir geschenkt, Tante —!" sagte das seltsame Mädchen in aller Ruhe und gab damit eine Antwort, die einen allgemeinen Unwillen, bei den Schwestern und der Mutter zugleich, hervorbrachte.

„Sie will in eine Vorlesung —!" suchte letztre das Benehmen des Mädchens zu entschuldigen. „Sie ist zerstreut —"

„O nein," entgegnete Jadwiga, sich auf die Lippen beißend, „ich weiß es schon, Mechtild ist meine Freundin nicht. Aber ich erobere sie mir noch — Machen wir damit den Anfang! Wo ist diese Vorlesung? Ich will Dich dahinfahren, Mechtild —!"

Aber Mechtild war schon verschwunden. Sie hatte sich nur durch einen Blick empfohlen, einen Blick, den so nur die Charakterstärke im Auge hütet, so nur die verhaltene Thatkraft entsendet. Keine Verneigung des Kopfes, noch weniger eine der übrigen Gestalt hatte ihn begleitet. Zum Glück für die Anderen hatte auch nicht offenbare Verachtung in dem kurzen, strengen

Abſchied gelegen. Eher hätte man ihn eine Frage nennen dürfen: Was haben denn wir beide zuſammen — und was willſt Du nur hier —?

Von den Zurückgebliebenen geſchah Alles, um der Tante den unangenehmen Eindruck eines ſolchen Benehmens weniger empfindlich zu machen. Man plauderte, bewunderte noch lange den Werth und den Geſchmack der Geſchenke und wollte etwas von den Couſins hören. Doch ſeltſam, faſt war es, als hätte die Mutter der jungen Studenten, die ſie rühmte, am fragenden Blick der jungen Nichte, die ihre Geſchenke verſchmähte, Wohlgefallen gehabt — mehr wenigſtens, als an einer lärmenden Plauderei, die der Wahrheit aus dem Wege ging. Sie hätte Mechtild zurückrufen und ſie fragen mögen: Kind, ahnſt Du, was in meinem Innern vorgeht —?

Schon ſeit einigen Jahren hatte Linda, die feine Herzenskündigerin, zuweilen bemerkt, daß ihre alte Freundin, ſeit Jahren ihre Schwägerin, die Eigenheit angenommen, eine Weile wie abweſend in Gedanken zu verſinken, dann plötzlich, wie von einer glücklichen Vorſtellung ergriffen, das Haupt aufzurichten und eine ſcheinbar frohe, vollkommen befriedigte Miene zu machen. Wenn ſie dieſe Gebehrde in Concerten, in größeren Geſellſchaften, wo ſich beide begegneten, beobachtet hatte, pflegte ſie ihrem Gatten in's Ohr zu raunen: „Sieh, ſieh, eben klagte ſie ſich des Mordes an! Aber da iſt ihr plötzlich eingefallen: Er lebt

ja noch —! So müßte dem Verbrecher zu Muthe ſein, wenn ihm im Gefängniß geſagt würde: Sei doch getroſt! Deine That iſt ja von Dir nur im Traum vollbracht!

Und wieder mit dieſem Zuſammenraffen ihrer zerſtreuten Gedanken, mit dieſem kurzen Aufleuchten eines wie glücklichen Gedankens erhob ſich Frau von Fernau zum Abſchiednehmen.

Ihr Verſchwinden war wie das eines Geiſtes, der am hellen lichten Tage umgeht.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Immer noch fielen Regen und Schnee gemiſcht vom grauen Himmel. Immer noch glitten die Waſſertropfen an der Außenſeite der Wagenfenſter mit anfangs langſamem, dann beſchleunigtem Fall hernieder.

Bei ſchweren Gedanken, die wir in uns tragen, bei Entſchlüſſen, die zeitigen, Vorſätzen, die ſich in Thaten verwandeln wollen, ſpielt unſere Berührung mit der Außenwelt eine Rolle.

Wer zu Fuß wandern muß, wo ihm Sturm und Regen in's Angeſicht ſchlagen, wer über ſich die Ermüdung Herr werden fühlt, der iſt ſchon oft von einem Gedanken, einem Entſchluß zurückgekommen. Die Straße ſelbſt zerſtreut. Die Begegnung mit Tauſenden, die mit unſerm Schmerz oder mit unſerer Hoffnung nicht zuſammenhängen, lindert und beruhigt. Das Leben iſt ſo bunt, ſo mannigfaltig — was quälſt du dich um eine erlittene Kränkung, die unter dieſen Tauſenden Niemand bekannt geworden iſt —! Warum, wodurch genöthigt willſt du Rache üben! Laß

TAYLOR INST. OXFORD

doch alles hingehen mit dem allgemeinen Strom, der da jetzt auch deiner nicht gedenkt —!

Dagegen — fahrend in einem Wagen, ſich von Ziel zu Ziel ohne Anſtrengung des Körpers bewegend, abgeſchloſſen bleibend in dem engen Raum, wo man an jenen Tauſenden vorüberfliegt, ſie nur überſieht — da hegt und pflegt man ſeine eigene Welt, bleibt zäh am gefaßten Vorſatz haften und redet ſich ein, daß man mit ſeinem Leid, mit ſeiner Hoffnung der Mittelpunkt der Welt wäre. Gewiß ſchön, ſich, ſo wie man iſt, in ſeiner Friſche, in ſeiner vollen Vorbereitung, unentwegt und undurchkreuzt, von Salon zu Salon, Boudoir zu Boudoir tragen laſſen zu können — (Männer der Initiative ſollten nie zu Fuß gehen —!) aber den Grillenfängern und Grüblern wäre zu rathen, bei ihren Bewegungen von Ort zu Ort nur das Trottoir zu beſchreiten.

Wenn zuletzt auch die von ihrem Schmerz und ihrer Sorge Umgewirbelte und nach manchem Beſuch, den ſie noch in dieſem, in jenem Laden gemacht, nach mancher Karte, die ſie da und dort abgegeben, zuletzt den Wagen verließ, den ihr vom Diener beim Ausſteigen übergehaltenen Regenſchirm ſelbſt ergriff und Befehl ertheilte, nach Hauſe zu fahren, während ſie zu Fuß gehen zu wollen erklärte, zum Erſtaunen des Kutſchers und des Bedienten, ſo geſchah dies nicht infolge der Hoffnung, ſich unter den übrigen Menſchen, die da Wind und Regen nicht ſcheuten, zu zerſtreuen und

zu beruhigen. War es doch eine ganz einsame Gegend, wohin sie hatte fahren lassen und wo sie ausstieg, die Gegend am sogenannten Uferthor — —

Von einem Abrathenwollen von Seiten der Dienerschaft konnte keine Rede sein. Eben so wenig von einem Nachblicken, wohin die Herrschaft verschwand.

Diese durchschritt das Uferthor, verhüllte sich tief in ihren Schleier, zog den Mantel fest an sich und ging einsame und morastige Wege dahin.

Die Gegend der Holzhöfe war es. Der Wirbel der Haltlosigkeit, der Schwindel, der die Umirrende erfaßt hatte, führte sie auf den Gedanken, einmal die Wülfings besuchen zu wollen.

Nur von einem einzigen Besuche, den sie einmal nach Wülfing's Entlassung aus dem Gefängnisse in nächtlichem Dunkel bei dem Hausherrn gemacht hatte, erinnerte sie sich der Lage des Häuschens. Sie fand es wieder nach einigen Fragen, die sie da und dort noch an Frauen und Kinder gerichtet hatte.

Des schlimmen Wetters ungeachtet erblickte sie Thätigkeit und Leben um sich her. In hohen Wasserstiefeln gingen Arbeiter und führten in Schiebkarren Holz vom nahgelegenen Ufer in den abgegrenzten Stapelplatz des Wülfing'schen Geschäfts. Andere standen unter Schuppen und sägten oder verkleinerten die gesägten Blöcke in Kleinholz. Jadwiga zog den Schleier dichter vor ihre Augen, aber sie fürchtete sich nicht einmal vor den mächtigen Hunden, die am Tage

frei umgingen und jetzt ihre Nüstern prüfend an Jadwigas Kleider legten.

Wülfings waren daheim. Frau Auguste hatte grade den Mittagstisch gedeckt. Ihr Gatte las die Zeitung, und zufällig eben dieselbe, die sich Jadwiga hatte entgehen lassen. Dem Geschäftsmann bietet sich nicht an jedem Tage die Muße, mit den Ereignissen gleichen Schritt zu halten. Eben hatte der Hausherr die verhängnißvolle Stelle vor Augen, hatte „seiner Alten" die bedeutungsschwere Nachricht vom Wiederkehren des Grafen Wildenschwert mitgetheilt (Frau Auguste ließ fast darüber einen Teller aus der Hand fallen, den sie eben auf den Tisch hatte setzen wollen) und jetzt trat eine Dame ein, die sie schon vor dem Lüften des Schleiers als diejenige erkannt hatten, die an den möglichen Folgen dieser Wiederkehr mehr noch betheiligt war, als sie.

„Frau von Fernau —! Und in dem Wetter —!" rief die Holzhändlerin, indem sie erstaunt die Hände zusammenschlug.

„Setzen Sie sich —!" sagte Wülfing, der sogleich die Erschöpfung ihres Besuchs bemerkte und diese mit dem Ereigniß aus dem Zeitungsblatt in Verbindung brachte. „Was führt Sie zu uns, gnädige Frau?" setzte ihr ehemaliger Jäger im milden Tone hinzu.

So gab sich seit Jahren die Verständigung unter diesen drei Menschen. Die Beweise von Unterwürfigkeit, wie sie die Wülfings gaben, hätte die ehemalige

Gräfin nicht einmal verlangt. Je natürlicher dieſe treuen Freunde, die für ſie gelitten hatten, mit ihr verkehrten, deſto ruhiger ſchlug ihr das Herz.

„Eben lieſt mir da mein Mann vor, was Sie gewiß zu uns führt, Frau von Fernau! Laſſen Sie doch das alles in Geduld gehen! Unſere Schwachheit hat der Herr auf ſich genommen! Gnädig und barmherzig iſt ſeine Güte —!“

Dieſe aus dem Munde der ehemaligen Tagelöhnertochter kommenden Sprüche der Bibel klangen nicht nach gewöhnlicher Pietiſterei. Berufungen waren es auf den Urgrund alles Seins und Lebens und entſtammend der Ueberzeugung, daß jede bereute und vollends hienieden ſchon beſtrafte Schuld nicht minder auch getilgt wäre vor Gott.

„Das Maaß Ihrer Prüfungen iſt noch nicht voll —“ ſagte Wülfing mit Seufzen und ſah kopfſchüttelnd bald auf das Blatt, bald auf die erſchöpft im einfachen Sopha ruhende Frau, die ihn einſt von einer Anklage auf Brandſtiftung losgeſprochen hatte. Frau Auguſte ging einen Augenblick hinaus, um draußen den Regenſchirm auszuſpannen, in Wahrheit, um zu ſehen, ob ſie unbelauſcht waren.

Jadwiga hatte nicht nöthig die Stimme zu dämpfen. Ihre Sprache war ſchon durch das Nachlaſſen der ſeitherigen Ueberſpannung ihrer Nerven tonlos genug. Sie hauchte die Worte:

„Das Maaß vielmehr Eurer Prüfungen, ſagt —!

Ihr werdet erliegen, wenn die Bedrängniß auf's Neue beginnt."

„Fürchten Sie doch das nicht —!" ſagte Wülfing.

Gern hätte Jadwiga die gleichen Worte auch von Frau Auguſten vernommen. Dieſe war zwar zurückgekehrt, aber ſie ſchwieg.

„Und Euch, Euch hat der Zufall den Unſeligen zur Pflege überbringen müſſen! Ihr übtet an ihm ein Samariterwerk —!"

Jetzt ſchwiegen beide Eheleute und erſchreckten damit Jadwiga nicht wenig. In ihrer Angſt kam ſie auf den Gedanken, daß es vielleicht zu hell am Tage, zu lebhaft draußen wäre.

„Sind wir nicht ungeſtört?" fragte ſie, um nur die Lücke auszufüllen, die das peinliche Schweigen ließ.

„Es iſt Mittag!" entgegnete Wülfing. „Die Arbeiter verziehen ſich jetzt —"

„Und ich ſtöre Euch beim Mittagsbrot —! Gehen Eure Geſchäfte gut —?"

„Mit Gottes Hülfe —! Wir können zufrieden ſein —!"

„Und Eure Kinder —?"

„Machen uns Freude —! Ihr Thun iſt geſegnet —!"

Der Mann ſprach immer ſtatt der Frau.

„Warum ſprichſt Du nicht, Auguſte?" richtete Jadwiga nach einer Weile ihre Rede an die abſeits

Stehende, die nur die Hände faltete und mehr in den grauen Winterhimmel, als auf ihren Beſuch ſtarrte.

„Was ſoll ich ſprechen, Frau von Fernau!“ antwortete dieſe. „Ich bekümmere mich — um Sie —“

„Warum um mich —?“

„Sie ſehen ſo leidend aus —“

„Kann Dich das Wunder nehmen —?“

Die lange Pauſe, die eintrat, wiederholte gleichſam alles, was ſchon oft zwiſchen dieſen Menſchen, die ein Verbrechen verband, beſprochen worden.

„Du beſuchſt die Kirche —“ fing Jadwiga zu forſchen an. „Dich drückt der Antheil an meiner Schuld —! Es hat Dich gerührt, Ihn —“ ihre Stimme ſtockte — „hier auf Deinem Bett liegen zu ſehen und ihm nicht ſagen zu dürfen —“

„Nein, nein,“ berichtigte Wülfing. „Wir halten, was wir gelobten! Das iſt uns jetzt der Pfahl im Fleiſch, der uns treibt, in andern Dingen das Rechte zu thun —!“

„Man kann's nicht ungeſchehen machen —“ erklärte Frau Auguſte halb und halb dieſe etwas dunkle Rede.

„Doch! doch!“ wallte ihre ehemalige Herrin auf. „Was thät' es denn, wenn ich vor die Welt hinausträte und mich meines Vergehens offen und reuevoll anklagte —!“

„Gott im Himmel —!“ ſprachen beide Wülfings zu gleicher Zeit. Sie ſprachen mit aufrichtiger Ab-

wehr ſolcher Gedanken. Sie wollten ſich mit Gott in andern Dingen verſöhnen und den „Pfahl im Fleiſch“ behalten, die Schuld, die ſie durch Gutesthun büßten.

Jetzt ſprang die tiefbeſtrafte liebloſe Mutter auf und rief lauter, als ſie hätte reden ſollen:

„O manchmal möchte ich vom Dach eines Hauſes ſpringen —!“

Die nächſte Antwort beider auf dies entſetzliche halbirre Wort, deſſen Inhalt durch die Gebehrde, die es begleitete, noch ſchrecklicher wurde, war ein Gehen an die Thür und ein Oeffnen derſelben, um ſich vor aller Zeugenſchaft geſichert zu wiſſen.

Bei den religiöſen Empfindungen der Wülfings hätte es nahe liegen können, anzunehmen, ſie würden als Urſache einer ſolchen Verzweiflung die geſteigerte Gewiſſensangſt einer Mutter betrachten, die ein Kind, wenn nicht wirklich, doch moraliſch hatte ermorden laſſen. Doch bis zu dieſem Durchbruch der Erkenntniß ſchienen beide noch nicht gekommen. Der Haß auf den Grafen Wildenſchwert hatte bei ihnen zu tiefe Wurzel geſchlagen und die Schuld Hennenhöfts war ja auch nicht die der geſchiedenen Gräfin, nicht die ihrer nächſten Verbündeten. Sie fanden die Erklärung des ſo geſteigerten Schmerzgefühls ihrer Gönnerin nur in der jetzt ſo unmittelbaren Nähe des Findlings, in der Schwierigkeit, ihm auszuweichen, in den Bedrängniſſen durch das neuerwachte Gerede der Menſchen, im Ver-

halten zu ihrem Gatten, ihren Kindern, endlich in der geſteigerten Schwierigkeit aller dieſer Verhältniſſe durch die Rückkehr des Grafen.

Die Frage Frau Auguſtens: „Haben Sie Ihn noch nicht geſehen — ?“ konnte nur Theodor Waldnern gelten.

Frau Jadwiga ſchüttelte ſo unwillig den Kopf, daß Wülfing ſeiner Frau einen Wink gab, der ihr verbot, dieſe verfängliche Saite zu berühren.

Aber die ehemalige Herrin beruhigte ſich nicht ſo bald. Auch ſie ſtellte ſich, wie Frau Auguſte, an's Fenſter, auch ſie ſtarrte den grauen Regenhimmel an, ſchlug die Hände zuſammen und ſprach:

„Wo habe ich denn nur vor zwanzig Jahren meine Sinne gehabt, mein Urtheil, meine Erkenntniß! Oft frage ich mich: Iſt es mehr Haß gegen Wildenſchwert oder mehr Liebe für Fernau geweſen, die mir die geſunde Vernunft raubte? Und leider, ich muß mir ſagen, es war die Verblendung für dieſen Mann, den ich anbetete, der mir ein Gott in irdiſcher Geſtalt ſchien, den ich verwechſelte mit allem, was eine Frau um den Verſtand zu bringen vermag —! Wie hab' ich mir dieſen Mann ausgeſchmückt, ihn mit bunten Lappen behangen! Kinder machen es ſo mit ihrer Puppe und ſehen in ihr alles, was die Phantaſie nur herausſehen will —! Alles an ihm deutete ich zum Guten. Ich brauchte dieſe Deutung. Ich hätte ja ſonſt vergehen müſſen, wenn nicht alles ſo geweſen wäre, wie

ich mir's dachte. Ich malte mir auch meine Söhne als vollendete Geschöpfe aus — und — und — glaubte —"

Die Verzweifelnde stockte, obschon sie vor diesen beiden Hörern über nichts ein Hehl hatte. Diese hatten zu tief in ihr Leben eingeblickt; in menschlichster Menschlichkeit, bei Verstellung und List hatten sie sie beobachtet; ihnen sprach sie schon seit Jahren Dinge aus, die auch sonst beweisen konnten, daß die Vornehmsten und Stolzesten das Bedürfniß eines jeweiligen Incognitos haben, einer Entäußerung der Rolle, die sie durchführen vor der Welt, einer Entäußerung, wie wir schon früher sagten, zuweilen noch bis unter das Niveau der Gewöhnlichkeit.

Als die Wülfings auf ihre Klage schwiegen, wandte sie ihr Haupt und sagte:

„Ihr erwiedert ja nichts —?"

Beide blickten seitwärts.

„Seid Ihr denn auch so überzeugt, daß ich mich in Fernau betrogen habe —?"

Das Schweigen, das nicht endete, steigerte Jadwiga's Erregung.

„Was wißt Ihr von Fernau? Denkt Euch nur, er hat 50000 Thaler eigene Schulden!"

Man riß die Augen auf.

„Er hat mein Vermögen schon um mehr als eine halbe Million verringert —"

„Unglückliche Speculationen —!" entschuldigte Wülfing.

„Die geb' ich zu —!" antwortete die immer Aufgeregtere ſchnell. „Aber," fuhr ſie mit forſchenden Blicken fort, „ich hatte mich ja für alles perſönlich verbürgt, nahm bei allem, was verloren ging, die gleiche Schuld auf mich. Er wußte das auch und trieb ſeine Verkehrtheiten offen, ohne ſich einen Zwang anzulegen, der große Rechenmeiſter! Warum da nun jetzt plötzlich eine Schuld, die in unſern ſeitherigen Selbſtvernichtungsprozeß nicht hineinpaßt? Eine Schuld, die auf dem Baum hängen bleibt, nachdem ſich die Ueberſchwemmung verlaufen hat? Er hat mir oft geſchworen, daß er nicht ſpielt —!"

„Gewiß nicht —" ließ Wülfing fallen.

„Und was ſonſt? Ihr ſchweigt —? Ihr kennt den Schaden. Ich kann alles ertragen. Sprecht heraus!"

Wülfing wollte ſeine Frau am Sprechen hindern. Dieſe aber ſagte: „Selig ſind, die reines Herzens ſind!" Sie erinnerte an das ſechſte Gebot, worauf dann Wülfing ſeinerſeits von einem Mann ſprach, an den ſich Frau von Fernau, wenn ſie Näheres wiſſen wollte, wenden könnte.

„Wer iſt das —?" rief ſie, vollkommen gewiß, daß ihre Ahnung ſie nicht betrog von einer jener Verbindungen, wie ſie in der höhern Geſellſchaft vorzukommen pflegen, Verbindungen, die oft ganze Vermögensſtände ruiniren und zugleich eine dauernde Ehrenkränkung für die Frau und die Kinder eines ſolchen leichtſinnigen Mannes ſind.

Die Vertrauten bezeichneten jenen ehemaligen Maurer Bartel, dem man ab und zu auf den Holzhöfen das Gnadenbrot gäbe, und nannten ihn als befähigt, das auszusprechen, was ihnen nicht auf die Lippen kommen wollte.

„Wie kann ich mit diesem verrufenen Züchtling —“ lehnte Frau von Fernau ab. Sie hatte die Hände ihrer beiden treuesten Freunde auf Erden gefaßt, hielt diese fest und richtete starr ihre Augen in die niedergeschlagenen dieser Andern.

So wurde ihr denn in kurzen abgerissenen Sätzen die Eröffnung gemacht, daß es am Theater zwei durch ihre Schönheit hochberühmte, durch ihre Prunksucht hochberüchtigte Schwestern gäbe, von denen die ältere jetzt schon in ihren „Verhältnissen“ zu wechseln anfinge, die jüngere jedoch einen Schein größerer Solidität zu behaupten verstünde durch die Beschränkung auf — einen einzigen Verehrer, der sie indessen in eine Einrichtung gesetzt hätte, die gradezu an Pracht unbeschreiblich wäre. Sogar täglich Wagen und Pferde hätte er ihr zur Verfügung gestellt und überdies ihr und ihrer Mutter eine Sicherstellung für's ganze Leben gegeben.

Wenn die Frau, die jetzt nahezu fünfzig Jahre zählte, nach dieser Enthüllung laut auflachte, so stand mit dieser Aeußerung des empfangenen Eindrucks die plötzliche Eile, womit sie sich zum Gehen rüstete, das Binden der Schleife ihres Huts, das festere Anziehen

des Mantels, den ſie nicht abgelegt hatte, das Ausbreiten des Schleiers über dem kreideweiß gewordenen Antlitz im vollkommenen Widerſpruch. Sie ſprach kein Wort mehr.

Wülfing machte ſeiner Frau Vorwürfe über ihre Geſchwätzigkeit und nannte Barteln ein Lügenmaul.

„Nein, nein!“ verharrrte Frau Auguſte auf dem erſtatteten Bericht. „Das Ding, die Marlene, dient ja ſelbſt bei den Tänzerinnen — ich habe ſie oft geſprochen — es iſt, wie ich ſagte —!“

„Natürlich, natürlich, Guſte!“ antwortete die Frau, die den Todespfeil im Herzen trug. Sie nahm den Regenſchirm, den man ihr hereingeholt hatte, und drängte zum Gehen. Es regnete heftiger, als vorhin. Man bat ſie zu bleiben. Wülfing wollte um einen Fiaker laufen. Sie verbat alles, drückte ihren beiden Freunden dankbar die Hände und entfernte ſich. Der erſte am Thor von ihr angetroffene Miethswagen entführte ſie in ihre Wohnung.

Jadwiga, die reiche, ſchuldbeladene, von mancher Seite mit Mißtrauen, ja Verachtung angeſehene Frau war auf ihre Perſönlichkeit ſelbſt nicht mehr eitel. Ein Blick auf den Spiegel hätte ſie dazu eigentlich noch ermuthigen können. Ihre auffallende Geſtalt, das Ebenmaß ihres Wuchſes, die Grazie ihrer Haltung traten noch immer gegen ihre Jugendzeit nicht zurück. Wenn auch ihr Antlitz die Spuren trug des ſchuldigen Tributs an die Zeit, die Spuren ihrer erſchütternden Lebens-

prüfungen, ihrer Kämpfe gegen die öffentliche Meinung, ſo war doch mancher anmuthige Zug, ſelbſt wenn er in einer tief eingegrabenen Furche lag, um ihre Mundwinkel geblieben. Das Auge freilich war immer umflort und unſicher. Es hatte ſeinen Glanz von früher verloren. Ebenſo ihr früher ſo ſchönes Haar. Ihre an den Schläfen ſich ſenkrecht abrundende Stirn bedeckten ſchon lange falſche Scheitel.

Ihr tiefes Gefühl der Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt verwandelte ſich, als ſie in ihrem Zimmer auf und niederſchritt, dann ſich auf ein Sopha warf und grübelnd den Kopf in die weichen Seidenkiſſen bohrte, in eine Anwandlung von Entſchuldigung ihres Mannes —! Sie erinnerte ſich, daß ſie ihn von je als das Ideal der Kraft, einer nie verſiegenden Jugend aufgefaßt hatte. So mancher von einem frivolen Tiſchgaſt geäußerte Scherz über die Unbill, daß der Mann, der bis in ſein vierzigſtes Jahr erſtarkte, dann ſich noch manches Jahr hindurch in der Schwebe ſeines kräftig pulſirenden Lebens- und Liebes-Gefühls hielte, mit einem in früher Jugend genommenen Weibe abwelken und dem Zauber alles Lebens entſagen ſollte, und über die viel geſundere Praxis des Orients, welcher ja auch die alte Patriarchenzeit der Bibel entſpräche, hatte manchmal ihr Nachdenken veranlaßt. Sie hatte an Fernau ſeinen Sinn für Schönheit immer achten müſſen und ihn durch große Opfer gepflegt. Jene Tänzerinnen ſollten, ſo äußerte erſt kürzlich ein aus der Fremde gekommener harm-

loſer Tiſchnachbar, in ſolchem Grade ſchön ſein, daß ſie die Phantaſie eines Canova würden entzündet haben. Die Aelteſte hatte ſie nur im Theater geſehen, im Enſemble des Ballet's, wo die Schönheit der Einzelnen in der Schönheit der Maſſe aufgeht. Auch verlor Asminda Lindenthal durch die Läſſigkeit ihres Tanzes und durch eine eigenthümlich mürriſche Miene, die ſie machte — womit ſich ohne Zweifel ihre Erſchöpfung bekundete. Cora hatte als gereiftere Jungfrau die Bühne nicht wiederbetreten. Daß dieſe jüngere Lindenthal die Schönheit ihrer Schweſter noch übertreffen ſollte, erzählte man allgemein.

Dennoch mußte ihr Gefühl der Empörung wieder zurückkehren. Das Schauſpiel der Verſtellung, des Betrugs, das Fernau aufführte, vielleicht ſchon ſeit Jahren aufführte, wurde für ihren ſtarr an die Decke des ſich ſchon dunkelnden Zimmers gerichteten Blick ein einziges Bild der Verzerrung. Aus allen Ecken um ſie her ſah ſie höhniſche Teufelsfratzen lachen, ihr nicken, ſie verſpotten. Sie ſah Fernau als Vater am Kamin ſitzen, weiſe Lehren an ſeine Söhne ertheilend, mit Gefühlen prunkend, die eine Frucht des reifen Alters ſein ſollten. Sie hörte ſeine Verurtheilung der Leidenſchaften — und wieder befiel ſie der Gedanke: Sollte ihn nicht ein Wahn geblendet, eine bezaubernde Verführung um ſeinen Verſtand gebracht haben —? Erſt als ſie ſich in ihrem Grübeln bis zu den „Liebestränken" einer abergläubiſchen Zeit verloren hatte, mußte ſie ſich

erheben und unwillig jede Milderung ihres natürlichen Gefühls von ſich weiſen.

Die Mittagsmahlsſtunde, fünf Uhr, kam heran. Fernau erſchien nicht, auch nicht Anbelang. Eine Geſellſchafterin aß mit am Tiſch, ein ältliches, den höheren Ständen angehörendes Fräulein, das unter Bedingungen, die für ſie nicht demüthigend waren, die Wirthſchafterin des Hauſes machte, ein Fräulein von Bergen. Das Geſpräch war einſilbig. Die Geſellſchafterin verließ ſelten das Haus. Aber für Jadwiga war es, als hätte dies Fräulein ſchon alles, wodurch ſie ſo tief gekränkt, ihr Mann ſo ſchmählich entwürdigt wurde, gewußt.

Während der Tiſchzeit kamen Briefe von den Söhnen. Dieſe verminderten nicht der Mutter ihre düſtere Stimmung. Bruno, der Aelteſte, ſchrieb ein förmliches Programm, wie er ſeine Lebenseinrichtung mit dem Bruder zu treffen gedächte. Sein Brief ſollte eine mathematiſch ſtrikte Berechnung ſein, die das Erwecken völligen Vertrauens bezweckte. Das praktiſche Ergebniß war — das Verlangen eines bedeutenden Zuſchuſſes! Hier ſah ſie recht die vom Vater erlernte Kunſt der ehrbaren Verſtellung, der verſchmitzten Täuſchung. Ein Profeſſor lehnte in einem andern Briefe die Uebernahme einer Beaufſichtigung ihrer Söhne ab. Berief er ſich auch nur auf die Schwierigkeit und hohe Verantwortung einer ſolchen Aufgabe, ſo war doch der wahre Grund, die nicht zu bändigende Wildheit dieſer jungen Männer, zwiſchen den Zeilen zu leſen. Jad-

wiga ſah, daß ſie als Mutter lange Jahre in denſelben Illuſionen gelebt hatte, die ſie ſich jetzt als Gattin hatte eingeſtehen müſſen. Sie verſtand allmälig die boshafte Vorleſung, die ihr einmal Staudtner bei Tiſch über die Kantiſche Philoſophie gehalten hatte, den Unterſchied zwiſchen Subjektiv und Objektiv, zwiſchen dem, was nur in unſerer Vorſtellung lebt, und dem, was Kant „das Ding an ſich" genannt hatte.

Die Kaffee-, die Cigarrenſtunde war ſonſt mit Fernau eine der traulichſten geweſen. Da hatte er, zumal im Winter, das anregendſte Geſpräch führen, eine größere Geſellſchaft lebhaft unterhalten, dem engern Familienkreiſe manche lehrreiche Anregung geben können. Lektüre war ihm nicht fremd. Nicht um der Gegenſtände willen, über die er las, ſondern um ein Piedeſtal zu haben für ſeine geſellſchaftliche Bedeutung. Er hatte gefunden, daß die Zeit, wo Reichthum und exkluſive Geburt mit Unwiſſenheit gepaart Erfolge erzielen können, vorüber iſt. Im Caſino ſpielte Fernau die maaßgebende Rolle. Nach acht Uhr oder ſpäter noch, und vorzugsweiſe nach dem Theater, das er erſt in neuerer Zeit „leidenſchaftlich zu lieben" angefangen hatte, noch auf's Caſino zu gehen, hatte ihn Jadwiga dringend immer ſelbſt ermuntert.

„Du biſt mir böſe, daß ich Dich den ganzen Tag allein ließ! Aufrichtig, ich habe mich gefürchtet vor dem Eindruck der Mittheilung, die Du von Anbelang erhalten haben wirſt —!"

Mit dieſen Worten betrat Fernau endlich das matterleuchtete Boudoir ſeiner Gattin, das neben dem allgemeinen Wohnzimmer lag. Er zog die Thür des letzteren zu. Ungeſtört war man allein.

Jadwiga betrachtete ihn von oben bis unten. Er war im Wagen gekommen. Seine gewählte Toilette, ein brauner Frack mit goldnen Knöpfen, ſchwarze Pantalons, weiße, bis zum Halſe gehende Weſte trug keine Spur einer Berührung mit den draußen tobenden Elementen. Seine Lackſtiefel glänzten ohne irgend welche Trübung.

„Ich habe meine Beſuchsſchulden etwas abgearbeitet! Es wird mir auch noch mit den anderen gelingen, mit den Schulden, die — — Und das Reſultat Anbelang's iſt doch auch im Uebrigen nicht allzu entmuthigend. Ich war beim Fürſten von Nuſte, der das Geheimniß der Zeit errathen hat. Er aſſociirt ſich, wo nur eine Idee auftaucht, die Gewinn verſpricht. Ich wünſchte, daß Du ſeine nähere Bekanntſchaft machſt. Das iſt der richtige Ariſtokrat! Er ergänzt ſein Blut wie die engliſchen Peers, die ihren Söhnen geſtatten, die Milchmädchen ihrer Pächter zu heirathen."

„Ich erſtaune nur," ſprach Jadwiga, die heute zum erſtenmal von dieſem geiſtreichelnden Ton, den ſie ſonſt ſo entzückend an ihrem Mann gefunden, froſtig angeweht wurde; „ich erſtaune nur — wie Du Privatſchulden haben konnteſt —!"

Anfangs ſchwieg Fernau. Dann antwortete er mit kurzer Impertinenz:

„Und bei alledem, hm! ich habe ſie — —“

Ein ſolcher Ton war wenig darnach angethan, auf die Frau, die dieſe Schulden bezahlen ſollte, beruhigend zu wirken.

„Ich bin die Herrin meines Vermögens und komme nur für Verbindlichkeiten auf, deren Urſprung ich kenne.“

Das war ja eine Sprache, die Otto von Fernau überraſchen mußte. Süßes Schmollen hatte er erwartet, ein eiferſüchtiges, neugieriges Forſchen, verbunden mit den alten Zärtlichkeiten: „Ei, du Böſer —!“ „Ei, du Unartiger —!“ Anfangs dachte er an Anbelang und glaubte, dieſer hätte die Sprecherin zum Widerſtande ermuthigt.

Als er nach der Uhr geſehen hatte, fragte er, ob der Wirthſchaftsdirektor nicht zu Tiſch gekommen wäre?

„Suchſt Du einen Ablenker Deines Zorns, nun ſo denke, ich kann ja auch dafür da ſein —!“ entgegnete ſeine Gattin mit derſelben Beſtimmtheit, wie vorhin Fernau geſprochen.

Darauf ſah dieſer Jadwigen groß an, lächelte gezwungen und verſuchte eine ſeiner alten Schalkhaftigkeiten.

„Herzlieb,“ ſagte er, ſetzte ſich, beugte ſein Haupt, faltete die Hände, „ja, ja, mache mich jetzt recht ſchlecht! Früher gab ich Dir mein Ehrenwort, daß ich vor

unſerer Verbindung keine andern Schulden hätte, als die Du damals bezahlteſt. Ich ſchämte mich, ſie ſpäter einzugeſtehen, eben — jenes Ehrenworts wegen. Die Moral verwirft ja einen falſchen Eid. Aber, wie ſagt doch jener große Dichter der Britten: Jupiter lacht des Meineids der Verliebten! Um ein falſches Ehrenwort, das man einer Braut, einer Frau in den Flitterwochen gegeben, ſtößt mich unſer in dieſem Punkt ſehr empfindliches Caſino nicht aus. Und unſere Flitterwochen haben, denk' ich, ziemlich lange gedauert, lieb Herz! Die Summen ließ ich ſtehen, ſie vergrößerten ſich — enfin — ich ſchämte mich. Einmal mußte ich aber doch als Sünder vor Gericht. Geſpielt habe ich dann auch, das läßt ſich ebenfalls nicht läugnen —"

„Daß Du nicht ſpielſt, haſt Du mir einmal feierlich beſchworen —!" unterbrach Frau von Fernau, mit Ungeduld die Schlangenwindungen des Lügners verfolgend.

„Sonſt that ich es auch nicht —" lautete die unbefangen ſein ſollende Antwort, nach welcher Fernau aufſprang, ſeine Cigarrentaſche ergriff und ſich anſchickte, wie ſonſt zu rauchen. „Aber," fuhr er fort, „eine Liaiſon, die ich abbrechen werde, ein leidenſchaftlicher Spieler, der Graf von — doch nein, nein!" verbeſſerte er ſich, „den Namen darf ich nicht nennen, Du könnteſt ihm ſonſt Vorwürfe machen und mich compromittiren —"

„Rauche nicht! Ich erſticke ſonſt —!" rief Jad-

wiga in einem Ton, den ſie ſich nur ihren Söhnen gegenüber geſtattete. In dieſem Befehl lag die Andeutung, als hätte ſie ſagen wollen: Der Athem verſagt mir bei ſo viel moraliſchem Dunſt und Nebel —!

Fernau ſah ſeine Gattin groß an, kämpfte mit ſich, ob er gehorchen ſollte, ſteckte jedoch die Cigarre mit den Worten ein:

„Es iſt allerdings Dein Zimmer —!“

Eine Weile herrſchte Todtenſtille. Draußen rollten die Wagen. Die Theater- und Concertzeit hatte begonnen. Man konnte den Pendelſchlag der Uhr vernehmen, die auf dem Kaminſims ſtand.

Allmälig wieder begann Fernau:

„Ich kann jene Schulden nicht länger anſtehen laſſen. Die Bankiers und Capitaliſten müſſen befriedigt werden. Anbelang iſt hoffentlich autoriſirt, die nöthigen Poſten zur Tilgung flüſſig zu machen —?“

„Noch iſt er es nicht —“

„Du wirſt aber —?“

„Und wenn ich's verweigre —“

„Das wirſt Du ſchwerlich —“

„Um welcher Motive Willen ſoll ich ſoviel Nachſicht üben —?“

Fernau lächelte, nahm die Briefe ſeines Sohnes Bruno und des Univerſitätsprofeſſors, die er ſchon beide ſogleich nach ſeinem Eintritt durchflogen hatte, überflog ſie noch einmal und murmelte vor ſich hin, ſo jedoch, daß es Jadwiga hören ſollte:

„Die Briefe haben Dich verſtimmt — Du biſt übler Laune — vielleicht verdrießt Dich auch die Zeitungsnachricht, daß — Wildenſchwert zurückkommt —"

„Er war ſechszehn Jahre in Europa, ohne daß er mich geſtört hat —" ſagte Jadwiga.

Es gehörte von ihrer Seite Muth dazu, die Abſicht jenes boshaften Murmelns aufzunehmen.

„Im ſiebzehnten würde Dir ſeine Anweſenheit nicht angenehm geweſen ſein —!" war der Skorpionenſtich oder die Verwundung, die jetzt von Fernau's gleichſam ausſchlagender Ferſe kam. Zum erſtenmal hatte er gewagt, die empfindlichſte Stelle im Leben ſeiner Gattin unſanft zu berühren.

Auch war die Verletzung ſogleich dermaßen tief, daß Jadwiga, auch ohne den Rauch der Cigarre, den Athem verlor. Sie gerieth in einen förmlichen Stickkrampf und mußte ſich erheben.

Fernau mochte denken: — Das Eiſen wird heiß; jetzt iſt es Zeit, es zu ſchmieden! Er fuhr fort:

„Ueberhaupt! Sollte es nicht wünſchenswerth erſcheinen, wenn uns Wildenſchwert in recht ſchönem Einvernehmen anträfe? Gieb Deinen Unmuth auf und autoriſire morgen unſern ſtrengen Herrn Rechner, den Du haſt kommen laſſen von — Steinthal —!"

Wie hob er dieſen Ort hervor —!

„Nein!" fiel Jadwiga ein und maß ihn von oben bis unten. „Arbeite! Verdiene! Tummle Dich ſelbſt —!"

Solche Worte hatte in alten Tagen zuweilen der jetzige Präsident, Fernau's Bruder, zu ihm gesprochen. Er haßte sie über alle Maßen. Dieser Worte wegen hatte er sich eine Theorie gebildet vom Arbeiten in der Tretmühle des Besitzes, vom mühevollen Zusammenhalten des Erworbenen. Aeffte man diese Theorie mit dem Wort, wie nicht selten geschah: Ja, das ist die erschöpfende Arbeit des Couponschneidens —! so konnte er in den größten Zorn gerathen und mit den schwierigsten Kapiteln der Nationalökonomie wie ein Taschenspieler umspringen.

„Meine Arbeit bei Dir war die, gegen die öffentliche Meinung zu schwimmen!" rief er mit verstärkter Bosheit. „Aber meine Kräfte erlahmen nachgrade!"

Jadwiga wußte, was er sagen wollte. In ihrem Gehen stand sie still, sah ihn groß an und lachte überlaut. Dann hauchte sie leise: „Armselig!" und sank erschöpft in ihren weichen Sitz zurück.

„Armselig —?" nahm Fernau immer gereizter das Wort auf und suchte sich zuvörderst zu fassen über das, was ihm heute hier begegnen mußte. Das Lachen, das ganze Benehmen seiner Frau befremdete ihn. Noch von seiner Seite das Hingerissenwerden zum Aeußersten befürchtend, kämpfte er mit sich, ob er nicht vorziehen sollte, um sich und sie zu beruhigen, einen der alten Töne der Liebe und Zärtlichkeit anzuschlagen, Töne, die ehemals nie ihre Wirkung verfehlt hatten. Sein gedrücktes

Gewiſſen, die Furcht, ja ſchon die ſichere Annahme, ſeine Frau hätte die Kenntniß eines Verhältniſſes gewonnen, das ſowol ſeine eigene Verblendung, wie die liſtige Habſucht der Lindenthal'ſchen Familie über alles Maaß der Selbſtbeherrſchung hinaus angelegt, ja geſteigert hatte bis zur Oſtentation mit einer ſolchen Eroberung von Seiten der kecken Sippſchaft, hinderte ihn allein daran.

„Armſelig —?" ſagte er wieder. „Ich werde Rieſenkraft beſitzen müſſen, um jetzt auch nur dem Blick des Grafen Stand halten zu können!"

„Du meinſt doch des Grafen, den Du vorhin nicht nennen wollteſt —?" entgegnete Jadwiga mit ſchneidender Bitterkeit und einer Ironie, die in der That in dieſer Stunde alles auf's Spiel ſetzen zu wollen ſchien.

„Den Grafen Wildenſchwert mein' ich!" donnerte Fernau, ſtampfte mit dem Fuß auf und bediente ſich des vollen Uebergewichts, das ihm zu Theil wurde durch das abſichtliche Mißverſtehen ſeiner Frau, durch die Möglichkeit, daß ſie in dieſem Augenblick ſcherzen konnte.

„Soll ich endlich, endlich einmal deutlich mit Dir reden?" fuhr er fort, ſich ergrimmt vor ſie hinſtellend. „Dir es endlich, endlich einmal nennen, welches furchtbare, grauenvolle Opfer ich Dir ſeit Jahren bringe?"

„Der ewige Richter dort oben," ſprach Jadwiga

dumpf, „wird Dein Opfer und das meinige aneinander abwägen! Warte ab, welche der beiden Schaalen einſt ſinken wird —“

Fernau mäßigte ſeine Stimme. Aber die Gebehrden, die einen Strom von Worten begleiteten, in den er ausbrach, ließen ſeine Rede wie Donnertöne herauskommen:

„Habe ich Theil,“ ſprach er, „an Deiner grauenhaften Schuld? Habe ich Mörder gedungen, um ein Kind aus der Welt zu ſchaffen? Habe ich das Gräßliche angeordnet, ein Menſchenleben lebendig in ein düſteres Verließ zu ſperren? Und als der Frevel entdeckt wurde, als ich mich nicht, wie Du, infolge einer Ahnung, in Folge einer Mahnung Deines ſchuldbeladenen Gewiſſens, durch eine Reiſe den Rückſchlägen meiner That entziehen konnte, habe ich da gewankt, bin ich gewichen? Habe ich Dich nicht ſelbſt mit einer Schonung behandelt, einer Delikateſſe, die nur ihres Gleichen in den alten Mährchen findet?“

Wie beim Entſtehen eines gewaltigen Entſchluſſes Manche zu thun pflegen, ſo trommelte die Frau, die zum erſtenmal den Vorhang ihres Allerheiligſten zerriſſen ſah, auf einen ihr naheſtehenden Tiſch, zupfte an den Franzen der Kiſſen, an die ſie ſich lehnte, und wiegte das eine Bein, das ſie über das andere geſchlagen hatte.

„So recht! So recht!“ murmelte ſie. „Nur zu —! Nur zu —!“

Zwar mäßigte Fernau ſeine Stimme, fuhr aber in der Schilderung ſeiner Leiden um den Verdacht, der ihn und Jadwiga verfolgte, unbarmherzig fort. Zugeben wollte er, rief er, daß lediglich Gerüchte entſtanden, die Fährten abgelenkt worden wären, doch das Unausſprechbare hätte ſich ihnen immer wieder genähert. Jetzt nannte er den Namen Theodor Waldner's offen heraus und bezeichnete es als eine Thorheit, einen ſo ſtarken Verdacht der Menſchen förmlich herauszufordern, heute ſich kalt, morgen nachgiebig gegen die Perſonen zu zeigen, deren Mitwiſſenſchaft oder Verrath man zu fürchten hätte. Alles aber, was bis jetzt eingeſchlummert wäre und ſogar durch dieſes Waldner Erſcheinen in ihrer unmittelbaren Nähe nicht vermocht hätte, ihnen geſellſchaftlich zu ſchaden, jetzt würde es neues Leben, neue Zündkraft gewinnen durch Wildenſchwerts Erſcheinen in Europa und — das war ſein letzter Trumpf — ihr Benehmen gegen den Sprecher, der — ſo lange für ſie geduldet hätte.

Wieder ſchwieg die gemarterte Frau eine Weile. Dann hob ſie den Blick, ja die Hände gen Himmel und ſprach aus tiefſter Bruſt:

„O Du mein Heiland, wie iſt doch das alles ſo elend, ſo ſchlecht, ſo grunderbärmlich geredet! Was habe ich denn einſt gethan? Ich habe einen Mann gehaßt und den andern geliebt! Dieſen wollte ich zum Glücklichſten der Menſchen machen, nicht, wie er mir vorlog, durch meine Liebe und wenn ich arm

zu ihm gekommen wäre, eine Bettlerin, verſtoßen vom Grafen, verſtoßen von meinen Eltern, nein, ich wollte mit vollen Händen kommen, wollte das Horn des Ueberfluſſes, Reichthum und jede Sorgloſigkeit über ihn ausſchütten! Ich verbarg meine Mutterhoffnung. Ich wand mich in Schmerzen, ich erfand, ich log, ich täuſchte alle Welt —! Furchtbar an ſich —! Aber wem zu Liebe that ich's denn? Dem Menſchen, den ich ſo beglücken, ſo erheben wollte, daß er nicht einmal die Kenntniß meines Verbrechens erhalten ſollte. Er ſollte rein, unſchuldig bleiben an meinem Frevel, ſollte ſein Glück empfangen wie aus der Hand der Engel. Und nun ich mich in den Veranſtaltungen betrog, die ich mit Schlangenklugheit getroffen zu haben glaubte, ohne dabei je ſo grauſam gedacht zu haben wie ein Drache, ohne Hennenhöfts gräßliche Blutſchuld auch auf mich zu laden; nun der Mißgriff an den Tag gekommen, einen Böſewicht in's Geheimniß gezogen zu haben, der ſich ein Werkzeug zu Bubenſtücken heraufziehen wollte —"

„Hennenhöft dachte nicht an die Zukunft!" unterbrach Fernau. „Er hatte nur nicht den Muth gehabt, das, was Du vielleicht wünſchteſt, ein ganzer Mörder zu ſein —"

„Glaubſt Du —? O gewiß! Du kennſt ja ſolche Halbheiten —!" nahm Jadwiga ſeine furchtbare Anſchuldigung auf und ſchleuderte ſie auf ihn zurück. „Du kennſt ja das Morden mit Blicken und Gedanken! Das

Wollen und Nichtvollbringenkönnen —! Weshalb nicht vollbringen können? Weil noch Feſſeln Deinen Arm lähmen, die Feſſeln einer manchmal wie ein Alp Dich drückenden Verpflichtung zur Dankbarkeit! Aber die guten Regungen ſchwinden allmälig. Mit der Zeit wächſt mit der Kraft auch der Muth. Dann ſind die Schranken zum Schlechteſten geöffnet. Hennenhöft ſteht jetzt vor dem ewigen Richter. Vielleicht kommt ihm bei Gottes Barmherzigkeit zu Gute, daß mir ſeine ruchloſe That eine unendliche Wohlthat erwieſen hat — die — die — mich endlich, endlich — auch vielleicht —

„Was —? Wie —? Eine Wohlthat? Was ſollen dieſe Redensarten?“

Auf die Verurtheilung ſeines Charakters hatte Fernau wenig hingehört. Nur den Andeutungen, die in dieſen Worten von irgend einem Vorhaben liegen konnten, war er gefolgt. Nur die letzte Aeußerung Jadwiga's hatte er als eine unheimliche und drohende aufgegriffen und ſtarrte ſie an

„Ich kann ja gut machen, was ich verſchuldete —“ ſagte Jadwiga mit einem unheimlich lauernden Blick.

„Gutmachen? Was? Lächerlicher Wahn —!“ loderte Fernau auf und trat näher an ſie heran und ſo blitzesſchnell und unmittelbar, daß ſie von dem Gedanken befallen wurde, er könnte ſie erwürgen wollen.

Ueber dieſe plötzliche Furcht, die ſeine eben noch ſo muthige Gegnerin vor ihm zu bekommen ſchien

oder über ſonſt etwas, vielleicht in der That über die Gelüſte ſeiner Gewaltthätigkeit, erſchrak Fernau ſelbſt und ſagte zurücktretend:

„Von Staudtnern, der mir heute begegnete, hörte ich, daß Du die Abſicht haſt, ihm eine Genugthuung bei Neſſelborn zu verſchaffen. Ich hoffe, daß die weitere Kündigung unterbleibt. Soll man ſich mit Gewalt eine Partei ſchaffen, die dem Grafen ihre Dienſte anbietet?“

„Ah bah, mein Lieber —“ entgegnete ſie mit der bitterſten Ironie und faſt wie irrgeworden, „warum denn nicht? Erhebe Dir doch das Geld! Ich will es Dir abtreten, um Deine dringendſten Gläubiger zu beruhigen. In allem Ernſt —! Ja, ja, kündige es, mein Beſter! Beſtelle dafür neue Möbeln für die — Tänzerinnen in der Theaterſtraße! Hahaha!“

Das Schlagwort war gefallen, der Schleier des Geheimniſſes zerriſſen.

Als die Sphinx ihr Räthſel gelöſt ſah, ſtürzte ſie ſich in den Abgrund.

Fernau ſtand vernichtet. Er wollte ſprechen, die Zunge lallte. Er wollte lachen, ſeine Geſichtsmuskeln blieben mit convulſiviſcher Verzerrung ſtehen.

Aber auch der Sieger wird nicht immer ſeines Sieges froh. Er fühlt die ungeheure Anſtrengung, die ihm das Erringen deſſelben gekoſtet hat und — gewiſſe Dinge auch nur auszuſprechen, geht wider die Natur ſtolzer Seelen.

Jadwiga ſtand wie taumelnd. Nacht umgab ſie über die zu, zu grelle Helle, die plötzlich auf ihren Gatten gefallen war. Faſt hätte ſie gewünſcht, das entſcheidende Wort wäre auf ihren Lippen geblieben.

Aber in dieſem Augenblick hatte auch Fernan eine Viſion. Seine wahnbethörten, leidenſchafterregten Sinne beherrſchten ihn bis zum Ertragenkönnen des Aeußerſten an Peinlichkeit und Verlegenheit. Eine weiche, heiße Gluth rollte durch ſeine Adern, ein weicher weißer Arm ſchlang ſich um ſeinen Nacken, ein volles, duftendes Geflecht des üppigſten Haars verlor die zuſammenhaltende Neſtel und der ſchönſte Schmuck eines jugendlichen Weibes ſtreifte ſein Angeſicht . . . Er fühlte den Kuß der Sirene . . . Er hörte Betheuerungen ewiger Liebe . . . Er hörte Koſeworte, die ſeine Verblendung ſich gewöhnt hatte, für die Sprache eines wirklichen Sichüberwundenfühlens durch ſeine noch immer gefällige Männlichkeit zu halten . . . Die Stimmungen, die ihn oft ergriffen hatten, wenn er aus Cora's Armen, tief in einen Mantel gehüllt, nach Hauſe ſchlich, elektriſirten ihn. Wozu die Verſtellung? Wozu das feige Ableugnen? Warum nicht Titane ſein, wenn man einen vom Sitz der Götter geraubten Blitz in der Hand hält? Schleudre die Fackel in das morſche Gebäude Deiner Lebensbedingungen! Zünde die halbe Welt an — pah! ſie wird Dich nicht in ihrer Aſche begraben —!

Hämiſch trotzend lachte er, als Jadwiga, ſich endlich wieder ſammelnd, ſagte:

„Nun verſtehe ich doch, warum in Deinen Söhnen meine immer rege Mutterangſt, ihre Erziehung durch mich, nicht hat Wurzel faſſen können! Sie ſind auf dem beſten Wege, nur noch dem Vater zu gleichen! Ich habe, glaub' ich, den Grafen Wildenſchwert falſch beurtheilt. Seine mühevollen Reiſen flößten mir gleich anfangs Hochachtung vor ihm ein. Jetzt höre ich auch von ſeinem Sohn das Beſte. Wenn ich vor den Schranken der Gerichte ſtehen ſollte, vielleicht ſpricht für mich mein reuiges Bekenntniß —"

Fernau ſtieß einen Stuhl um, ſo heftig war die Bewegung, mit der er auf ſie zuſtürzte und rief:

„Was — was haſt Du vor —?"

„Mich zu entſühnen —!" ſprach Jadwiga ruhig.

„Entſühnen —? Wodurch? Durch den Ruin Deiner anerkannten Kinder? Willſt Du uns zu Bettlern machen? Wildenſchwert würde ſofort Dein Vermögen beanſpruchen und nicht blos das, was Du noch jetzt beſitzeſt, ſondern auch das, was Du vor zwanzig Jahren hatteſt —"

„Deine Schuld, daß es ſo verringert wurde —!"

Die todesbleichgewordene Frau wollte in ihr Schlafgemach gehen.

Fernau ſchäumte vor Wuth und trat ihr in den Weg.

„Nicht einen Schritt hier von der Stelle —!"

rief er und faßte mit wilder Gewaltthätigkeit die halb Ohnmächtige an den untern Gelenkknöcheln ihrer Arme.

Aber sie hatte noch die Kraft, ihn zurückzuschleudern. Sie sah es, alle Teufel brachen aus seinen Augen. Das Weiße in ihnen nahm Ueberhand. Die den sichern Tod Erwartende entdeckte in ihnen die braunen Sterne nicht mehr.

„Ich rathe Dir Besinnung," lenkte er plötzlich ein, ja zwang sich zu einer gewissen Weichheit und zu einem Schein von Erschütterung und Schmerz. „Du sollst meine Rechtfertigung hören. Zwar werde ich nicht ganz entschuldigt vor Dir stehen, aber Du sollst lernen mich milder beurtheilen. Jadwiga! Laß uns einig bleiben — dieser Gefahr gegenüber —! Wildenschwerts Rechthaberei, Buchstabenklauberei ist bekannt —! Sie überwiegt in seinem Charakter. Du kennst ihn besser als ich. Das Verhaßteste an ihm war Dir seine mathematische Regelmäßigkeit. Lächle nicht über mich, als wenn ich die Unregelmäßigkeit liebte! Ich werde einlenken. Es wird alles gut werden, Jadwiga. Ich werde der öffentlichen Meinung trotzen, wie bisher. Erlahme aber auch Du nicht in Deinem Heroismus! Sei groß wie immer! Mit Wildenschwert giebt es keine andere Verständigung, als eine vor den Gerichten. Wir würden dies Haus, Wolmerode, Steinthal, alles hingeben müssen, wenn Du Waldnern anerkennst. Laß diese Thorheiten —! Hörst Du? Morgen mache ich Dir meine weitern

Geſtändniſſe. Du ſollſt mich gerechter beurtheilen und ich verſpreche Dir heilig und feſt —"

„Verſprich nichts!" unterbrach ihn die aufmerkſam ſeinen Worten Folgende, doch — ſeit Jahren zu ſehr Getäuſchte. Sie hatte das Anſchlagen irgend eines neuen Tons, eines Tons, der ſie verſöhnen konnte, erwartet. Was ſie jetzt da hörte, dieſe Modulationen ſeiner Verſtellungskunſt kannte ſie bereits. Mit dem bitterſten Ausdruck der verächtlichſten Erinnerung an ſeine nie gehaltenen Verſprechungen wiederholte ſie ihr Wort: „Verſprich nichts —!" maß mit einem kurzen ängſtlichen Blick gleichſam die Bahn, ob ſie frei war, und entſchlüpfte. Schnell riegelte ſie hinter ſich zu, als wenn ſie ſich vor einer Gewaltthat zu fürchten hätte.

Was in dieſem Augenblick durch des Alleinzurückgebliebenen Seele ging, wird man verſtehen, wenn man bedenkt, daß ſelbſt den gutmüthigen Naturen bisweilen Möglichkeiten vor den Augen gaukeln, die aus der Hölle ſtammen. Das Leben hat ſich uns zu geſtalten aus tauſend Zufälligkeiten. Von Kindesbeinen an müſſen wir auf dieſe Zufälligkeiten unſer Verhalten zu ihm einrichten. Die Weisheit lehrt, auf alles gefaßt zu ſein. Was Wunder dann, wenn zuweilen ſogar den Beſten dämoniſche Momente kommen können, wo wir unſer Theuerſtes — auf der Bahre erblicken, heiligſte Bande zerriſſen ſehen, alles zu gleicher Zeit mit den trügeriſchen Geſtaltungen der daraus entſtehenden Folgen —! Ein Gatte erkrankt und — die Gattin ſieht ſich als Wittwe. Unſer Feind

begiebt ſich in eine Gefahr — die uns vielleicht von ſeinen Verfolgungen befreien könnte. Doch nein! nein! Das ſind Larven eines unheimlichen Spuks.

Wie aber vollends erſt bei Naturen, die nur deshalb gut zu ſein und gut zu handeln ſcheinen, weil das Schlechtſein und Schlechthandeln mit Gefahr verbunden iſt —!

Darin hatte Fernau gewiß Recht: Das Opfer, das er Jahre lang der Frevelthat Jadwigens gebracht hatte, war ein großes. Er hätte ihr aber auch ſagen dürfen: Dir dank' ich das Furchtbarſte, was einem Menſchen meiner Lebensſtellung und Bildung begegnen kann, den — Gleichmuth über Frevel, die Gewöhnung an Verbrechen —! Alles in allem erwägend, kam er zu dem Reſultat, das er vollkommen kaltblütig vor ſich hinmurmelte:

„Macht ſie mit ſeiner Anerkennung Ernſt, ſo muß er — — ſterben —!“

Er hatte in dieſer Scene nur deshalb einigemale mildere Töne angeſchlagen, weil er über die ihm, er wußte nicht wie, gekommene Anwandlung von Mordluſt doch noch ſelbſt erſchrak.

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Aus Tagebüchern Theodor Waldners.

Nach Fritz Bechtolds ſpäterer Ueberarbeitung.

Januar.

— Nun hab' ich es, das Buch von der Blume und dem Kerker! Vieles lerne ich daraus. Eigentlich von dem das Gegentheil, was ich jetzt ſo nöthig lernen ſollte. Ich möchte die ganze Welt umfaſſen, in mich aufnehmen alle Wiſſenſchaften, alle Bücher, ich fühle meine Mängel auf Schritt und Tritt. Und in jenem Buch hat ein junger Graf das ganze Leben bis zur Hefe durchgekoſtet, hat, wie Fauſt, Philoſophie, Juriſterei, alle Wiſſenſchaften, wie er behauptet, ſtudirt, eifrig getrieben mit heißem Bemühn, bis auch er, wie jener Unſelige, der ſich dem Teufel verſchrieb, Ueberdruß an allem empfand, ſogar Ueberdruß an ſich ſelbſt. Da macht ihn der Zufall zum Mitglied einer Verſchwörung gegen Napoleon. Dieſe wird entdeckt. Man ſchickt den Grafen auf eine italieniſche Feſtung, ein Felſenneſt. Dort, wenn ſein Auge die Gitter ſeiner faſt an der Decke befindlichen Fenſter

ſtreift oder ein kleiner Hof von ihm durchſchritten wird, hat er über ſich nur den blauen Himmel. Aus den Ritzen zwiſchen den Steinen jenes Höfchens wächſt, bemerkt er eines Tages, eine Blume. Dieſe wird ſeine einzige Geſellſchafterin, ſein Troſt. Ihr Keimen, Wachſen, Blühen verfolgt er wie die Geſchichte von etwas Lebendigem. Manchmal muß man lachen. Aber lebe nur Einer in der Einſamkeit! Da waren auch meine Pferdchen ganz ſo klug, wie ich. Sie wurden ein Stück von mir ſelbſt. Daran will ich nicht mehr denken.

Aus der Blume des Grafen von Charnay lerne ich die Zufriedenheit, die man gewinnt, wenn man ein Einziges gründlich weiß, es recht liebt und beſitzt. Daran ſetzt ſich dann alles Andre. Doctor Hellwig weiß mehr, als, ich glaube, ſelbſt Profeſſor Tipfel. Aber er arbeitet an einem Buch über die Farbſtoffe der Alten und meint, ein ſolches einzelnes Thema wäre der Punkt des Archimedes, von welchem aus ſich dieſer die Welt zu bewegen vermaß; das ganze Alterthum könnte man in eine ſolche einzelne Frage bannen. Jetzt lieſt er noch einmal den Homer mit mir durch, in Voſſens Ueberſetzung, nur um zu ſehen, wo darin etwas von Farben geſprochen wird.

— Ach, nur ein Unterrichteter kann ſo verfahren! Wie ſchwer wird mir, durch meine Kerkerblumen-Geſchichte hindurchzukommen —! Im Conferenzzimmer

ſtritten heute Hellwig und Tipfel, der nun doch geblieben iſt, obſchon ihm Hellwigs Engagement beleidigend vorgekommen, über zwei Methoden, wie man die Alten leſen könnte. Jener war für die curſoriſche, dieſer für, ich glaube, die ſtatariſche. Jener ſagte, man ſollte fort und fort leſen, auch wenn man alle Augenblicke einmal über ein fehlendes Wort ſtockte, dafür wären die Eſelsbrücken gut mit den Noten unterm Text. Dieſer ſchrie darüber förmlich auf, wollte keine Noten, als blos über verſchiedene Lesarten, und die Schüler ſollten lediglich ſchrittweiſe, dann aber auch gründlich vorwärts kommen. Ich armer Ignorant ſaß in einer Ecke und wärmte mich. Neſſelborn war in einer ernſten Stimmung. Hätte er es nicht ſo hoheitsvoll geſprochen, ſo würde Tipfel außer ſich gerathen ſein. Mein guter Vater ſagte: „Eigentlich ſollte man einen Theil der großen Werke des Alterthums nur aus Ueberſetzungen kennen zu lernen ſuchen und überall in den Schulen ſtatt des griechiſchen Homer den deutſchen Voß und ſtatt des griechiſchen Plato den deutſchen Schleiermacher einführen! Dann erſt würde die Welt ein großes Geſchlecht erſtehen ſehen —!“ Seit Weihnachten iſt der Papa wieder ſo gut und lieb. Ordnung herrſcht im Hauſe und alles ſcheint ſich auf's Beſte zu machen.

— Mein Tagebuch wollte ich nicht weiter führen, aber durchaus will es Gertrud. Sie hat mir

verſprochen, nie darin leſen zu wollen. Als ſie mir darauf die Hand geben mußte, lachte ſie. „Niemanden ſollſt Du es zu leſen geben!“ ſagte ſie. „Es ſoll nur dazu dienen, daß Du klare Urtheile, feſte Gedanken gewinnſt und beobachten lernſt —! Es wirrt ſich Dir noch alles durcheinander, Du kannſt nicht einmal die guten Menſchen von den ſchlechten unterſcheiden —“ — „Ja,“ ſagte ich, „ich bin des „Chaos wunderlicher Sohn“ —!“ — „Ach, laß Deinen ewigen Fauſt —!“ fiel ſie ein. Sie mag nicht leiden, daß ich von irgend etwas entzückt bin, woran ſie nicht Theil genommen. Bechtold, der es hörte, ſagte mit einem ſeltſamen Seufzer: „Wo las ich denn kürzlich: Alle Liebe wäre Egoismus —?“

— Nun bin ich endlich einmal an das Haus gerathen, wo die Frau wohnt, die, wie man wiſſen will, mir das Leben und beinahe den Tod gegeben hat. Ein Haus mit eilf Fenſtern Front. Das mittelſte iſt ein Balkon. Unter ihm befindet ſich ein großer Thorweg mit zwei Säulen. Ein Portier, ſo biſſig, wie ein Cerberus, guckte gerade aus einem Parterre-Fenſter. Herr von Fernau bewohnt den obern Stock, hör' ich, und zwar allein. Was ſind doch da ſo viel Zimmer unbewohnt und leer —! Meine Dachſtube ginge zwanzigmal in ſie hinein und da ſickert wol auch der Schnee nicht ſo durch, wenn er gar zulange, wie in dieſem Jahr, auf den Ziegeln liegt.

— Gertrud, die Wortbrüchige, ſieht nun doch in mein Tagebuch hinein —! Wenn auch nur über die Schulter hinweg, während ich ſchreibe. Nun, lies Du nur jetzt, während ich ſchreibe! Alſo, liebe Gertrud, Du willſt, daß ich ſolche Betrachtungen anſtelle, wo ich alles gleichſam abzeichne und mit der Feder in der Hand laut denke. „Mit Lautſprechen und Strichemachen fing Vater Peſtalozzi allen Unterricht an!“ ſo ſagteſt Du neulich, (jetzt iſt ſie doch gegangen und hat mir gelobt, künftig brav zu ſein) und Papa kam in's Zimmer und horchte und lobte Dich für das, was Du ſprachſt. „Das Sprechen und das Kritzeln,“ ſagte ſie, „muß Bewußtſein kriegen und Methode. Wir müſſen uns ſprechen hören und dadurch plötzlich vor uns Reſpekt bekommen. Dann ſind wir kein blökend Vieh mehr, ſondern Menſchen. Sprechen muß einen Inhalt haben. Und zweitens: Grade Linien, dieſe hübſch nebeneinandergeſtellt, und wär's eine ganze Tafel voll, wie gradegelegte Schwefelhölzer, das macht den Menſchen ſubtil und lehrt ein Kind, daß alle Dinge Ecken und Kanten haben, die man zu beobachten, zu unterſcheiden und zu ſchonen hat.“ Im Sommer hat mich noch Gertrud Mancherlei gelehrt. Schade, daß ihr immer die Wirthſchaft ſo aufliegt. Eigentlich ſollte ſie nur lehren. In meiner Buchſtabirklaſſe mach' ich ihr alles nach. Oft lacht darüber Bechtold und meint: „Ihr ſeid Beide wie aus Einem Ei gekommen!“

— Hellwig iſt wirklich ein ſcharfer Kopf —! Ueber meine Kerkerblumengeſchichte kam er neulich und nannte ſie rundweg „dummes Zeug.“ „Der Franzoſe da,“ ſagte er, „hat einmal irgendwo ein Körnchen Poeſie aufgefunden und ſchlägt nun das breit zu lauter nürnberger Goldſchaum. Der Gedanke mit der Blume iſt an ſich ſinnig, aber wie wird der ausgeführt! Wie die Blume anfängt zu welken und wie ihr Liebhaber, der gefangene Graf, findet, daß daran zwei Mauerſteine im Pflaſter des Hofes ſchuld ſind, die die Wurzeln in ihrer Ausdehnung hemmen, da muß er dann rein toll werden, eine Petition an den Gouverneur der Feſtung ſchreiben, er möchte ihm die Wegnahme der Steine geſtatten, und als dieſer darin die Vorbereitung eines Fluchtverſuchs zu erblicken glaubt und die Aenderung unterſagt, muß er ſogar eine Beſchwerde über die beiden Steine an Napoleon ſelbſt richten. Ein Drittel des Buches iſt der Reiſe eines jungen Mädchens gewidmet, der Tochter eines Mitgefangenen, um dieſe Petition nach Marengo zu bringen, wo grade Napoleon ſeiner Joſephine zur Unterhaltung die fünf Jahre früher daſelbſt gelieferte Schlacht als Herbſtmanöver wiederholt.“ Der einzige vernünftige Sinn der Geſchichte, wäre, ſagt Hellwig, der, daß ſie in's Studium der Botanik einführe und Liebe zu den Pflanzen lehrte. Ich glaube, Gertrud würde ebenſo urtheilen. . . . Und doch — vom Verrücktwerden um etwas, das unſere einzige Lebensfreude iſt, da habt Ihr Geſcheuten gut reden! Ich hatte einſt

Tage, wo ich Eure ganze Welt hingegeben hätte, wenn ich nur meine Pferdchen zurückbekam!

— Nun iſt der Mann angekommen, der mein Vater ſein ſoll —!

Alles im Hauſe ſteckt darüber die Köpfe zuſammen. Es ſoll nichts davon geſprochen werden und doch verrathen mir's alle. Lange wird er nicht bleiben, ſagt man, ſondern gleich auf ſein Gut gehen, wo in der Nähe Hellwig zu Hauſe iſt; auch die Tante iſt von dorther zu Hauſe. Seit einigen Monaten erkennt man dieſe gar nicht wieder. In Bruckbach verſtand ich nichts von der Welt und ihren Freuden. Das ſah ich aber wohl, die Tante lebte wie der Käfer im Sonnenſchein. Jetzt brummt ſie zwar immer noch, wie die Käfer, aber nicht mehr vor Wohlbehagen. Daß Gertrud ihr Geld in die Anſtalt geſteckt hat, macht Gertrud zur eigentlichen Herrin. Aber die Tante haßt ſie auch —! O wie kann ſie ihr Blicke zuwerfen —! Gift und Oppert ment iſt darin. Bei alledem geht die Tante jetzt jeden Sonntag in die Kirche. Gertrud hat mir geſteckt, das ganze Haus müßte von jetzt an viel frommer werden. Der Schulrath hätte das befohlen. Papa iſt bereits ohne Befehl fromm geworden und zwar ohne Verſtellung. Schon ſeit dem Tode des kleinen Schotten läßt er die Flügel hängen. Man will ihn durch den Titel eines Profeſſors und vielleicht gar eines Educationsraths wieder aufrichten.

— Es friert immerfort. Ich kann wieder auf's Eis gehen. Hurrah! Und merkwürdig, wie die Ausſicht, eine innige Freude genießen zu dürfen, ſchlechte Charaktere auf einige Zeit beſſert! Die ungezogenſten Rangen werden folgſam, wenn ihnen ein Vergnügen bewilligt wird. Manchmal halte ich die Schlechtigkeit mancher Kinder für reine Verſtellung. Nur Poſſen treiben ſie mit der Welt, mit Gott, mit ſich ſelbſt. Weil in ihnen ein ungewöhnlicher Kern ſteckt, ſo möchten ſie ihn gern entfalten und wiſſen nicht, wie ſie ſich hervorthun ſollen. Die Regelmäßigkeit widert ſie an. Ich muß mich förmlich zwingen, mich bei ſolchen Gelegenheiten, wie Spielen, Feierſtunden, Excurſionen nicht von der Liebenswürdigkeit grade der „böſen Buben", wie ſie ſonſt genannt werden müſſen, beſtechen zu laſſen. Im Fauſt ergötzt man ſich auch am meiſten am Mephiſto. Immer, wenn dieſer hämiſche Geſell kommt — — aber Gertrud könnte wieder leſen wollen und ſich ärgern über mein ewiges — Fäuſteln, wie ſie's nennt.

Februar.

— Staudtner ſah ich öfter in den Straßen an mir vorüberfahren. Immer grüßt er freundlich mit lang aus dem Wagen herausgeſtecktem Halſe. Das iſt derſelbe hämiſche Geſell, wie Mephiſto, nur nicht ſo beluſtigend, wie der. Auch philoſophiren wollte

Staudtner immer. Manchmal that er's förmlich verführeriſch. Seine Philoſophie iſt die, den Menſchen im Zuſtand der Nacktheit ſehen zu wollen. Wenn er es dann nur mit der Vorſtellung vom Paradieſe thäte —! Aber ſeine nackten Menſchen ſchienen mir immer an einem Badeplatz zu wandeln. Da hatten ſeine Begriffe nur zufällig ihre Kleider ausgezogen und waren, ſtatt natürlich, frivol. Dies Bild verdank' ich Hellwig, der mit mir zuweilen die Kunſtſammlungen beſucht. Die antiken Statuen, ſagte er, ſind alle einer Welt entnommen, die der Kleidung nicht bedurfte; das Klima war milde und vollends im Olymp holte ſich Niemand den Schnupfen! Aber unſere modernen nackten Statuen ſind blos Menſchen, die ſich auf einige Zeit ausgezogen haben. Immer liegen die Kleider daneben, unſere weiße Haut iſt nicht darnach angethan, ſo länger als allenfalls eine Stunde in einem geheizten Atelier auszuhalten —! Hellwig iſt ausnehmend gut mit mir, wie auch der treue Bechtold unveränderlich. Die Andern belächeln mich nur, Wehrmann, Tipfel, Doctor Schlickum, ſogar der unbedeutende Petri, der jetzt geht, und alle. Immer giebts bei uns neue Lehrer. Das wechſelt wie im Taubenſchlag.

— Bechtold verſichert mich feſt, Staudtner wäre aus dem Hauſe, wie die Schüler ſagen, „geſchaſſt". Der Grund ſoll der ſein, weil er Gertrud den Hof machte und es zu grob damit anfing. Gertrud läßt

ſich aber nichts merken. Sie hat etwas Königliches. Bechtold vergleicht ſie mit Dorothea in Goethe's Gedicht, das unſerm ſtrengen Hellwig viel zu einfach, in manchen Ausführungen, namentlich im Dialog, ſogar gewöhnlich und trivial erſcheint. „Goethe", ſagt er, „hat nur eine kurze Zeit gehabt, wo er die Welt bezwang. Später ließ er ſich von der Welt bezwingen. Jede neue Mode reizte ihn. Alles mußte er mitmachen. So iſt auch Herrmann und Dorothea entſtanden. Das Hexametermachen war Mode geworden, der ſechsfüßige Rhythmus ging damals förmlich in's Blut der Menſchen, quälte ſie bei Tiſch und beim Spazierengehen; ein Glas Waſſer forderte man nicht anders als etwa: „Gieb vom kryſtallenen Naß mir noch einige Tropfen Erfriſchung!" Alles ſang wie Voß, und ſo mußte denn auch Goethe dem Zeitgeiſt ſeinen Tribut zahlen und wer wahr ſein wollte, müßte „Herrmann und Dorothea" ſchwach finden.

— Ich übe mich auch in dieſen Verſen. Denn ich möchte gerne — zum — —

— Das iſt doch gewiß, Gertrud! Ich ſchreibe es Dir zum Tort nieder und wenn Du es zehnmal leſen ſollteſt! Du verwirrſt allen Männern den Kopf —! Der arme Bechtold —! Er liebt Dich — und nun ſehe ich, daß auch Hellwig ſogleich erröthet, wenn Du nur ſo an ihm vorüberſtreifſt. Hellwig nennt Dich: „die lilienarmige Here", wo ich doch

beſſer weiß, wenn Du einmal Deinen Aermel auf-ſtreifen wollteſt, würde er ſehen, daß Dein Arm braun iſt! Ich ſagte das auch Hellwig, worauf er zerſtreut erwiederte: „Du Glücklicher —!“

— Here iſt Juno. Bei den Griechen und Römern war die Gemalin des oberſten Gottes eine ſtolze Creatur. Ihr Wappenthier war der Pfau. Und wie es den Stolzen zu gehen pflegt, daß ſie am allerleichteſten auf die Naſe fallen, ſo waren auch Jupiter und die anderen Götter und Göttinnen immer darauf bedacht, ihrer hohen Gebieterin einen Streich zu ſpielen. Die ganze Mythologie iſt voll von dieſen Ueberliſtungen der Madame Here. Auf Gertrud paßt das nicht, nur der Wuchs dieſer Frau. Mit den Ueberliſtungen ſollte Der einmal Einer kommen. Gertruds Vogel iſt der Hahn, der wachſame Kikeriki —! Die Erſte iſt ſie auf und die Letzte zu Bett. Merkwürdig gut geht jetzt alles im Hauſe. Die Exceſſe nehmen ab. Wehrmann, der Humoriſt, ärgert ſich darüber genug. Manchen Menſchen iſt eine wahre Freude am Wirrwarr angeboren. Sie ſcheinen nicht ertragen zu können, daß ſich nicht Alles ärgert. Wehrmann ärgert ſich über Hellwigs Aufnahme. Der Reitunterricht iſt bis zum Frühjahr ausgeſetzt . . . Voß geleſen und Hexameter gemacht —

— Mein Gedicht iſt fertig. Corrigiren laſſ' ich mir's nicht. Mag es Fehler haben. Ich ſchicke es mit meinem Namen zur Hochzeit, die in acht Tagen iſt, mitten in der Frühlingszeit.

Gold vermag ich Euch nicht, nicht Silber zu ſchenken
am Tage,
Wo Euch des Geiſtlichen Hand —

Das geht nicht. Der „Geiſtliche" muß ein „Prieſter" werden, wie das antike Versmaaß mit ſich bringt. Und ein Prieſter — ein opfernder! Ein Geiſtlicher — der redet nur, handelt nicht. Freilich, dann paßt das Versmaaß nicht. „Wo Euch des Prieſters Hand —" Dichten iſt — — Hellwig ſagte neulich: Ein feiner Dichter Namens Clemens Brentano, der ganz Wunderſchönes gedichtet hat und grade in Verſen, hat Verſemachen eine verdammte Rackerei genannt.

— Das war ein ſchöner Lärm heute im Conferenzzimmer! Hellwig iſt mit Wehrmann aneinander gerathen. Neſſelborn trat dazwiſchen, verbot Hellwig ſeine Anmaßungen und gab Wehrmann Recht —! Noch mehr hätte Schlickum Urſache, Hellwig zu zürnen. Aber dieſer Leiſetreter will, ſo ſagte er, ſchon lange ein Märtyrer im Ertragen von Beleidigungen ſein. Die Urſache des Streites war: Hellwig hatte grade eine freie Zwiſchenſtunde und fand kein andres Zimmer geheizt, als entweder das während der Lektionen einſame Conferenzzimmer oder eines der ſechs Lehrzimmer, wo zu-

weilen die Lehrer untereinander hospitiren. Er geräth nach Secunda, wo grade Schlickum die Geschichte der Reformation vortrug. Als die Stunde beendet war, stürzte Hellwig mit empörtem Antlitz in's Conferenzzimmer und äußerte seinen Unwillen über einen Vortrag, der jedes protestantische Gefühl hätte verletzen müssen. Aber der Schelm wußte, daß sich Nesselborn verbindlich gemacht hatte, einige junge Adlige katholischer Confession, die sich in's Institut verirrt hatten, in keiner Weise in ihren religiösen Empfindungen zu kränken. Daß nun diese Rücksicht so weit gehen würde, wegen ein paar Katholiken einer Zahl von 25 Protestanten und 2 Juden gegenüber, die Reformation mit einer Kühle darzustellen, als wenn sich Luther nur ein einziges unbestrittenes Verdienst erworben hätte, nämlich um die deutsche Sprache, das wäre empörend. Schlickum war nicht anwesend. Wehrmann nahm sich des Angegriffenen an und stellte grade wie zum Trotz alles, was Hellwig gelehrt wissen wollte, auf den Kopf. „Sie würden Luther in alle Himmel heben," rief Hellwig, „wenn ich ihn angegriffen hätte! Da ich ihn aber den Retter der Menschheit nenne, dessen Werk leider unvollendet geblieben ist, so klauben Sie an seinen menschlichen Schwächen!" Nun nahm wieder Wehrmann das übel. Hellwig hatte seinen wunden Fleck getroffen, die Sucht, immer etwas Apartes sagen und vorstellen zu wollen. „Bleiben Sie beim Gegenstande," schnob er Hellwig

an „und analyſiren Sie meinen Charakter nicht!“ Der Lärm wuchs. Hellwig blieb keine Antwort ſchuldig. Auch kam Tipfel hinzu und wollte den Vermittler machen. „Was ſoll hier Vermittelung?“ rief Hellwig. „Hier gilt es ſchwarz oder weiß! Wenn man erſt anfängt, den Schülern die Reformation ohne Begeiſterung vorzutragen, dann iſt reiner Seelenmord vollzogen! Sollen dieſe Privatinſtitute die Lohndiener des Publikums werden? Sollen ſie jedem Sonderintereſſe zum Munde ſprechen? Dem Adel den Adel vertheidigen, den Generalsſöhnen die Schlachten als die Glanzpunkte der Geſchichte darſtellen, ruſſiſchen Penſionären gegenüber den Geiſt der Staatswiſſenſchaft mit der Knute in Verbindung bringen? Dann hätte man ein Seitenſtück zu den Inſtituten, die alles auf Einmal ſein wollen, Vorbereitungsanſtalten für alle Fächer. O —“ fuhr er und allerdings jetzt mit auffallender Bitterkeit fort, „wir erziehen für Humaniora und Realia! Wir ſind Handelslehranſtalt und Polytechnikum! Wir erziehen für's Gymnaſium, die Kriegsſchule, für's Forſtfach! Ihr Herr Sohn will Diplomat werden —? Ha, wir lehren die Geſchichte à la Ranke! Oder Theolog? Nein, dann lehren wir ſie — à la Leo! Bitte, mein Sohn wird Jeſuit! Hurrah! Wir bringen Luthern in die Walhalla, aber nur wegen ſeiner Verdienſte um die deutſche Sprache!“ Noch hatte Hellwig nicht geendet, als der Direktor eintrat, aufhorchte und ſich über

den Gegenſtand des Streites orientirte. Nun gab es mir einen wahren Stich in's Herz, meinen zweiten Vater, Lehrer und Erzieher, im ſtrengſten Ton, der ihm in wahrhaft niederſchmetternder Weiſe zu Gebote ſtehen kann, Hellwig ſeine Einmiſchung in den Geiſt des Unterrichts, der im Hauſe ertheilt würde, verweiſen zu hören. „Allerdings," rief er, „habe ich Herrn Doctor Schlickum gebeten, das Gefühl der kirchlich andersgeſtellten Zöglinge zu ſchonen!" — „So dispenſiren Sie doch lieber die Katholiken ganz vom Geſchichtsunterricht oder wenigſtens vom Anhören des Vortrags, ſolange dieſer bei Luthern verweilt! Sonſt erlebt man, daß um einiger Iſraeliten willen, die Ihre Claſſen beſuchen, ſogar die Erſcheinung Chriſti im Vortrage herabgedrückt wird —!" So lautete Hellwigs unerſchrockene Antwort. Der Vater entgegnete, während die Kirſchröthe ſeines Antlitzes gegen den ſich mehrenden Silberglanz ſeiner Locken erſchreckend abſtach: „Das wird in dieſem Hauſe nimmermehr geſchehen, wenigſtens ſo lange nicht geſchehen, als ich, ich hier der Meiſter bin! Unſer wahrer aber, unſer einziger Meiſter, der, der im Himmel zur Rechten des Allmächtigen thront, lehrt uns, nicht zu trotzen auf unſre Weisheit, nicht unter dem Schein, der Wahrheit eine Gaſſe brechen zu wollen, ſeine eigene Hoffahrt und Ruhmredigkeit auszutoben! Die Liebe, das habe ich, ich ſelbſt zu Schlickum geſagt, die Liebe ſoll ihn lehren, den Eifer zu zügeln und die Schwachheit der

Brüder zu ſchonen! Die Gegenſätze der Zeit, in der wir leben, ſind andere, als die der Vergangenheit. O glauben Sie mir, mein Herr Doctor, wir würden von Luther mit Eſelskinnbacken zuſammengetrieben werden, wenn er aus dem Grabe erſtünde und vernähme, aus welchem Geiſt man heute ſein muthiges Werk zu rühmen, zu ſchildern und fortzuſetzen wagt! Wahrlich, ich ſage Ihnen, er würde die Grenze ſehr beſtimmt bezeichnen, bis zu welcher er Ihre Huldigungen annimmt! Leſen Sie nur, was Bruder Martin gegen den Karlſtadt und ſelbſt gegen die Schweizer zu Gunſten des im Abendmahl perſönlich dargeſtellten Heilands geſchrieben hat —! Die Darſtellung der Reformation, die den Herrn nicht in den Streit der Parteien herunterzieht, iſt die, die ich, ich befürworte und in meinem Inſtitut vorgetragen zu ſehen — vorausſetze —!“ Es ſchlug zum Beginn der neuen Unterrichtsſtunde, das Conferenzzimmer entleerte ſich. Das Erſcheinen der beiden Sprachlehrer, des Franzoſen Monſieur Noël mit ſeinem hochtoupirten falſchen Scheitel, und des Engländers Miſter Baker, der den Monſieur Noël nicht wittern kann, ohne ſich gleich wie der Hund gegen die Katze zu ſtellen, verhinderte ſchon von ſelbſt eine Fortſetzung des Streites. Jeder begab ſich in ſein Auditorium. Ich ging zu meinen ABC-Schützen und begegnete Schlickum, der nicht ahnte, welche ärgerliche Scene durch ihn veranlaßt worden war. Noch kaute er an einem Stück Kuchen, das er

ſich bei Tanten erhaſcht hatte. Jeden Morgen erkundigt er ſich nach dem Befinden der Frau Direktorin, Abends ſpielt er mit ihr l'Hombre.

— Erleuchte mich, du guter Geiſt, der du über den Wolken thronſt! Walte in meinem Innern fort, mir fühlbar, du großer Anfangsgedanke der Welt, den ich erſt ſo ſpät, ſo mühſam zu erfaſſen gelernt habe —! Das Erſte, was mir die Prieſter, nein, hier muß ich wol ſagen, die Geiſtlichen, beizubringen verſuchten, war nicht einmal der Begriff Gott, ſondern ſofort die Nothwendigkeit, mein Erlöſungsbedürfniß fühlen und an den ewigen Mittler glauben zu ſollen. Damals war Neſſelborn noch ſo friſch, ſo frei —! Seine Amtsbrüder, die ſchwarzen Männer, drängte er zurück und rief ihnen: Laßt ihn doch nur erſt den Schöpfer gefaßt haben! Bei jedem, was ich anſtaunen ſollte, ſah ich eine Urſache und ich fand ſie meiſt ſchon innerhalb des menſchlichen Vermögens. Der Donner freilich machte mich beſtürzt. Aber wie konnte er von Gott kommen, den man mich gelehrt hatte vom Wort „Güte" abzuleiten, wenn der Blitz Menſchen erſchlug, Häuſer und Städte anzündete! Als ich mich müde geſchlußfolgert hatte vom Brod auf den Bäcker, vom Bäcker auf die Mühle, von der Mühle auf das Korn, vom Korn auf's Erdreich, erſt da kam ich auf die Nothwendigkeit eines erſten Anfangs, einer Hand, die der Maſchine den erſten Stoß gegeben und alles ſo in einandergreifen gemacht hatte ſeit

Jahrtauſenden. Da nannte ich denn das rechte Geheimniß der Welt die furchtbare Oede, die Nacht, das Nichts, das mich ſchon in meinem Kerker umgeben hatte. Dieſe Sterne am Himmel, dieſe glitzernden Funken, die oben dort ſo feſt ſtanden, nicht heruntergeſchoſſen, obſchon ſie wie von weißem Feuer zu tropfen ſchienen, wurden meine lehrreichſten Prediger. Zu dieſen Schweigenden bete ich auch noch jetzt am liebſten. Nicht, weil ſie mir Götter ſind, ſondern weil ich weiß, daß um ſie her jenes Unermeßliche ſchwebt, das man in aller Kürze Gott nennt. Der Deutſche denkt beim Namen Gottes ſogleich ſo gläubig an alles Gute —! Ach, zu dieſen Lichtern möchte ich auch heute wieder beten: Laſſet mich nur Eines in ganzer Vollkommenheit werden, ein Menſch —! Bürger, Bauer, Krieger, Staatsmann — alles das müſſen wir auf Erden ſein und Jedes ergreift einen Beruf, den ſein übriges Sein verdeckt, und auch Chriſt iſt noch nicht das ganze, das nur menſchliche Sein. Immer wird da der Menſch nur der Kerze gleich gemacht, deren Licht nicht exiſtiren kann, wenn nicht Wachs, mehr oder weniger reines, Inſchlicht, ein zum Verzehrtwerden beſtimmter Docht (damit vergleiche ich den Beruf) an ihm vorhanden iſt. Aus der praktiſchen Beſtimmung für's Leben ſoll ſich erſt allmälig unſer Lichtſtoff ablöſen. Ach, Chriſtus und ſeine Jünger haben ſich nicht ſo zu mühen brauchen um des Leibes Nothdurft und den Beruf; ihre Flammen braunten ohne viel Arbeit ... O du leidiger Beruf —!

Ich ſoll auch durchaus einen wählen. Der Onkel — ich nenne ihn ſchon lange nur noch wie Gertrud — will, daß ich mich entſcheide — Schreiber, Soldat, Handwerker. Die Tante ſpricht von meiner geſchickten Hand und meint, ein Schloſſer könnte heute alles werden, Maſchinenbauer, Kanonengießer, ein Neu-Gewehr-Erfinder. Soll ich Gertrud loben, daß ſie weniger über dieſe Vorſchläge, als über das Drängen nach einer Wahl ergrimmt iſt? Sie bleibt dabei, ich ſollte Lehrer bleiben und in ein Seminar treten. In Wahrheit will ſie damit ſagen: Nur lernen ſoll er und ſonſt keinen Beruf weiter haben, als den, ein Menſch zu ſein —! Sie iſt ſo gut für mich —! Ich bin wie ihr Kind. „Laß Du nur," flüſterte ſie mir heute, als die Tante die Freundſchaft der jetzt in Ungnade gefallenen Hellwig und Bechtold für mich tadelte, weil ſie mir, wie ſie ſagte, dumme Dinge in den Kopf ſetzten, „laß Du nur, wir gehen noch ganz anders unſern Weg —!" Sie meinte wegen meiner Herkunft. Graf Wildenſchwert iſt nur kurze Zeit hier geblieben und ſogleich auf ſeine Güter abgereiſt.

— Seit der neulichen Scene iſt trübes Wetter im Hauſe. Aber ſie haben mir doch erlaubt, in die Kirche zu gehen und die beiden Paare trauen zu ſehen. Mein Gedicht habe ich abgeſchickt. Und lieber doch ohne Namen. Es war auch beſſer ſo. Denn nachher fand es Hellwig bei mir in der Urſchrift, las es und

lachte mich aus. Nicht ein Vers, ſagte er, hätte die richtige Cäſur. Die Gedanken lobte er. Wie würde ich mich jetzt ſchämen müſſen, wenn mein Name unter einer ſolchen Stümperei ſtünde!

— Nun habe ich die Frau geſehen, die meine Mutter ſein ſoll, und ſie ſah auch mich —! In der Kirche war es. Ein Mann flüſterte ihr etwas zu, das nur mir gegolten haben kann. Darauf wandte ſie ſich und blickte auf mich. Dieſen Mann habe ich zuweilen ſchon geſehen. Er umſchleicht unſer Haus, ſtellt ſich ihm gegenüber und betrachtet die Fenſter. Das ſoll der Bruder des Präſidenten ſein, Neſſelborn's Gläubiger, der jetzige Gatte — meiner Mutter. Seltſamer Zufall, daß wir hier in der Vorwerksſtraße in den Händen dieſes Mannes ſind! Und — dieſer Frau! Näher würde ich ſie mir betrachtet, an ihr jeden Zoll geprüft haben, wäre die Fülle von Glanz und Aufſehen vor und in der Kirche nicht zu groß geweſen. In der Apoſtelkirche. Eine ziemlich geräumige Kirche und doch war ſie gefüllt. Wagen auf Wagen fuhr vor, Bediente in glänzenden Livreen ſprangen vom Tritt und öffneten die Schläge. In Sammet und Seide, in Spitzen und mit köſtlichen Edelſteinen ſtiegen die geladenen Gäſte aus. Wundervoll ſahen die Bräute aus — und wie glücklich die künftigen Gatten —! Mesalliancen waren es der Geburt nach, aber Niemand verrieth einen Anſtoß. Hier haben Verdienſt und Talent geadelt. Im Schiff

der Kirche ſtand Kopf an Kopf. Einer Hochzeit ſtrömt die allgemeine Neugier zu. Die Einen wollen den aufgewandten Staat ſehen, die Andern die Augen der Braut, ob ſie Glück und Zufriedenheit verrathen. Ich drängte mich bis dicht an die Altarſchwelle, beinahe auf die goldenen Franzen eines großen ſammtnen Fußteppichs, der den Aufgang und die Stufen bedeckt. Und eben da war es, wo mich Herr von Fernau, der Andre, entdeckte und zum Ohr ſeiner Begleiterin einige Worte ſprach. Dieſe wandte ſich und betrachtete mich. Eine ſtolze Frau —! Von Juwelen ſtarrte ihr Kopfputz und ihr Hals. Wenn nicht die Klänge der Orgel ſo mächtig durch die ehrwürdige Kirche gebrauſt hätten, ſo hätte ich ſchwören mögen, daß ſie etwas rief, als ſie den Blick auf mich richtete. Ihr Gatte, unwillig, wie es ſchien, fixirte mich während der ganzen feierlichen Handlung. Zu Gott hat der nicht ſein Herz erhoben. Der Prediger ſprach milde und weich. Aller Augen befeuchteten ſich. Beſonders hob er den Zufall des Doppelbundes hervor und ſchilderte die Aufgabe eines Wettkampfes beider Paare. Sie ſollten ſich einander in der Liebe, ohne die alles Wiſſen und Können Stückwerk, leeres tönendes Erz wäre, zu übertreffen ſuchen. Denn in der Liebe gäbe es Steigerungen, immer noch höhere Stufen. Chriſtus hätte die Liebe, die Er verlangte, nicht ſo ſchwer gemacht, als er ſagte: Du ſollſt Deinen Nächſten lieben wie Dich ſelbſt! Eine noch höhere Bewährung liebender Herzen, den Näch-

ſten mehr zu lieben als ſich ſelbſt, hätte ſich beſonders die Ehe vorbehalten. Wenn alles wahr iſt, was die Menſchen, namentlich Gertrud und früher auch die Tante, über meine Zukunft ergrübelt haben wollen, ſo hätte ſich die ſtolze diamantenbeſäete Frau, die mich nur Einmal angeſehen hatte und dann nicht wieder, gedemüthigt fühlen müſſen. Der Geiſtliche ſagte, die evangeliſche Kirche könnte zwar die Ehe kein Sakrament nennen, da ſie ſich in der Bibel nirgends von Chriſtus oder ſeinen Jüngern eingeſetzt oder ausdrücklich in beſtimmten Formen vorgeſchrieben fände, ſie werde ſogar im Gegentheil von den letzteren mit allerlei weltlichen und zeitlichen Nebengedanken begleitet; aber darum wäre ſie doch eine Heilsveranſtaltung, eine der mehreren Formen, ſich in den Stand einer Läuterung und Prüfung vor Gott begeben zu können. Sogar die Enttäuſchung, ſagte er, die eintreten könnte bei näherm Zuſammenleben, die Erkenntniß unſerer menſchlichen Fehler und Gebrechen müßte ein Sporn mehr zur Gottſeligkeit werden. Wenn es nicht mehr jene heiße glühende Flamme der Leidenſchaft wäre, die ihre Nahrung durch die Erkenntniß fände, daß ſo manche unſerer Vorausſetzungen vom erwarteten Glück überfliegende geweſen, ſo müßte für dieſe Gluth das ſanftere Feuer, die milde Wärme der Liebe zu Gott und jene Nächſtenliebe eintreten, die nun erſt recht im Andern das zu ſchonende Menſchliche erkennt. Doch nicht allzulange verweilte der Geiſtliche bei dieſen trü-

den Bildern gestörten ehelichen Glücks, bald kehrte er wieder auf die glücklicheren Empfindungen zurück, die bei diesen vier Menschen vorausgesetzt werden durften, die vor ihm standen und beim Ertheilen des Segens niederknieten. Als die Trauung vorüber war, erlebte ich —

— Oder thue ich mir ebenfalls Unrecht, wenn ich meine eigene Zerstreutheit neulich bei der Trauung eine weltliche nenne? Ich weiß es, der Himmel besteht nicht aus Musik, nicht aus Frühlingssonnenschein, der durch bunte Kirchenfenster bricht. Er besteht nicht aus dem Lichterglanz, mit dem auf dem Altarbilde das Haupt des Erlösers, der das Brot bricht und den Kelch segnet, umgeben leuchtet. Aber doch wurde mir während der Traurede zu Muthe, als hätte sich mein Jugendkerker geöffnet und alles würde Rosenlicht um mich her. Engel schwebten auf und nieder. Ich ruhte auf einer Wolke wie in einem Kahn, der sanft durch die Lüfte gleitet. Stimmen sprachen mir in's Ohr und flüsterten etwas, das ich mir deutete, wie: Gott ist nahe und sein ewiges Gericht; doch zittere nicht, Du wirst bestehen —! — Um so schmerzlicher war dann — die Demüthigung —

— Ach! ich schreibe es so ungern nieder. Als nämlich die Feierlichkeit beendigt war, alle nähern Bekannte und Verwandte auf die Verbundenen zutraten, um ihnen Glück zu wünschen, manche, um sie

zu umarmen und zu küſſen, da war ich mit Einemmale wie Einer von der Familie. Nur ganz zufällig war das gekommen und ſehr mag es geſtört, Viele beleidigt haben. „Daß Sie auch dichten, wer hätte das gedacht! Aber warum haben Sie ſich nicht genannt —? Wir erriethen es ſogleich —!“ Freilich — ſo ſprach eine mich lockende Stimme, die für mich Sirenengeſang iſt. Dann wurde es finſtere Nacht. Das weiß ich nur noch, plötzlich erblickte ich die düſtere Miene des Präſidenten. Die Trägerin der Stimme, die mich eben, mitten im brauſenden Orgelſpiel, das im Fugenrhythmus den Ausgang der Feierlichkeit begleitete, mit einem alles übertönenden Seraphston angeredet hatte, riß er beinahe mit Heftigkeit von mir. Wie ich nach Hauſe gekommen, bleibt mir ſeit Tagen und Nächten ein Traum. Unter dieſem Vorfall leidet mein Herz und mein Stolz.

März.

— Gertrud blinzelt nicht mehr nach dem kleinen Schrank wo ich meine Tagebücher verſtecke, und neckt mich auch nicht mehr, daß ſie darin leſen wolle. Entweder fürchtet ſie, wieder von Bechtold und Hellwig leſen zu müſſen, die ſie beide — wahrhaftig lieben, oder ſie hat zu viel zu thun. Der Faſchingsdienſtag fällt diesmal ſpät. Wie alle Jahre, ſo ſoll er auch diesmal mit einem Ball gefeiert werden. Gertrud widerrieth es zwar, der vielen Koſten wegen und in Erwägung ſo

mancher Abgänge, die, ohne daß ſich ſchon Erſatz gemeldet hätte, zu Oſtern bevorſtehen. Aber „grade deßwegen—!“ ſagte die Tante. „Jedes Zugeſtändniß eines Defizits vergrößert es nur —!“ Sie mag Recht haben. Ein ſolcher Moloch iſt die Welt —! Man muß ſich hinopfern, nur um den Schein zu haben, daß man lebt. Das ſind die Roſen des Königs Montezuma, die der Unglückliche fühlen ſollte, als er auf glühenden Kohlen lag. Die Weltroutine verſteht die Miene zu machen, die auf glühenden Kohlen liegt und lächelt, als wenn es Roſen wären —!

— Ich ſetze mein Tagebuch fort, weil ich fühle, daß ich beobachten und mich ausdrücken lerne. Schon wieder hatte Hellwig einen Streit mit dem Direktor. In Tertia giebt Hellwig den deutſchen Unterricht. Neſſelborn hat die Gewohnheit, bei allen Stunden, wo ihm die behandelten Gegenſtände geläufig ſind, ab und zu zu hospitiren, aber auch in den Lehrvortrag hineinzuſprechen. So gab er den Schülern ein Thema zum ſchriftlichen Aufſatz auf: „Schilderung einer Winterreiſe.“ Natürlich ließ es Hellwig geſchehen. Als aber beim Verlaſſen des Zimmers Neſſelborn die Weiſe tadelte, die Hellwig befolgt hatte, etwas vorzuleſen und dann den Schülern zu überlaſſen, das, was ſie davon behalten, niederzuſchreiben, erſt da vertheidigte ſich Hellwig und tadelte das vom Direktor

geſtellte Thema. Die Knaben hätten, ſagte er, vollkommen berechtigt erwiedert: „Aber wir haben ja keine Reiſe gemacht und gewiß keine im Winter!“ „Dann denkt Euch, Ihr hättet eine gemacht!“ hatte Neſſelborn erwiedert und einige Winke gegeben, den Gegenſtand aufzufaſſen. Hellwig, der ſich übrigens diesmal mäßigte und die Sache als Scherz zu behandeln ſuchte, ſagte ihm im Conferenzzimmer: „Sie leiten die Zöglinge mit Themen ſolcher Art zum Flunkern an! Wohl weiß ich, alles Dichten iſt Flunkern. Plato haßte deßhalb die Dichter. Sie erfüllten ihm die Köpfe der Menſchen mit Fabeln und Poſſen. Ich denke nicht wie Plato und die Mitwirkung der Phantaſie beim Unterricht und in der Erziehung überhaupt weiß ich zu ſchätzen. Dennoch führt das reine Schöpfen aus der Luft zum Faſeln. Bei einer in der Schule gehörten Arbeit, wie ich ſie aufgab, kann auch wenig häusliche Mithülfe ſtattfinden, während man ſie bei freien Themen faſt immer vorauszuſetzen hat.“ Nun hielt der Onkel eine Lobrede auf die Phantaſie. Nicht Rühmens genug wußte er zu machen von dieſer Himmelstochter, wie er ſie nannte, die uns mit ſüßen Ahnungen von den Feſſeln des Irdiſchen erlöſte. Erſt da wurde er bitter, als er ſagte: „Ich weiß es, Sie, Tipfel und Ihr Alle erkennt keine Lehrmethode an, als die, die alles auf poſitives Wiſſen, Sach- und Fachkenntniß giebt! Ihr klebt an Jahreszahlen und Daten, wann die Ommajaden geherrſcht

haben und die Zwölftafelgeſetze gegeben wurden. Ich frage Jeden, was er davon nach zehn Jahren noch behalten hat oder was er weiß von der ſechsten Reihe der Kerbthiere oder von den Pflanzen der zweiundzwanzigſten Klaſſe Linné's. Der allgemeine Geiſt aber, die Kräfte des Gemüths und der allgemeine menſchheitliche Behelf für die Totalität meines Ich oder eines Lebens, dieſe Aufgabe, wofür Peſtalozzi gewirkt hat, dafür fehlt Euch Verſtändniß und jede Empfänglichkeit, Ihr könnt nur Maſchinen einrichten!" Die Lehrer ſahen ſich einander an. Seit lange nicht hatte der Onkel ſo von Peſtalozzi geſprochen, den er früher vergötterte, dann aber ſeiner, wie er ſagte, ſo vielen Irrthümer wegen bemitleidete. Ja Thränen vergießt er manchmal um den edlen Schweizer, um deſſen Unglück und deſſen — Irrthümer. Bechtold ſagte ſchon einmal: „Dieſe Thränen weint er eigentlich um ſich —!" Doch unſerm Hellwig ſtanden heute faſt alle Lehrer bei. Selbſt Wehrmann ſagte, als alles zur neuen Lektion ging: „Den Humor hat er abgeſetzt. Jetzt läßt er die Phantaſie leben. Die Schilderung einer Winterreiſe geht ihm nur deshalb durch den Kopf, weil für nächſtens ſeine Töchter ihre Rückreiſe aus der Wallachei angekündigt haben." Davon ſpricht jetzt alles. Gertrud räth, den Ball zu verſchieben, bis ſie zurückwären. Davon will die Tante nichts wiſſen. Warum kommen aber die Mädchen ſchon zurück?

— Der unfreundliche zornige Blick des Präſiden-ten —! Ich kann ihn gar nicht vergeſſen. Was lag in ihm nicht alles ausgedrückt —! Auch jedenfalls dies: Was hältſt Du Dich mit einem ſolchen Bettler auf! Und trotzdem mag ich etwas Hochmüthiges in meinem Benehmen gehabt haben. Ueberhaupt, ſo ſchwach mein Wiſſen, ſo gering meine Begabung iſt, ich habe, ich glaube, ebenfalls etwas von dem in mir, was den Lehrern in dieſen Tagen zum Vorwurf gemacht wird. Früher ſtand der Onkel den Lehrern bei, wenn ſie wegen ihrer Anmaßung getadelt wurden. Jetzt verur-theilt er ſie auch. Ganz wie Bögendorf, der nur Schul-rath iſt, um die Organe der Schule quälen zu können. So definirt Bechtold die Schulräthe. Bögendorf über-fluthet den Markt mit Büchern. Weiß er doch dafür zu ſorgen, daß ſie überall eingeführt, als Schulbücher an-geſchafft werden müſſen. Dennoch ließ er neulich, als bei einem Abendthee mit Souper gleichſam die Ein-führung ſeines Schwiegerſohns in's Inſtitut und ſeine Ausſöhnung mit den alten Freunden, das völlige Ver-geben und Vergeſſen für gefallene, wie man munkelt, harte Worte, gefeiert wurde, eine heftige Attake gegen die Schriftſtellereiwuth der Lehrer los. „Wer beim Dividiren mit Brüchen eine kleine Abänderung im Anſatz gefunden zu haben glaubt oder durch Zufall ein paar Köpfe unter den Schülern hatte, die ſich ſo oder ſo das Kopfrechnen zu erleichtern verſtanden, gleich muß er ein neues Rechenbuch herausgeben. Die Schreibe-

wuth der katholiſchen Geiſtlichen entſchuldige ich, weil dieſe Armen keine Familie haben, kein Wirthshaus beſuchen dürfen und nicht wiſſen, mit wem ſie ſich in langen Winterabenden unterhalten ſollen. Da zanken ſie ſich denn mit dem Publikum und den Ketzern aus. Aber die Lehrer haben Familie, ſitzen in den Wirthshäuſern, wo ſie ihrer Redeluſt genug fröhnen können und doch laſſen ſie Buch über Buch von Stapel laufen. Wehe dann der Oberbehörde, die ihre Weisheit nicht ſogleich für neu erklärt, ihre Lautlehren, ihre Spruchbücher, ihre Anſchauungsleitfäden, ihre Muſterſtückſammlungen und ähnliche Sudeleien nicht gleich approbirt und in die Klaſſen einführt, vielmehr im gerechten Zorn die dünkelhaften Sudler zur Thür hinauswirft. Dieſe Eindringlinge, die wol gar von ſelbſt ihre Machwerke an die Stelle der officiellen Lehrbücher zu ſetzen wagen —! Dann rächen ſie ſich — mit giftigen Reden, Nadelſtichen oder wol gar offenen Begeiferungen in der Preſſe — Freilich verräth ſogleich die Stümperhaftigkeit den Urheber.“ Die Lehrer ſaßen theils beſchämt, theils ergrimmt um den weißen Tiſch. Selbſt den Studirten war es faſt zuviel geworden. Der zuweilen noch immer köſtlich herausplatzende Spaß der Tante, wenn ſie guter Laune iſt — und wenn es hoch bei ihr hergeht, iſt ſie's immer — ſagte: „Ei, Schulrath, ſo laſſen Sie doch Ihre abſcheulichen Grobheiten! Dieſe armen, guten Lehrer! Geben Sie ihnen nur erſt beſſere Beſoldungen, ſo werden

die armen Tröpfe nicht daran denken, ſich für ihre Frau noch ein neues Kleid zur ſiebenten Kindtaufe und für die Ferien das Geld zu einer alle drei Jahre ihrer armen angegriffenen Lunge nothwendigen Erholungsreiſe zu erſchreiben —!" Einer bei Tiſch hatte ſich die Art gemerkt, wie der Onkel noch in Bruckbach den Hochmuth der Lehrer zu entſchuldigte pflegte. Das war Gertrud. Dieſe wiederholte faſt wörtlich, was damals der Onkel geäußert: „Laßt mir doch den Hochmuth der Lehrer ungeſchoren! hat der Onkel geſagt," berichtete ſie. „Die müſſen und ſollen den Kopf hoch tragen! Einmal bringt es ſchon der Ton in der Schule mit ſich, daß ein Lehrer beſtimmt, klar und deutlich ſpricht und ſich unter den Kindern auf ſeine Perſon etwas zu Gute thut. Dann ſtellt ſich ein natürlicher Wetteifer mit ſeinen Collegen ein. Die Abhängigkeit von ſeinem Vorgeſetzten weckt ebenfalls den Trieb, ſich nicht ungerechter Weiſe getadelt ſehen zu wollen. Die Energie des Direktors reizt und verdrießt genug —" Man lachte allgemein. „Zuletzt weiß auch ein Lehrer, daß das Jahrhundert von ſeiner Perſon abhängt. Er weiß es vielleicht nicht ausdrücklich, er fühlt es aber. Die Angſt, die er vor ſeiner großen Verantwortlichkeit hat, die fühlt er. Und weil er ſich ſchämt, dieſe Angſt zu verrathen, ſo übernimmt er ſich zuweilen ein wenig und das gefällt mir grade an den Lehrern, ſagte damals der Onkel." Alles wurde wieder erheitert. Selbſt Bögendorf verzog die Miene zum Lächeln. Ihm

lag der Treffer noch von der Tante in den Gliedern. Der Onkel blickte wehmüthig und that, als gehörten dieſe Aeußerungen einer ſchöneren Vergangenheit an. Ich glaube, Onkel iſt recht unglücklich. Da ergriff aber Tipfel das Glas und zeigte ſich von einer angenehmen Seite, die er immer herauskehrt, wenn er Wein getrunken hat. Zwar wird er dann grade nicht gut, ſagte einmal Hellwig, aber dumm. Tipfel ließ gradezu die Arroganz der Lehrer leben und motivirte ſeinen Toaſt folgendermaßen: „Ob wir nun Pedanten ſind oder Tyrannen, ob Weiſe oder Narren, ob man uns beim Verlaſſen des Katheders Zöpfe dreht oder wir wirklich welche haben —“ einige der anweſenden älteren Penſionäre, beſonders der unverbeſſerliche Linſingen, brachen in ein wahres Geheul von Beifall aus und trommelten auf den Tiſch, daß Taſſen und Gläſer klirrten — „wir ſind Naturen! Das iſt das Wort. Wir haben nichts vom Gewöhnlichen! Die bunte Schülerwelt um uns her, dieſe Rangen,“ — wiederum Geheul — „mit denen wir zu ringen haben — beiläufig geſagt,“ unterbrach ſich Tipfel, „ein Beitrag zu Grimm's Wörterbuch —! — ſie geben uns unſer ſpecifiſches Gewicht! Was heißt das? Ob Dionyſius in Korinth ein guter Schulmeiſter geworden, das weiß ich nicht, aber ein jeder guter Schulmeiſter würde einen thatkräftigen Tyrannen, einen Miniſter geben, wie Pombal oder Mazarin geweſen. Große Männer brauchen wir. Die Schultyrannen leben

hoch —!" Das Lärmen der Penſionäre drohte Ueberhand zu nehmen. Die Scene verpflanzte ſich in die Klaſſe. Die Frau Profeſſorin Tipfel, eine Metzgerstochter, die ebenfalls anweſend war, bekam Angſt, beim Nachhauſegehen in Colliſion mit den Nachtwächtern zu gerathen. Nun fing ſogar Bögendorf zu bechern an. Manchmal hat dieſer gottſelige Mann ein Incognito, das ſeinen ganzen officiellen Nimbus Lügen ſtraft.

— Morgen iſt alſo Faſchingsball! Das ganze Haus wird geſcheuert, gefegt. Alles muß angreifen. Das große Auditorium wird Tanzſaal. Alle Externen der drei oberen Klaſſen ſind geladen mit ihren Eltern und Angehörigen. Die älteren Penſionäre ſchwelgen in Erwartung der ſchönen Mädchen, die kommen werden. Sogar Tourenkarten hat der Tanzlehrer (ein Balletmeiſter vom Theater) anfertigen laſſen. Die Muſik iſt ein Flügel mit Violine. Letztre ſpielt unſer Muſiklehrer, jenen ein „Lohnpfotenhauer," wie Linſingen ſagt. Der Onkel geht herum wie in der Irre. Sind es die Koſten des Balls, die ihn drücken? Denkt er an die Rückkehr ſeiner Töchter? Mir ſagte er im Vorübergehen: „Haſt Du Dich denn neulich in der Kirche ſo vorgedrängt? Ich hätte Dich nicht gehen laſſen ſollen —!" Eine Störung hinderte weitere Auseinanderſetzung. Gertrud ſteckte mir, daß er auf der Straße dem Herrn von Fernau, dem Bruder des Präſidenten, begegnet wäre und mit dieſem Dinge be-

ſprochen haben müßte, die auf mich Bezug hätten. Das Nähere wußte auch ſie nicht. Ich ahne, daß ich das Haus verlaſſen, die Gegend ganz hier meiden ſoll. Die Tante ſpricht von nichts als von den Eiſenbahnen. Das könnte denn auch freilich auf ihre Töchter gehen. In recht trüber Stimmung war ich, als der Onkel dem großen Saal durch ein Gebet und eine kleine Predigt es gleichſam abbat — wie Wehrmann ſagte daß er morgen zum Tanz beſtimmt ſein ſoll. Alle ſpotten ſie über den Onkel hinter ſeinem Rücken und in's Geſicht ſind ſie ihm feige Schmeichler. Nur Hellwig und Bechtold waren außer ſich über den Inhalt dieſer Rede und nannten ſie einen Widerruf der neulichen Apotheoſe Peſtalozzi's im Conferenzzimmer. Eigen war es, grade dicht unter der Büſte Peſtalozzi's ſprach einer ſeiner abtrünnigen Söhne: „Im Glauben — da muß man ein Held ſein und weit, weit mehr thun können, als nur ſeine Schuldigkeit! Auszeichnen muß man ſich, wenn man die Fahne des gekreuzigten Lamms ergreift und ſie voranträgt zum Zeugniß ſeines muthigen Bekenntniſſes! Was heißt das Wort: „Kleingläubigkeit", wovon ſo oft die Schrift ſpricht? Die Verzagtheit im Bekennen, die Scheu, die verlegene Angſt vor etwaiger Misdeutung, die Furcht, vor dem Weltſinn Anſtoß zu geben, die Nicodemus-Feigheit, die nur bei Nacht zum Herrn kam! Nicht klein-, nein — großgläubig ſollen wir ſein! Glauben ſollen wir an die Möglichkeit, mit unſerm Heiland im Bunde Berge verſetzen zu können! Aus dem Vollen

ſollen wir ſchöpfen —! Wagen ſollen wir, Einſätze zu machen wie beim Glücksſpiel, gleichviel ob wir durch unſern Glauben mit Gewinn oder mit Verluſt herauskommen. Einen Glaubenshelden nenn' ich, wer vor den Einwendungen ſeiner klügelnden Vernunft nicht erſchrickt, ſich muthig ſogar an das Unfaßbare und Unerklärliche klammert, es mit ausgeſtreckten Liebesarmen hinzunehmen und in ſein Sein und Leben zu verarbeiten weiß! Hat man Einmal dieſe Ueberwindung ſeiner irdiſchen Weisheit über ſich gewonnen, dann iſt der ganze Menſch umgeſtimmt, die ganze Natur der Seele verwandelt ſich, das Bedürfniß ihres Lebens wird ein anderes, als ſeither, alle Strömungen unſerer Bruſt, alle Pulſe unſeres Blutes gehen in einem neuen Tacte! Ohne viel zu wollen und zu überlegen, weiß der Glaubensheld, bis wieweit er noch dem Tage und ſeinen flüchtigen Erſcheinungen Gehör ſchenken kann. Alles legt ſich in ihm wie von ſelbſt zurecht und belohnt ihn durch Beruhigung. Es ſtrömt eine ſo unendliche Fülle von Glaubenskraft aus der Tiefe unſeres Innern, aus den räthſelhafteſten Quellen einer von uns wie unmittelbar empfundenen Heilandsnähe, daß man ſchon zwiſchen Himmel und Erde zu ſchweben glaubt und wäre man auch mitten unter dem lauten Lärm des Marktes den Thoren und ſelbſt den Weiſen dieſer Welt ein Geſpött." Dieſe Vorträge muß ich nachſchreiben. Der Onkel ſpricht ſie frei und lieſt gern nachher durch, was ihm der Augenblick gebracht hat. Der Profeſſor-

titel ſoll ertheilt und das Dekret bereits vom Miniſter unterſchrieben ſein.

— Der Ball iſt vorüber. Noch rauſchen mir in's Ohr die Klänge der Muſik, dieſe ſchleifenden, ſcharrenden Tritte beim Tanz, dieſe wirren Geſpräche der Zuſchauer und der überhitzten, oft athemloſen Tänzer. Der große Kronleuchter von Kryſtall blitzt mir noch wie von Millionen Diamanten vor Augen. Welche Fülle von Farbe und Licht —! Die gewählteſten Toiletten der jungen Mädchen, nicht alle ſo koſtbar wie neulich beim Trauungsakt in der Kirche, aber doch unterſtützt durch mehr Liebreiz und ausgelaſſene Luſt. Die Penſionäre waren theilweiſe gradezu wie toll. Die Sicherheit, wie ſie jede neu eintretende, ihnen doch wildfremde Dame, freilich in der Regel eine Schweſter ihrer Kameraden, anredeten und zum Tanz aufforderten, war für mich, den ſo Zaghaften den Damen gegenüber, überraſchend. Für die Blöderen vermittelten die Lehrer. Wehrmann war in ſeiner Glorie und benahm ſich beinahe wie ein Kuppler.

Die älteren Herren wurden an die Spieltiſche gedrängt. Das Conferenzzimmer erkannte man nicht wieder, ſo war es mit Blumen geſchmückt, an den Thüren mit Portieren verſehen. Alle eingeſchnittenen Namenszüge in den Thüren und Fenſtern — denn wo hielte wohl die Verwüſtungsluſt der Jugend (nach Wehrmann eine verkehrt zur Welt gekommene Schöpf-

ungskraft) mit dem Federmeſſer inne —! waren friſch überſtrichen. Manchmal mußte man noch fürchten feſt zu kleben. Aber auch andere Gruppen bildeten ſich. Lebhafte Geſpräche, immer für mich von reichem Inhalt, wurden geführt. Daß ich bei ſolchen Gelegenheiten noch ein Gegenſtand der Neugier ſein kann, noch ausgefragt werde, Rede ſtehen ſoll über Erinnerungen, die ich nicht habe, über Raum und Zeit, wovon mir die Vorſtellung fehlte, es quält mich recht. Jeder glaubt, ſchon damals hätte ich über meine Lage reflektirt. Immer iſt es daſſelbe, was mich Jeder zum erſtenmal zu fragen glaubt. Immer daſſelbe iſt's, was ich antworten muß. Gertrud war ſo übermüthig, daß ſie mir ſagte: „Erzähle ihnen doch Geſchichten! Sage ihnen, Du hätteſt immer mit einer Maus geſprochen, die Dir ihre Antworten gepfiffen hätte! Du hätteſt in einer Mauerritze eine Pflanze entdeckt und mit dieſer Freundſchaft geſchloſſen —!" Ich ſehe, wie ſie doch in meinem Tagebuch geblättert hat, aber nur flüchtig. Ich bin darüber froh. Neſſelborn rührte mich recht. Er war offenbar nicht bei der Sache. Zwar nöthigte er zum Zugreifen bei dem Herumreichen von Thee, Kuchen, Eis, ſpäter beim Eröffnen der Flügelthüren unſeres Speiſeſaals, wo auf faſt zwanzig Tiſchen gedeckt war und ſich alles durcheinander ſetzte oder ſtellte, beim Herumreichen von köſtlichen Fleiſchſpeiſen, Paſteten, „ſüßen Schüſſeln" aller Art — aber er ſchien immerfort abweſend zu ſein. Die Anmeldungen auf Oſtern ſind bis

jetzt nur spärlich gekommen. Mich vermied er gradezu. Es scheint ein Damoklesschwert über mir zu hängen. Endlich, als er mir mein öfteres „Guten Abend!" aus den Blicken gelesen hatte, ohne meinen Gruß zu verstehen, wollte er, daß ich auch tanzte, ja er rief Gertrud, daß sie mich nicht vergessen sollte. Das that Gertrud gewiß nicht. Zwar tanzte sie auch wie ausgelassen den ganzen Abend, immer aber wieder kam sie zu mir zurück und machte sich über ihre Courmacher lustig. Sie sah prächtig aus. Ihre braune Haut wurde gemildert durch die geschmackvoll gewählte, dunkelfarbige Toilette. Bei einem solchen Anlaß sieht man recht, wen man im Herzen schon lange getragen. Hellwig und Bechtold glühten vor Eifersucht. Nicht gegeneinander, nicht gegen mich, sondern gegen die, die ihnen den stillen Kampf ihrer Herzen noch schwerer zu machen drohten, als sie ihn schon kämpfen.

Oft hätte ich weinen mögen. Der Gegensatz einer so glücklichen, lichtstrahlenden, farbenhellen Welt zu meinem düstern Vorleben ist doch zu vernichtend. Als ich einsam stand, immer nur die Thüren suchte, um von dort aus zuzuschauen — auch die an die Lehrer ausgetheilte Parole im Gedanken behaltend, auf die großen Pensionäre und etwaige Excesse zu achten — gesellte sich mir ein sonderbares Mädchen zu und redete mich mit dreisten Worten an. Offenbar gehörte sie nicht zu den Geladenen, obschon sie ausnehmend geputzt und in mancher Hinsicht anziehend war. Ihre

Augen brannten wie glühende Kohlen. Die frische Farbe ihres wohlgeformten Antlitzes wurde nur von dem grellen Roth des Tuches übertroffen, das sie lose über einen entblößten Hals geschlungen trug. Ich erfuhr, daß dies die Schwester eines jungen Menschen ist, der durch Gertrud in's Haus gekommen, Nante Bartels, eines vortrefflichen Dieners, der den Bröges, die noch nicht gewichen sind, den Daumen auf's Auge hält. Nunmehr wohl wissend, daß dies jene Marlene war, die mit meinem Lebensschicksal zusammenhängt und wahrscheinlich bestimmt war, wenn sie Hennenhöft geheirathet hätte, die erste Mitwisserin meines unterirdischen Daseins zu werden, vielleicht meine Richterin über Leben und Tod, entzog ich mich ihr mit Schauder und bemerkte darüber nicht, wie sich die Kokette immer weiter unter den den Tanz umstehenden Dienstboten vom Hause und der Nachbarschaft vordrängte, ein Gespräch sogar mit dem Balletmeister, den sie zu kennen schien, anknüpfte und bald auch einige der älteren Pensionäre, den Grafen Linsingen und Genossen, zu allerhand Neckereien veranlaßte. Erst als ihr Bruder, der trotz seiner Lahmheit, um mit Tipfel zu reden, den Ganymed beim Bedienen machte, mich gebeten hatte, seiner Schwester, die nur etwas durch die Thürspalte dem Ball hatte zusehen wollen, ihre Dreistigkeit entweder selbst zu untersagen oder durch den Direktor untersagen zu lassen, suchte ich sie wieder in's Auge zu fassen, ent-

deckte ſie aber nicht mehr. Jetzt freilich, wo ich zugleich die wildeſten Tänzer eine eben eingetretene Pauſe benutzen ſah und es wußte, daß ſie nun auf die Corridore und Treppen hinausſtürzen, in die Küche laufen und ähnlichen Unfug treiben würden, hätte ich ihnen ſogleich nacheilen ſollen. Leider feſſelte mich grade eine faſt allgemein hörbare Anrede, die eben Bögendorf an die heute mit einem Kranz geſchmückte Büſte Peſtalozzi's richtete und die dem neben mir ſtehenden Hellwig Veranlaſſung gab, zu ſagen: „Heute iſt das mit Peſtalozzi grade, wie neulich mit Luther! Sie geben ihm Verdienſte auf einem Gebiet, wo ſie garnicht von ihm geſucht worden ſind!"

Zu Bögendorfs Anrede ſowol wie zu Hellwigs Bemerkung hatte die Veranlaſſung Tipfel gegeben. Tipfels wieder durch den Wein hervorgerufene Redſeligkeit hatte auf eine Frage, deren Beantwortung ihm unmöglich wurde, erwiedert: „Hier ſtehen die Ochſen am Berge!" Die ihm zunächſtſtehenden Penſionäre thaten natürlich das Ihrige, ihn ſofort in eigener Perſon ſein Sprichwort repräſentiren zu laſſen. Ja, als Jemand ein anderes vom ländlichen Leben hergenommenes Sprichwort: „Einen Gegenſtand betrachten, wie die Kuh das neue Thor" als vielleicht einen Schlüſſel zur Erklärung vom Urſprung des andern Sprichwortes gebend anführte, gerieth Tipfel in einen förmlichen wiſſenſchaftlichen Eifer über beide Sprichwörter und rief mit ſeiner ſchnarrenden Stimme: „Nein, nein, nein, mein Beſter, das iſt all

das nicht! Die Kuh vor dem neuen Thore, natürlich nicht vor dem neuen Stadtthore, ſondern dem neuen Scheunen- oder Stallthore, dieſe Kuh iſt ja ein Bild nur für Verwunderung. Dieſe Kuh iſt ſo conſervativ und ſo an das Beſtehende gewöhnt, daß ſie ihren eigenen Stall nicht wiedererkennt aus Betroffenheit über ein neueingefugtes Brett im Eingang. Aber die Ochſen am Berge —! Dieſe Ochſen der Rathloſigkeit —! Woher kommen die —?" Tipfel that, als hörte er nicht die jubelnden Spottreden ſeiner Schüler, obſchon alle mit Bezüglichkeiten auf ihn ſelbſt zu rathen anfingen. „Ja, Profeſſor!" ermuthigten ihn die Penſionäre und Externen der obern Klaſſen. „Ja, Profeſſor, ſehen Sie, das wiſſen Sie nun wieder nicht —! Jetzt müſſen Sie auch einmal dableiben! Jetzt ſtehen Sie auch einmal da wie der Ochs am Berge!" Ihn chokirte nichts. Ein gefülltes Weinglas in der Hand, grübelte er über den Urſprung jenes Sprichworts und rieth auf dies und das. Da aber trat Bögendorf vor, hörte die Urſache des Lachens und Lärmens, bot mit ſeiner ſchmetternden Stimme Ruhe, ergriff ebenfalls ſein Glas und ſtellte ſich an die Büſte Peſtalozzi's. „Dich, Dich, Du großer Selbſtdenker und Selbſtforſcher im Leben des Volks —" apoſtrophirte er die Gipsbüſte, „Dich ſchmückt auch unter anderm das Verdienſt, daß Du aus dem Urborn aller Anſchauungen geſchöpft haſt, die Natur zu Deiner Vertrauten machteſt, auch die Sprache zu

Deiner Lehrerin, Deiner Rathgeberin! Darf man Dir das ſchreckliche Wort verzeihen, daß Du dreiunddreißig Jahre lang kein Buch geleſen haben willſt — es wird wol cum grano salis zu verſtehen ſein dies an ſich haarſträubende Geſtändniß — ſo iſt es, weil Du das große Buch Gottes, die Schöpfung, vor Augen hatteſt und in dieſer heimiſcher warſt, als oft nicht die Weiſen in ihren Büchern —!" „Aber die Ochſen am Berge —!" riefen die Einen und „Aber Profeſſor Tipfel am Berge —!" die Andern. Tipfel ſelbſt ließ vor Spannung alles über ſich ergehen und nahm nichts übel. Bögendorf behauptete jetzt, ebenfalls ſchon die Bauern gefragt zu haben, ob ein Ochs an einem Berge ſtill zu ſtehen pflegte. Er hätte darauf Antworten bekommen, die eine ſolche Eigenſchaft des Hornviehs in Abrede ſtellten. Selten ja auch, daß ein Berg ſo ſteil aufwärts ginge, um über den Anfang des Steigenmüſſens ſogleich ſtutzig und gleichſam ungewiß darüber zu werden, wie man hinauf käme. „Nein," rief er aus, „in Dir, Peſtalozzi, in Deinem herrlichen Muſterbilde aller Volks- und Dorfgeſchichten, Lienhard und Gertrud, deſſen kernigen erſten Theil die Chimären der beiden folgenden nicht auslöſchen können, da las ich eines Tages: „Sie ſtanden wie die Ochſen am Barren!" Ich zog Erkundigungen ein. Barren bedeutet nicht etwa einen über den Weg gezogenen Schlagbaum, der allerdings bezeichnend wäre für ein plötzliches Stillſtehen des Rind-

viehs, da den Schlagbaum einige Ueberlegung auf dem Fußwege hätte umgehen können, nein — ſtaunen Sie — Barren oder Baren heißt allemanniſch — der Futtertrog! Ja, meine Herren, das iſt der Sinn dieſes Sprichworts! Die Ochſen ſtehen mitunter an der eigenen, mit dem köſtlichſten Heu gefüllten Raufe, ſehen hinein, beſchnüffeln ſie und müſſen doch erſt mit Gewalt darauf hingeſtoßen werden, um ſich zu erinnern, daß ſie hier ihr Futter finden und ſogar diesmal ihr ſchmackhafteſtes! Wahrlich der höchſte Grad von Stupidität und von gleichſam plötzlichem Angedonnertſein! Nicht ſehen, was vor uns liegt —! Und aus dieſem „Barren" oder „Barn" wurde durch das plattdeutſche „Barg" ſtatt Berg, das den Uebergang machte, durch Fahrläſſigkeit und Unverſtand der Städter: „Berge." Natürlich erzeugte dieſe Erklärung, wie jede gelehrte Behauptung, lärmenden Widerſpruch. Ich hörte nur noch die ſchon oben angegebene Hellwig'ſche Aeußerung.

Dann kam die Tante, die mir auftrug, Gertrud zu ſuchen, und mir Vorwürfe machte über mein nachläſſig verwaltetes Aufpaſſeramt. Sie hätte gehört, die Zöglinge trieben mit der Schweſter des Bartel Unfug. Ich lief hinaus. Alles, was mit Bartel zuſammenhing, war in den Augen der Tante für Gertrud ein Gegenſtand beſonderer Verantwortung. Allerdings ſchien in den Corridoren alles aus Rand und Band zu ſein. Die Dirne ließ ſich die Zimmer zeigen. Unter Umarmungen und

Küſſen waren Linſingen und Andere mit ihr bis in die Dachkammern, bis an den Carcer geklettert. Als ich hinaufſtürmte, um die Perſon zu vertreiben und die Zöglinge wieder in die Geſellſchaft zurückzugeleiten, fand ich den Troß ſogar in meinem eigenen Zimmer, wo ſie alles durchgeſtöbert, unter meinen Büchern die größte Unordnung geſtiftet, ja ſogar am Waſchtiſch die Deckel meiner einfachen Reinlichkeitsuteuſilien aufgehoben, in mein Zahnpulver Streuſand geſchüttet hatten, in die Seifenſchaale Dinte und ähnlichen Unfug, die nur die Fortſetzung der gleichen Poſſen waren, die ſie ſchon in andern Zimmern getrieben hatten. Behend wie eine Katze entſchlüpfte das Frauenzimmer. Als Gertrud kam und die ausgelaſſenen Zöglinge zu Paaren trieb, war die unheimliche Perſon verſchwunden. Nante war außer ſich über die Dreiſtigkeit, ſich den Faſchingsball, von dem ſie gehört zu haben behauptete, (auf welche Kunde ſie ſich eingedrängt) ſo zu nutze zu machen.

— Ich bin acht Tage recht krank geweſen. Neulich, beim Niederſchreiben der Balleindrücke am frühen Morgen, als noch alles im Hauſe in den Betten bleiben durfte, glaubte ich plötzlich ſterben zu müſſen, ſo übel wurde mir zu Muth. Zum Glück fiel am Aſchermittwoch der Unterricht aus. Mehrere der Zöglinge ſind ebenfalls krank geworden. Dieſe freilich vom Uebermaaß des genoſſenen Ballvergnügens, das erſt um

zwei Uhr Morgens endigte. Aber ſo, wie mich dieſe Nacht angegriffen hat, hatte es Keinen gepackt. Die Tante war einmal wieder recht lieblos. Sie will keine Vorwürfe über den Ball hören. Als ſie durch die Thürſpalte meiner Kammer ſah und mich auf dem Bett fand, den Kopf aufſtützend, der mir zu zerſpringen drohte, rief ſie: „Daß Du mir nur nicht geſtohlen wirſt —!“ und ſchlug die Thür zu. Gertrud ſorgte allein für mich. Was mich das Bild vom Geſtohlenwerden in meiner Einſamkeit beſchäftigte! Nur einmal ließ ſich der Onkel ſehen, war aber freundlich und beruhigte mich über meine ausfallenden Lektionen.

— Noch immer iſt mir's wüſt im Kopf. Faſt wie in meinem Kerker ehemals, wo ich ſo viel Opium nahm. Doctor Wedemeyer nennt mich eine Senſitive. Der Mann iſt nicht übel und recht milde. Hellwig nennt ihn „unausgeſprochen und farblos.“ Beide Freunde, Hellwig und Bechtold, waren und ſind die Liebe ſelbſt. Sie leſen mir vor und leiſten mir jede Handreichung. Von den Folgen des Balles ſagen ſie, dieſe könnten nur verderblich ſein. In die Jugend käme durch eine ſolche Ausnahme von der Regel, die ſich nur das Haus, nicht die Schule geſtatten dürfte, ſoviel Luſt, bei der Ausnahme zu bleiben, daß man ſeine Noth hätte, alles wieder in's Geleis zu bringen und den Jubel vergeſſen zu machen. Es taugte nicht,

meinte Hellwig, daß die Jungen ſähen, wie auch die Lehrer aus ihren Rollen fallen könnten. Wehrmann iſt zuletzt vollkommen betrunken geweſen. Sogar der pedantiſche Miſter Baker, der Engliſchlehrer, hat wegen der Damen Krakehl angefangen. Schlickum ſoll ſogar beim Spiel — „gemogelt" haben! „Sterben ſie denn nicht aus dieſe Elias Krumm-Naturen!" fiel Bechtold entrüſtet ein und erzählte mir von einem Theaterſtück, wo einer jener ewigen Hauslehrer geſchildert iſt, die ſich von Adelshof zu Adelshof bis in ihr Alter durchkatzenbuckeln, nichts ſo gründlich verſtehen, als Kartenſpielen, ein paar Tänze auf dem Clavier und die Schooßhündchen der gnädigen Frau Baronin zu tragen und gewöhnlich damit endigen, daß ſie für irgend eine plötzlich hervortretende Keckheit, etwa ein Liebesverhältniß mit den Fräulein Töchtern, zur Thür hinausgeworfen werden oder eine alte Schachtel von Wirthſchafterin heirathen müſſen.

Viel träumt' ich vom Theater — von der Kirche — von der Eisbahn. Nun wird es doch endlich Frühling —

April.

— Die Wallachinnen — ſind da —! Hurrah, nun geht's hoch her im Hauſe! Aber wie haben die ſich verändert! Gegen die blühende, ſtrahlende Gertrud gehalten, ſehen ſie aus wie alte Spittelfrauen —! Sie haben einen Ton bekommen, eine Manier, als

gingen ſie jetzt alle Abend zum Thee bei Hofe! Und wie riechen ſie nach allen wohlriechenden Geſtänken der Erde —! Ich bekomme in ihrer Nähe Ohnmacht. Aber ſie thun dabei außerordentlich ſittſam, fromm ſogar, als wollten ſie in's Kloſter gehen. Immer gelaſſen, immer ehrwürdig und weiſe ſprechen ſie. Aber eitel ſind ſie drum doch wie zuvor. Gleich am erſten Abend, als ich ſie im engern Familienzirkel beim Thee begrüßte, ſprachen ſie vom „chic," einem zwar deutſchen, aber nur franzöſiſch zu verſtehenden Wort. Curios, die Franzoſen wählen einen deutſchen Namen für eine Sache, die in Deutſchland nicht zu haben ſein ſoll! Eine Dame von „Chic" ſagte Levana, die ſogar ſchon von den Schönheitswaſſern Runzeln bekommen hat, könnte ſich kleiden wie ſie wollte, nur müßte ſie ſein bien chaussée, bien gantée, bien coiffée. Das hat ſie von der Fürſtin Porphyrogenitus. Adelgunde ſpricht das Deutſche wie gebrochen. Sie thut, als wenn ſie in dieſer kurzen Zeit von kaum einem Jahr ihre Mutterſprache verlernt hätte. Wenn ſie einen Ausdruck ſucht und ſie findet ihn endlich, lächelt ſie. Die Schweſtern ſind immer noch einig. Das iſt an ihnen bewunderungswürdig. Sanitätsrath Staudtner, der gewettet hatte, ſie würden als erklärte Feindinnen zurückkommen, hat alſo ſeine Wette verloren. Aber wo iſt Sanitätsrath Staudtner —! Und was die Mädchen ſchon ſo bald hierher zurückführte, das iſt

ganz in Dunkel gehüllt. Die Lehrer ſtecken darüber die Köpfe zuſammen.

— Gertrud war ganz herzlich mit ihren Couſinen. Aber es ſcheint doch, der Friede wird nicht lange Beſtand haben. Die Mutter wiegelt ihre an ſich harmloſeren Töchter auf. Eine Schwanenmutter kann nicht zorniger Den anblaſen, der in die Nähe ihrer graugrünen häßlichen Brut kommt, als die Tante, wenn man nicht alles an ihren Töchtern bezaubernd findet. Auch folgendes Wunder hat ſich ereignet: Nachdem ſich die erſte Erſchöpfung von der Reiſe gelegt hat und die Toiletten herausgeholt ſind, die von pariſer Schneiderinnen gemacht ſein ſollen, machen beide Schweſtern Anſpruch auf einen ungewöhnlichen Liebreiz. Beſonders des Abends. Bei zweckdienlicher Beleuchtung geht es auch noch leidlich mit dem Effekt. Beſonders haben ſie einen gewiſſen Blick von unten herauf, einen, der, wie Hellwig meint, viel verſpricht und manches hält. Auf Hellwig und Bechtold haben ſie es beide beſonders abgeſehen, jetzt auch die Mutter. Der Glanz der Direktorialgnade beſcheint beide, weil es — ich glaube — hübſche Männer ſind. Früher zurückgeſetzt und immer auf dem Sprunge, ſich eines ſchönen Morgens zu empfehlen, gelten ſie jetzt für die Stützen der Anſtalt. Wehrmann und Schlickum haben ſeit dem Ball Rückſchritte gemacht. Wehrmann iſt darüber boshaft geworden. Die Wallachinnen

nennt er nicht anders als Stumpfnaſe I. und Stumpfnaſe II. Aber ihre Blicke von unten herauf machen ſie noch gefährlich. Und nun erſt ihr Lächeln —! Levana öffnet dabei den Mund, aber Adelgunde drückt ihn eigenthümlich zuſammen, ſo daß ſich das Lachen in den Mundwinkeln feſtſetzt und eine Falte an den Wangen hervorbringt, die wirklich ſelbſt Bechtold, dem Biederjüngling, wie ihn Hellwig nennt, mit Gefahren bedroht. Auf dieſe ſüße Miene hin giebt er Adelgunden geduldig beide Arme preis, wenn ſie ihre bunte Wolle abhaspeln will. Dabei lispeln beide Mädchen ſo eigenthümlich ſüß und gleichſam wie immer in ſich beruhigt und verklärtſicher. Sie haben immer ſo viel Grundſätze und Lebensbetrachtungen auf dem Rocken, daß man an zwei wiedergeborne Charaktere glauben möchte. Von dem Fürſten Porphyrogenitus ſprechen ſie nie; nur von der Fürſtin und von deren „Prinzeſſin Tochter.“ Was dieſe geäußert hätte, was jene auf dem Geſandtſchaftsball angehabt, woher beide Damen ihr Briefpapier in Paris bezögen und welche Handſchuhläden auf der Rue Rivoli die ſolideſten wären, und wie die Fürſtin von Morgens bis Abends ihre Zeit eintheilte, und wie ſie dann ſelbſt beide, die Erzählerinnen, nur durch ihr Heimweh beſtimmt worden wären, ſich aus einem Freundſchaftsbunde mit dieſer feinen, ſinnigen Dame und „ihrer Prinzeſſin Tochter“ loszureißen — und doch geht die Sage, und wie ſie im Hauſe herumgekommen iſt,

das weiß man nicht, (man ſchließt auf Staudtner, der gegen uns überall die Hand im Spiele hat) grade die Fürſtin wäre die Urſache der ſchleunigſten Entfernung der Inſeparables geweſen. Sie hätte beide nicht nur aus ihrem Dienſt, ſondern ſogar Landes verweiſen laſſen. Ihr eigentlicher Gönner, der Fürſt, hätte ſich nicht nur nicht widerſetzt, ſondern ebenfalls die Entfernung aus Bukareſt befürwortet. Die Einen behaupten, weil ſie der Fürſt auf Liebſchaften mit einigen Bojaren betroffen hätte, die ſeine Feinde wären, die Andern, weil aus St. Petersburg ſeine Söhne zurückerwartet würden. Ein anonymer Brief von hier hätte die Fürſtin über alles aufgeklärt. Prinzeſſin Axinia hätte jetzt eine alte bucklige Franzöſin zur Gouvernante bekommen. Die Mädchen thun, als wären ſie nur vorausgeſchickt, um hier die Fürſtin und ihre „Prinzeſſin Tochter" zu empfangen.

— Die Erfahrungen des Faſchingsballs haben den Onkel nicht gewitzigt. Die Rückkehr der Töchter ſoll ſolenn gefeiert werden. Wieder ſoll es Tanz geben, wieder einen Ball. Der Onkel widerſtrebt. Der Ausfall der Schüler geht in's Bedeutende. Aber ſein Grübeln über dieſe ihn überraſchende Erfahrung unterbricht die Tante durch die glänzendſten Lobeserhebungen, die ſie über ſein neueſtes Programm ausſpricht. „Geh mir mit dieſen Verſprechungen, die ich da wieder habe machen müſſen!" lehnte er mismuthig ab. „Den Mund muß

ich voll nehmen, wie beim neuen Jahresabonnement einer Zeitung, muß ſagen: Man brächte alles, das Gediegenſte, das Theuerſte! Wie in die Trompete zu ſtoßen bei einem Jahrmarktſpektakel —!" Diesmal hat er über „Lehrziele" geſchrieben. „Schöne, herrliche Gedanken auf dem Papier —!" ſagte Hellwig. Klar und feſt, heißt es darin, ſollte der Schulplan die Grenze abſtecken, bis zu welcher, aber auch über welche hinaus kein unnützes Wiſſen zu erſtreben wäre; jede Klaſſe müßte ein „Lehrziel" haben; jeder Curſus des halben Jahres, jede Stunde ſogar. „Wenn man das lieſt," meinte auch Bechtold, „ſo glaubt man, in die Schatzkammer Aladdins zu kommen." „Ueberhaupt in unſerer pädagogiſchen Literatur," fuhr dieſer fort, „gleißt und glitzert Alles! Wo man hinſieht, Ziele und Abſichten wie Gold und Edelſteine! Die Phraſenmacherei kann gar nicht mehr weiter auf dem pädagogiſchen Gebiet. Einer ſchreibt dem Andern nach. Sie thun's auch ganz aufrichtig, mit Angabe der Quellen. Das hat jener gefeierter Schulrath geſagt, dies ein andrer —! Hier führt man die „goldnen Worte" eines Seminardirektors aus Oſten, da die „Perlen" eines aus Weſten an —! Beſonders wichtig iſt alles, was ein Miniſterialreferent geſchrieben hat. Für eine ſolche Schrift eines pädagogiſchen Strebers braucht der Setzerkaſten mehr Gänſefüße, als die gewiſſenhafteſte kritiſche Zeitung —" Wie dem auch ſei — aus ſeines Weibchens Munde kommt unſerm Papa die Anerkennung immer am wohlthuendſten. Grade weil

ſie ſo karg damit iſt. Wenn ſie jetzt ſagt: „Wer ſchreibt Dir denn ſo ein Programm nach—?“ ſo meint ſie: „Wir wollen grade die Ankunft unſerer Mädchen feiern! Sie dürfen nicht ſo wie vom Hornberger Schießen kommen!“

— Der Ball findet ſtatt. Der Onkel iſt nicht blos königlicher Profeſſor, ſondern auch durch freundſchaftliche Verwendungen bei einem benachbarten kleinen Fürſten ein „herzoglich Flachſenfingiſcher“ Educationsrath geworden.

— Wenigſtens ein vernünftiger Gedanke, daß das jetzt dreifach erklärbar gemachte und zu entſchuldigende Feſt auf den Tag vor Beginn der Oſterferien angeſetzt wird. Da mag ſich die Erſchütterung des moraliſchen Gleichgewichts der Schule ausvibriren in die allgemeinen Schulferien hinein! Was wird ſchon wieder gekocht und gebraten —! Was hämmern ſchon wieder die Tapezierer und hobeln die Tiſchler —! Diesmal ſoll es außer Tanz noch ein Schauſpiel geben, Deklamation mit Muſik. Wehe dem Lehrer, der „Wonne“ und „Sonne“ zu reimen verſteht und nicht jetzt ſeine Schuldigkeit thun wollte, die Feſtlichkeit durch Gedichte, lebende Bilder und eine förmliche Allegorie, woran alles mitarbeitet, zu erhöhen. Zwar — Wehrmann brummt, aber er macht doch wieder den Maitre de plaisir. Sogar Monſieur Noël und Miſter Baker müſſen in die Saiten greifen. Die Primaner jubeln: „Es giebt einen Haupt-

jux!" Einſtweilen werden keine ſchriftlichen Arbeiten mehr aufgegeben; kein Lehrer hat Zeit, ſie zu corrigiren.

— Ei, ei —! Schulrath Bögendorf —! Neſſelborn „Profeſſor," das ginge wohl. Aber Educationsrath, das war ihm zuviel. Der Neidiſche hat zum Ball abgeſagt! Wenigſtens die Tante giebt dieſen Grund ſeiner Ablehnung an. Gertrud, die ernſt iſt, findet den Grund in ihren Couſinen. Alte Erinnerungen mögen da wohl wieder auftauchen, kaum vernarbte oder wol gar ſchlecht geheilte Wunden aufbrechen. Wedemeyer aber kommt. Und wer nicht alles —! Achtzig Perſonen ſind geladen ohne die Penſionäre. Von Externen kommen diesmal nur die Mitglieder der obern Klaſſe. Plato, Sokrates, Cicero, die Trigonometrie, die Lehre vom Luftdruck, alles iſt vorläufig in Ruheſtand verſetzt. Scheuern, Waſchen, Nähen, Bügeln, Kochen, Braten, Backen iſt die Hauptſache. Gertrud wollte ſich ein neues Kleid anſchaffen. Wurde ihr abgeſchlagen. Von den Zinſen ihres Vermögens iſt keine Rede.

— Das Feſt — wieder iſt's vorüber! Wieder ſitze ich in allererſter Morgenfrühe, ehe ſich noch die übermüdeten Schläfer im Hauſe erhoben haben. Ich habe drei Stunden geſchlafen und bin geſtärkt. Ich ſitze in meinem Kämmerchen und übe mich, die ſchwankenden Umriſſe eines empfangenen Eindrucks feſtzuhalten. Wieder —

welches Eindrucks —! Wehrmann, das Faktotum des Hauſes, der Ueberdauer aller Generationen, der bequeme Lückenbüßer, der für jede Wiſſenſchaft, wenn grade ein Lehrer dafür fehlt, eintreten würde und ſollte man von ihm einen Curſus im Chaldäiſchen verlangen, aber darum denn auch der Hausthrann und ſtündliche Durchkreuzer aller Ordnung im Hauſe — er hat ſich ſelbſt übertroffen! Sein Feſtſpiel machte Furore. „Gratulationspickenick zu verſchiedenerlei Zwecken" nannte er es. Wie bei einem Pickenick jeder Theilnehmer eine Gabe zum gemeinſchaftlichen Mahl in Natura beiſteuern muß, ſo hatte hier das geſammte Lehrerperſonal beigeſteuert. Wehrmann hatte nur die einzelnen Einfälle geordnet und in einen einheitlichen Zuſammenhang gebracht. Tipfel gab ihm dafür einen gelehrten griechiſchen, von den Geſängen meines geliebten Homer und deren ſpäterer Anordnung hergenommenen Titel. Ich glaube, er nannte ihn — den Diaskeuaſten. Die Darſteller waren die Schüler. Die zarteren darunter traten in Frauenrollen auf. Sie ſpielten Genien. Die „verſchiedenerlei Zwecke" waren die Bewillkommnung der Töchter des Hauſes, die Gratulation zum Profeſſor und die zum Educationsrath. Den letztern Titel zu illuſtriren, hatte Hellwig übernommen. Im Grunde hatte er ihn perſiflirt. Die Idee war aber ſo komiſch, daß diejenigen, die einen ſolchen Gegenſtand ſalbungsvoller behandelt wiſſen wollten, von den Lachern überſtimmt wurden. Dem Worte „Erziehen" entſpräche, hieß es,

das lateiniſche educare und beide Bezeichnungen beſagten im Bilde, ſo lautete die Erläuterung in hübſchen Verſen, daß der Menſch gleichſam — herausgezogen würde aus einem Anfang der Unvollkommenheit in einen immer gereiftern und gebildetern Zuſtand. Anſchaulich war das gemacht durch ein ungeheueres, von einem Papparbeiter verfertigtes Perſpektiv, das auf der einen Seite der Bühne angezogen wurde und auf der andern immer dieſelbe Knabengeſtalt, nur allmälig größer und vollkommener dargeſtellt, vom Säugling an bis zum großen Lümmel mit der Cigarre, Sporen und einem dünnen Stutzbärtchen brachte, recht ein Bild unſerer eignen noblen Penſionäre. Dieſe Bilder traten aus dem Futteral heraus. Die erſten Erſcheinungen, die ſich an die einzelnen Glieder des von gelbem Papier gefertigten Zugfernrohrs lehnten, waren gemalt, allmälig waren die Zöglinge in Natur wiedergegeben, wobei verſucht wurde, die ſechs bis ſieben Altersſtufen hindurch, Portraitähnlichkeit, als wäre es immer ein und derſelbe Muſterzögling, beizubehalten. Da Neſſelborn am meiſten lachte und Beifall klatſchte, ſo konnte die Tante nicht aufkommen, die eine wunderliche Gereiztheit zeigte, heute alles feierlich nehmen zu wollen und ſich als Frau Educationsräthin um mehrere Fuß gewachſen glaubte. Neſſelborn hielt eine Dankrede, erſt ſcherzhaft, dann mit Ernſt, wobei ihm die Stimme in Thränen erſtickte. Darum aber ging es hernach doch wild genug her. Die Wallachinnen

warfen die Maske ab. Sie walzten und galoppirten wie von der Tarantel gestochen. Wenn sich nur nicht wieder etwas angebändelt hat — mit Linsingen oder den Amerikanern —! Gertrud tanzte heute nicht.

Meine Sorge war diesmal, besser zu bewachen, was hinter der Scene vorging, in den Schlafzimmern, den Corridoren des Hauses. Erst nachträglich war bekannt geworden, welche Ausgelassenheiten am Faschingsdienstag in aller Stille verübt worden waren. Wirklich, die Jugend versteht keinen Spaß. All' die Freuden, die sich das reifere Alter zu gestatten pflegt. um sich seiner Sorgen auf kurze Zeit zu erledigen, sind für die Jugend nur Aufforderungen zum Uebermaaß. Der Damm, der die Fluth der Leidenschaft zurückhalten soll, ist bei Kindern und unreifen Jünglingen sogleich eingerissen.

Auch gestern sollten wieder allerlei Tollheiten versucht, die jugendlichen Tänzerinnen in Zimmer verlockt, plötzlich eingeschlossen und ohne Licht gelassen werden. In die Garderobe schlichen sich einige und verwechselten, während Bröge, der als Garderobier fungirte, eingeschlafen war, die Nummern. In die Punschterrinen wurden Butterbrote mit Schinken oder Wurst geworfen. Ein förmliches Tabakscollegium hatte sich in Wehrmanns Zimmer, vielleicht mit seinem Mitwissen, aber auch zu seinem größten Nachtheil, etablirt. Man hatte ihm alle seine kostbargebundenen Bücher, seine Scripturen durcheinander-

geworfen, ſeinen Büſten von Schiller und Goethe hatte man mit Kohle Schnurrbärte und Brillen gemalt.

Die Schweſter unſeres Hausburſchen Nante ließ ſich diesmal nicht ſehen, dafür aber eine Grauengeſtalt, die ſeine Mutter geweſen ſein ſoll. Ganz im Einklang mit dem Hexenſabbath, den die Jungen halten wollten, dem ich aber noch zur rechten Zeit ſteuerte, erſchien mir in der Nähe meines Zimmers ein Weib, das ich ſchon einmal, auf der Bühne, im „Fauſt," geſehen zu haben glaubte. Es war förmlich dieſelbe Alte, die auf dem Beſen zum Schornſtein hereinfährt und die Meerkatzen durchbläut, weil ſie ihre Kochtöpfe hatten überlaufen laſſen. Auf meinen erſchreckten Anruf: „Wer ſind Sie? Was wollen Sie hier?" antwortete ſie, mit verlegenen Verbeugungen und unterwürfigen Knixen, das Haus wäre ſo groß, ſo weitläufig gebaut, daß ſie ſich darüber verirrt hätte. „Bis in den dritten Stock?" rief ich ihr nach, denn ſchon war ſie die Treppe hinuntergeſchlüpft, wo ſie aufgehalten wurde von den Penſionären und zuletzt von ihrem Sohn. Nante verbürgte ſich für ſie, rief ihr aber, während ſie entſchlüpfte, Worte nach, die mir durch die Seele ſchnitten. Muttername, heiliger Glockenton, der uns nur wie zur Kirche rufen ſollte —! Den Mutternamen entweiht, des Himmels gnadenreichſten Segen, von einem Kinde, und ſogar mit Recht, mit Fluch genannt zu hören — — —

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Am Morgen nach dem Fest, womit Nesselborn zugleich den Winterkursus in seinem Institut geschlossen hatte, wurde er aus seinem Schlummer auf's Unsanfteste geweckt.

Heftig pochte man an sein Schlafgemach. Klingeln erschollen durch's Haus. Trepp auf Trepp ab ging's. Die Dielen in den Zimmern schütterten nur so. Es mußte etwas Unerwartetes geschehen sein.

Gertrud rief durch's Schlüsselloch:

„Waldner will sterben! Hülfe! Hülfe!"

Nun hörte er nur noch den Namen des Arztes rufen. Nante Bartel, obschon lahm, war noch in solchen Fällen der Flinkste im Hause. Gertrud schickte ihn eben zum Arzt und rief nach Milch, nach Thee.

Auf den Tod erschrocken, rief der Herr des Hauses seiner sich aus ihrem Bett aufraffenden Frau, den verschlafenen, durch den Lärm geweckten Töchtern: „Waldner soll im Sterben liegen —!"

Kaum angekleidet, stürzte er hinauf in die

ſtille Kammer ſeines Pflegeſohns und konnte kaum hindurch zum Lager deſſelben, ſo umſtanden war es von den Bröges, von Hellwig und Bechtold, den treuen Freunden des Unglücklichen, den übrigen Lehrern und vielen Penſionären. Gertrud konnte dem Onkel nicht Rede ſtehen. Die Stimme verſagte ihr zu Auseinanderſetzungen. Nur immer um die endliche Ankunft des Thees rief ſie und der heißen Milch, die ſie beſtellt hatte.

„Er iſt vergiftet —!“ hauchte ſie endlich. „Seine Adern ſtocken! Er iſt — ſeht doch nur —! ſchon ganz — blau —!“

In der That lag Waldner auf dem Bett wie ſie beſchrieb. Die Arme waren convulſiviſch gekrümmt. Die Füße zog ein Starrkrampf in die Höhe. Der Mund ſtarrte geöffnet. Auch die Augen glotzten und waren offen, ſchienen aber nichts zu ſehen. Ein Blatt Papier, eine Feder lag noch auf dem Tiſch am Fenſter, letztere mit friſchvertrockneter Dinte. Die Freunde hatten raſch den Schlüſſel zum Schrank abgezogen und alles hineingeworfen, was ihnen in irgend einem Zuſammenhang mit einem Zuſtand zu ſtehen ſchien, deſſen man gewahr geworden, als Waldner heftig geklingelt hatte. Hierzu mußte er noch die Kraft gehabt haben. Dann war er an ſein Bett getaumelt und da zuſammengebrochen. So hatte man ihn gefunden, ſprach- und beinahe leblos.

Der Thee kam, die heiße Milch. Man flößte

dem Erſtarrten davon ein. Es zeigte ſich keine Wirkung. Jetzt kam mit der ihr eigenen Ruhe die Direktorin. Aus der Hausapotheke, die unter ihrem Verſchluß ſtand, brachte ſie ſchon einige Arzneigläſer mit.

„Uebergeſſen wird er ſich geſtern haben!“ ſagte ſie. „Es iſt eine einfache Ohnmacht von zu vollem Magen!“

In den offenen Mund des Erſtarrten goß ſie einige Löffel voll aus einem Glaſe, das immer bereit ſtand für Croupanfälle, das nächtliche Schreckgeſpenſt bei den jüngſten Penſionären.

Die allmälig eintretende Wirkung ſchien eine erfreuliche werden zu wollen.

„Wer redet von vergiftet!“ rief die Direktorin mit zornfunkelndem Blick auf Gertrud.

Der Erſtarrte regte ſich: Das furchtbarſte Unbehagen ſchien ſein Bewußtſein zu wecken. Ein convulſiviſches Würgen trat ein und zuletzt zeigte ſich die volle Wirkung des Tartarus emeticus.

Wehrmann, der erſt jetzt vor Todesangſt hinzugekommen war, mußte ſeiner ſchlechten Witze wegen, die er ſchon wieder, als die Erleichterungen und die Zeichen des zurückkehrenden Bewußtſeins kamen, zu machen anfing, hinausgedrängt werden. Gertrud nahm auf die vielen Umſtehenden keine Rückſicht, ſondern nannte den Spötter, indem ſie ihn mit ihren kräftigen Armen beinahe zur Thür hinauswarf, einen erbärmlichen Hanswurſten.

Neſſelborn fühlte ſich noch immer einer Ohn-

macht nahe und ſah ſich im Zimmer geſpenſtiſch um. Ihm ſchienen ſeltſame Gedanken durch den Kopf zu ſchießen. Nur die Beobachtung der rückkehrenden Lebenszeichen, die Unterſtützung der furchtbaren Reaktionen, die ſich in den innerſten Eingeweiden des armen Leidenden zu vollziehen ſchienen, hinderte ihn am Verfolgen dieſer unheimlichen Gedanken. Doch ließ ſich Gertrud ihren einzigen, den ſie gleich anfangs ausgeſprochen, nicht nehmen. Alles, was auf Waldners Waſchtiſch ſtand, das Trinkwaſſer, die Gläſer, das Waſchbecken, ſogar die Zahnbürſte, das Zahnpulver, ſelbſt die Seife ergriff ſie, um dieſe Dinge bei Seite und unter ihre Aufſicht zu ſtellen.

Darüber gerieth die Tante in eine wahre Wuth. Die Wirkung ihrer Arzneien ſah ſie, ſah, daß ſogar ſchon auf die Stirn des Leidenden Schweiß trat, die Paralyſie aufgehört hatte, ſein Auge wieder Ausdruck, ſeine Bewegungen Freiheit bekamen; darüber ergriff ſie, vom Erfolg ihrer Beiſtandleiſtung zum Uebermuth geſteigert, die Waſſerflaſche, die Gläſer und warf Gertrud alles zu Füßen. Solche Akte der energiſchen Frau war man an ihr gewohnt. Das ganze Zimmer ſchwamm im verſchütteten Waſſer. Auch Gertrud wurde von ihr hinausgewieſen.

Darüber kam denn endlich der von Bartel herbeigerufene Doctor Wedemeyer.

Ein trauriger Anblick, ein Arzt, der ſich nur langſam in eine gefährliche Situation hineinfindet

und noch dabei ſeinen Mangel an Muth, an raſcher Orientirung für die ſeinem Beruf nothwendige Kaltblütigkeit ausgeben will. Ein Menſchenkenner durchſchaut ſogleich, wie dieſer Hülfeſpendende innerlich zittert; wie ſein Fragen: „Wie kam das?“ „Wie war es anfangs?“ „Wie verlief es?“ nichts, als Verlegenheit iſt. Man durchſchaut ſogleich, daß die Mittel, die ein ſolcher Arzt vorſchlägt, nur aus dem unſicherſten Taſten auf die Ergründung der Sachlage hervorgehen. Des Glaubens, der dem Arzt entgegenkommt, der Hoffnung, die ſein Erſcheinen weckt, dieſes Zaubers aller Schüler Aeskulaps iſt ein ſolcher nicht werth. Manchmal hilft er ſich durch plötzlich ausbrechende Grobheit, wie Jeder, der ſein Unrecht nicht eingeſtehen will, zu poltern anfängt. Indem er noch mit langſamem Grübeln an ſeinen Schulheften klaubt, ruft er dem, der ihm Anſichten zu äußern wagt, ein barſches: „Wiſſen Sie's beſſer —?“ entgegen und findet ſich erſt endlich, Gott ſei's geklagt, in die Bahn, auf die ihn in der Regel eine Reaktion der Natur mit der Naſe ſtößt.

Die Grobheit blieb bei Wedemeyer aus. Aber die Verlegenheit war genug vorhanden. Zunächſt hielt er ſich an Nebendinge, an Kleinigkeiten. Er ließ das Waſſer auf dem Boden aufziehen, die Scherben wegräumen, wies alle überflüſſige Neugier zur Thür hinaus, wollte zunächſt für Reinlichkeit geſorgt wiſſen und verrieth eine große Empfindlichkeit gegen die

Ausleerungen, die sofort weggeschafft werden mußten. Dann billigte er alles, was bereits geschehen war, fühlte den Puls mit nachdenklicher und, zumal als er die Uhr herauszog, vollkommen imponirender Miene, holte sein Höhrrohr aus der Tasche, öffnete die Brust des schwer Athmenden, horchte auf den Herzschlag und fing zu klopfen an. Seine Diagnose blieb beim Magen, bei den Nerven, bei einer Spinalaffektion und Aehnlichem und nannte den Zustand zwar auffallend, aber nicht bedenklich. Die sensible Natur des Kranken war ja weltbekannt. Waldner schien Erleichterung gefunden zu haben. Doch sank er auf's Neue in Lethargie, streckte wieder Arme und Beine wie im Starrkrampf von sich und drückte in besonders auffälliger Weise den Kopf in den Nacken zurück, so daß Nesselborn selbst nach einer viertelstündigen Beobachtung kleinlaut bestätigte:

„Um Gottes willen, es fand doch hier — wirklich keine Vergiftung statt?"

Jetzt entfernte sich Frau Hedwig ohne allen Widerspruch. Der erste Paroxysmus ihres Schreckens war vorüber. Anfangs sträubt sich jede energische Frauennatur gegen das Entsetzenerregende und bietet ihm den Kampf an. Wie in den alten mythischen Zeiten bei Königen muß unangenehme Nachrichten bei ihr Derjenige büßen, der sie bringt. Dann sinkt sie aber auch um so tiefer in Verzagtheit, wenn die unwillkommenen Thatsachen nicht mehr zu leugnen sind. So schlich

ſich denn auch jetzt die Frau Educationsräthin vom Zimmer fort, ſagte: „Sie werden ja ſchon ſorgen, Herr Doctor!“ und verſchwand.

Langſam wie in alles fand ſich der Arzt in dieſe neue Auffaſſung und da ſein phlegmatiſches Temperament nichts umſonſt gethan zu haben liebte, ſo glaubte er nun auch ſelbſt an dieſe Möglichkeit und fing an, ſich im Zimmer umzuſehen. Nun mußte er wünſchen, das verſchüttete Waſſer zurückzuhaben, ſogar die Gegenſtände, die ihm ſoviel Ekel verurſacht hatten. Das war ſo vorgeſchrieben in den Lehrbüchern der gerichtlichen Medicin. Sofort muß dergleichen mit Beſchlag belegt werden —

„Aber um Alles in der Welt!“ rief Neſſelborn zu ſeiner Beruhigung. „Nur das nicht! Ich bitte Sie um Schweigen! Schweigen! Mir ſteht ja das ganze Inſtitut auf dem Spiel —! Kein Wort von dieſer gräßlichen Auffaſſung! Wen ſoll ſie denn hier treffen —!“

Aber draußen lief das Gerücht ſchon, wie wenn ein Feuerfunken einen Wollenfaden ergriffen hätte. Sicher und gründlich ſtand die Sache im Hauſe feſt: Theodor Waldner iſt vergiftet —!

Wer konnte das entſetzliche Verbrechen begangen haben —!

Frau Hedwig ſchlich wie ein Schatten die drei Stiegen hinunter. Erſchöpft ſchon ohnehin von dem geſtrigen Ball, jetzt von dem mächtigen Aufſchwunge, der ſie ergriffen hatte und der ſich an der Kraft ihres

Körpers durch Nachlaſſen rächte, erlag ſie Gedankenverbindungen, die ſie auf's Aeußerſte erſchütterten. Den ſprachlos, ſie mit ſtarrem Schrecken empfangenden Töchtern flüſterte ſie:

„Graf Wildenſchwert iſt zurück! Wem muß jetzt am Verſchwinden des Theodor gelegen ſein —? Fernau! Fernau hat Geld auf unſer Haus ſtehen und bei uns, bei uns muß ſich das ereignen —! Man wird einfach ſagen, wir hätten ihn in ſeinem Auftrag vergiften wollen!"

Darüber brach ſie zuſammen. Ihre Töchter ſtanden rathlos. Immer waren ſie einem Entſchluß gegenüber, den ſie faſſen ſollten, einer Meinung, die entſchieden ausgeſprochen werden ſollte, Nullen.

Gertrud aber, wie wenn ſie zum Kampf herausgefordert wäre und ſie ihn wagen wollte und wär' es mit dem mächtigſten Gegner, war nur eine kurze Weile ſcheu zur Seite gegangen. Gleich anfangs hatte ſie ſich zu tief beſchämt gefühlt durch die Art, wie ſie die Tante vor den Anderen zurückwies. Aber ſie konnte ſich auch der beſſern Erkenntniß nicht verſchließen, wie gewagt es von ihr geweſen, ihre Gedanken ſo offen auszuſprechen. Sie dachte unmittelbar darauf daſſelbe, was Frau Hedwig ihren Töchtern ſagte.

In Ruhe ſich ergeben konnte ihre Natur nicht. Als nach dem Erſcheinen des Arztes die Spuren der Verwüſtung, die der Zorn der Tante angerichtet hatte, beſeitigt wurden und Nante Bartel aus dem Hofe

zurückkehrte, wohin er, in die Senkgrube, die Wirkungen des ſo glücklich gewählten Hausmittels gebracht hatte, paßte ſie ihm auf, ergriff ſeine Hand und riß ihn in eine der Schulſtuben, die wegen der angebrochenen Ferien unbenutzt ſtanden und herrſchte ihn mit rollenden Augen an:

„Nante! Was iſt das hier —?“

Der ſeither ſo treu befundene, ſeine Dankesverpflichtung weniger durch Worte als durch die That bekundende Günſtling Gertruds ſah ſeine Gönnerin erſchrocken an.

„Du weißt alles! Heraus, heraus damit! Rede—!“

„Jeſus!“ antwortete Nante. „Was ſoll ich denn — wiſſen —“

„Waldner iſt vergiftet —! Alle Anzeichen ſagen es! Und Wer, Wer hat es gethan —?“

Nante zitterte am ganzen Leibe und ſah die Zornflammende mit bittender Miene an. Sein Zittern drückte nicht die Furcht wegen ſeiner ſelbſt aus. Seine bittende Miene drückte die Empörung über die That, die Uebereinſtimmung mit dem Verdacht, den Gertrud hegte, aus.

„Deine Schweſter,“ fuhr Gertrud fort, „war ſchon vor vier Wochen in Waldners Zimmer. Schon damals erkrankte er heftig! Sie dient bei Menſchen, mit denen Fernau verkehrt. Fernau hat Urſache, Waldners Tod zu wünſchen. Fernau hat die Deinigen —“

„Nein — Nein —!“

Der junge Bartel ſtreckte beide Hände gegen ſie aus und warf ſich vor ihr auf die Kniee.

„Geſtern war Deine Mutter hier. Was wollte ſie von Dir —“

„Sie meldete ſich — zum — Knochenſammeln — zum — Verkauf von Dinte, Zündhölzern —!“

„Sie iſt in einer chemiſchen Fabrik beſchäftigt! Siehſt Du —?“ rief Gertrud, ſelbſt erſchaudernd über die Fährte, wo ihre Gedanken ſo ſicher gingen trotz der Plötzlichkeit des Auftauchens derſelben.

„Ich konnte nicht mit ihr reden — ich mußte ja bedienen —“

„Grade deßhalb kam und blieb ſie! Grade da konnte ſie im Hauſe herumſchleichen! Sie hat ſich von Marlenen ſagen laſſen, wo Waldners Zimmer iſt. Sie hat ihm etwas in's Trinkwaſſer geſchüttet —!“

Der Sohn einer Frau, von welcher man ein ſolches Verbrechen vorausſetzen konnte, erhob ſich, hielt die Hände gen Himmel und rief ſchluchzend:

„Dieſe neue Schande überleb' ich nicht —! Fräulein Gertrud! Meine armen Geſchwiſter —! Ich bitte Sie um Gotteswillen — haben Sie Barmherzigkeit —!“

„Man muß noch einmal alles genau unterſuchen laſſen —“ ſagte Gertrud und wollte hinaus. Doch hemmte ſie ſelbſt ihren Schritt, ſchaudernd vor dem eklen Bilde, das vor ihr Auge treten mußte. Schon war ſie entwaffnet durch Nante's verzweiflungsvollen Schmerz. Dieſem rollten die Thränen über die Wangen.

Bartel betheuerte die Unſchuld der Seinigen. So Verruchtes könnte nicht aus ihrem Herzen kommen — —

Eine längere Zwiesprache war nicht möglich. Gertrud erhielt Befehle vom Arzt, der nach einigen Stunden zurückzukehren versprach. Die Recepte, die er verschrieben, mußten sogleich in die Apotheke. Das Laufmädchen im Hause war die jüngste Schwester Bartels. Die treuherzig besorgten Mienen des Kindes, das von der Schwere der Anklagen nichts ahnte, zu deren Vermittelung und Erhebung es beitragen sollte, stimmten auch Gertrud weich. Fassungs- und entschlußlos, wie sie blieb, ging sie in den dritten Stock, fand nur Hellwig und Bechtold bei dem Kranken und setzte sich zu ihnen.

Beide Freunde waren in Berathung, was zu thun, ob diese Halbheit der getroffenen Maaßnahmen länger zu dulden wäre.

„Ich schloß," erzählte mit gedämpfter Stimme Hellwig, „als ich sein heftiges Klingeln hörte und zum Glück auf dem Corridor war, sogleich alles, was ich hier an beschriebenen Papieren erblickte, in seinen Schrank und zog den Schlüssel ab. Waldners Aussehen war, wie ich ihn antraf, furchtbar. Wie gelähmt stand er und lallte förmlich, als er den Versuch machen wollte, mir seinen Zustand zu erklären. Dann sank er in Ohnmacht. Sogleich war ich mit Bechtold einverstanden darüber, daß hier etwas Außerordentliches die Ursache der Erkrankung sein mußte. Ja ich gestehe, daß ich eine Zeit lang an Selbstvergiftung dachte. Denn seit einiger Zeit

iſt Waldner von ſonderbaren Gefühlen bewegt, wie übergeiſtigt und immer traurig. Er liebt die Einſamkeit. Die Abſicht, ihn noch ein gemeines Handwerk lernen zu laſſen, drückt ſeinen Ehrgeiz. Ich benutzte einen freien Augenblick, wo das Zimmer leer geworden war, und unterſuchte ſeinen Schrank. Ich fand keine Briefe, die etwa Aufſchluß hätten geben können, nur ſein Tagebuch. Das hab' ich drüben —"

„Laſen Sie darin —?" fragte Gertrud geſpannt.

„Bis jetzt, ohne etwas zu finden, was auf einen Kummer hätte ſchließen laſſen können —!"

Mit einiger Verlegenheit ſetzte Hellwig hinzu:

„Wünſchen Sie es vielleicht zu leſen —? Es iſt überraſchend in den Anſchauungen, wenn auch vollkommen unreif im Styl —"

Eine Weile beſann ſich Gertrud. Dann ſchüttelte ſie den Kopf. Sie durfte annehmen, daß dieſe Blätter von ihr ſelbſt ſprachen. Sie hatte beim erſtenmale, wo ſie in dieſen Aufzeichnungen, die ſie ſelbſt veranlaßt hatte, ihren Namen gefunden, eine Scheu empfunden, ſich daran weiter intereſſirt zu zeigen. Sie hatte die feſte Meinung, daß darin alles, was ſich in ihrem Zögling nur an Liebe zu ihrem Geſchlecht regte, auf den ausſchließlichen Werth deuten müßte, den nur ſie allein für ihn hätte.

Bechtold unterſuchte inzwiſchen nochmals alle Winkel des kleinen Zimmers, ſchlug Bücher auf, um zu ſehen, ob vielleicht in denen etwas verborgen läge, zog die Schub-

ſiden auf, ſah unter das Bett. Man fand nichts, was zu einer Erklärung des Vorgefallenen hätte dienen können.

Darüber regte ſich der Kranke. Alle drei ſprangen zugleich hinzu und harrten geſpannt auf ein Zeichen rückkehrender Beſinnung. Die Augen, die ſeither offen geſtanden hatten, waren allmälig ſanft zugefallen. Jetzt öffneten ſie ſich leiſe und der Blick, den der Bemitleidenswerthe in die Runde warf, ſchien eingegeben von Bewußtſein. Sogar den Arm erhob er, um den Kopf aufzuſtützen, der ihn zu ſchmerzen ſchien. Schnell griff man zu, um ihm dieſe Bewegung zu erleichtern und ihm die Kiſſen zur Unterſtützung des Arms bequem zurechtzurücken.

„Wie iſt Dir, Theodor?“ fragte Gertrud. „Wie kam das nur? Erzähle, wenn Du kannſt —!“

Der ſo liebevoll Angeredete ſchien nur ſchwer zu verſtehen. Doch richtete ſich ſein Auge auf die Sprecherin, die ſeine unaufgeſtützte Hand ergriffen hatte und ſie ſo drückte, als könnte ſie ihr eigenes Leben in ihn hinüberleiten.

„Quälen wir ihn nicht mit Fragen —!“ meinte Hellwig und ſprach die Vermuthung aus, daß vielleicht dem Leidenden eine Erquickung willkommen wäre.

„Ich glaube nicht —“ ſagte Bechtold. „Der Organismus iſt noch zu convulſiviſch erregt. Der Magen würde jede Speiſe zurückſtoßen —“

Gertrud theilte dieſe Anſicht und verwunderte ſich nur über den Arzt, der ein Verbleiben des Patien-

ten in dem jetzt so feucht gewordenen Zimmer und in seinen Kleidern für möglich gehalten hatte und gegangen war. Sie wünschte einen zweiten Arzt geholt zu sehen und würde sofort dafür alle Anstalten getroffen haben, wenn nicht der Onkel zurückgekehrt wäre und diesen Vorschlag entschieden verworfen hätte.

„Wir thun ja das Unsrige!" sagte er. „Wedemeyer wird sogleich wiederkommen. Einstweilen habe ich die Krankenstube heizen lassen. Dorthin soll man ihn tragen, entkleiden und die Wirkungen der Bettwärme abwarten. Hier kann er nicht bleiben —!"

Scheu blickte sich Nesselborn um. Sein unsteter Blick verrieth, daß er das Entdecken von Umständen fürchtete, die einen Verdacht bestätigten, den jetzt auch seine Gattin theilte.

Bröge trat ein. Seine Körperkraft durfte ausreichend erscheinen, den Kranken allein zu tragen.

Darüber mußte sich Gertrud entfernen. Scharf sah sie den herkulischen Pedell darauf an, ob dieser vielleicht des Verbrechens, das hier gewiß vorlag, fähig gewesen wäre. Auf jeder Lippe ringsum erwartete sie den Namen der Bartel'schen Familie zu lesen, deren Zulassung in's Haus — Sie befördert hatte —! Selbst die Fluth der Vorwürfe, die ihr in diesem Fall von Frau Hedwig ohne alle Schonung sicher und gewiß war, hätte sie sich ruhig heranwälzen sehen können, wenn Jemand jetzt nur das Eis gebrochen hätte —!

Wieder begegnete ihr Nante und sah sie mit

um Erbarmen flehenden Blicken an und die kleine Käthe ging ihr treuherzig an die Hand und wollte beim Aufräumen der Zimmer nach dem ſchönen Feſt behülflich ſein.

Selbſt die Töchter des Hauſes, dieſe vornehmen Prinzeſſinnen, griffen heute an, die Spuren des Balls, der aufgeſchlagenen Bühne, der Draperieen und auf einen flüchtigen Abendeffekt berechneten Anordnungen der Zimmer beſeitigen zu helfen. Eine heranrückende Gefahr, eine Furcht erinnert die Menſchen an ihre unter anderen Umſtänden vernachläſſigten Pflichten.

Der Arzt kam zurück und billigte was geſchehen. Jetzt hatte er ſich in die Sachlage gefunden. Wahrſcheinlich mußten ihm ſchon die Arzneien, die inzwiſchen genommen waren, ein überwundener Standpunkt erſchienen ſein. Er legte keinen Werth mehr auf die Anwendung derſelben. Auch darin war Wedemeyer eine der vielen unglücklichen Doctornaturen, daß ſein Denken ſo zu ſagen transparent war. War ein Fall gefährlich, ſo drückte jede ſeiner Mienen die Gefahr aus. Fragte er nach Symptomen und die Symptome trafen auf ſeine Vorausſetzungen von Bedenklichem zu, ſo bekam er über das Ja! des Patienten oder der Umſtehenden, die für den Patienten redeten, jedesmal vor Schreck einen förmlichen Ruck.

Aber heute lächelte ihm ein Sonnenſtrahl des Glücks. Der Patient befand ſich beſſer. Sein Athem war gleichmäßiger, das Stocken des Pulſes hatte auf-

gehört, ja ſogar einzelne Worte, die ſich dem Zuſtande einer dumpfen Betäubung, die den nur ſcheinbar Schlummernden gefangen hielt, entrangen, waren klar und im Zuſammenhang.

Darüber gerieth Gertrud ſo vor Freude außer ſich, daß ſie in Gegenwart des Arztes ausrief:

„Ja, ja! die Doſis war nicht ſtark genug —!“ Neſſelborn, der grade zugegen war, überlegte ſich erſt die Worte, die Gertrud geſprochen hatte. Dann aber, als er ſie verſtanden, ſah er den Arzt an. Und als auch dieſer einen verlegen fragenden Blick auf Gertrud richtete, brach er in die auf's Aeußerſte entrüſteten Worte aus:

„Gertrud, ich ſage Dir hiermit in aller Güte, wenn Du nicht dieſe abſcheulichen Läſterreden unterläßſt, ſo ſind wir Ein- für Allemal geſchieden. Haſt Du mich verſtanden —?“

Dann ſich noch einmal wendend, fuhr er fort:

„Wer ſollte ſich hier an einem Leben, an Waldners Geſundheit haben vergreifen wollen? Befindet er ſich hier unter Menſchen, die ihm übelwollen? Ich kenne die Zartheit ſeiner Natur. Ich weiß, wie ihm ſchon ſonſt eine Mehrzahl von Menſchen, mit denen er in einem Zimmer verweilen mußte, Kopfweh und Schwindel verurſachte. Nun ein ſolcher Abend wie geſtern! Dieſe ihm ungewohnten Speiſen, auch das Tanzen —“

„Er tanzte geſtern nicht —“ fiel Gertrud ein.

„Widerſprich mir nicht!“ rief der Onkel, ſtampfte

mit dem Fuß auf und ſchüttelte die Locken ſeines Hauptes. „Das Gift, das Du ſiehſt, iſt nur auf Deiner Zunge! In Deinem Herzen iſt's! Hörſt Du's —? Mit Nattern kann ich nicht verkehren —!“

Eine neue Bewegung des Kranken mit der Hand zu ſeinen Schläfen hin unterbrach dieſe heftigen Worte und die peinliche Scene überhaupt. Der Arzt beſtellte heißen Eſſig, um die Schläfe damit zu waſchen. Gertrud mußte ſich ſofort entfernen. Der Arzt fand keine Veranlaſſung, ihrem ausgeſprochenen Verdacht Nahrung zu geben. Hatte er doch gleich im erſten Augenblick ſeine deßfallſigen Pflichten vernachläſſigt. Durch Zuſtimmung zu dem Verdacht hätte er den Triumph eines unpromovirten Arztes, eines weiblichen, der ſich auf ſeinem Zimmer grollend eingeſchloſſen hielt, vermehren müſſen. Das ganze Haus ſagte: Nur das ſchnell angewandte Mittel der Educationsräthin hat das Gift am Uebergehen in's Blut gehindert —!

Gegen Abend hatte das treue Dreiblatt, die ab- und zugehende Gertrud, die abwechſelnd wachenden Hellwig und Bechtold, die große Freude, zu erleben, daß der Patient nicht nur in einen ruhigen Schlaf verfallen war, ſondern auch nach einigen Stunden erwachte und mit Klarheit von ſeinem Zuſtand zu ſprechen begann.

Ueber eine Urſache ſeiner Erkrankung wußte Waldner keine Auskunft zu geben. Erſt hätte er lange

geſchrieben, berichtete er, dann raſch ein Glas Waſſer hinuntergeſtürzt, worauf ihn plötzlich ein Zuſtand, wie der leibhafte Tod, ergriffen hätte. Sein Arm wäre nur noch im Stande geweſen, die Klingelſchnur anzuziehen. Den Klang der Glocke hätte er ſchon nicht mehr vernommen. Das Eintreten Hellwigs wurde ihm nur erzählt. Darauf, daß er mit ihm geſprochen, beſann er ſich nicht.

Das drittmalige Erſcheinen des Arztes unterbrach dieſe für die Kraft des Patienten ſchon zu weit gegangene Unterhaltung.

Inzwiſchen hatte ſich das geſammte Haus an der Thür zuſammengefunden und freute ſich der Kunde vom beſſern Befinden des trotz ſeiner Strenge geliebten jungen Lehrers.

Sogar die „Retterin" erſchien und genoß — die Genugthuung, von allen erwähnt zu hören, daß allein Sie durch ihre Geiſtesgegenwart das Richtige getroffen hätte. Es mußte dem Andrang gewehrt werden, damit für die erfreuliche Wendung keine Schädigung eintrat. Hellwig und Bechtold ließen ſich nicht nehmen, abwechſelnd die Nacht über an Waldners Lager zu wachen.

Jeder der Freunde ſollte, wenn er nicht wachte, zu ſchlafen verſuchen. Bechtold that es. Hellwig benutzte die Pauſen, um in Waldners Tagebuch zu leſen.

Das Intereſſe an Waldners überraſchend erſtarkter Geiſteskraft, an ſeinen Kenntniſſen, ſeiner Reife im

Urtheilen feſſelte ihn ebenſo ſehr, wie die Naivetät des Ausdrucks, welcher zuweilen Perioden nur angefangen, nicht ausgeführt, nur mit einzelnen Sylben bezeichnet hatte. Manche Fremdwörter waren vollkommen falſch gewählt. Doch der ringende Geiſt zeigte ſich als ein ungewöhnlicher. Befremden mußte Hellwig eine Entdeckung, die er in den Aufzeichnungen über ſich ſelbſt machte.

Daß Hellwig Gertrud zu lieben ſchiene und unter der Bemerkung litte, wie auch Bechtold die gleiche Empfindung hegte, das las er mit Erſtaunen. Denn weder an Bechtold, noch an ſich ſelbſt hatte er mit ſo klarem Gefühl, wie hier dargeſtellt wurde, die gleiche Erfahrung gemacht. „Seltſam," ſprach er grübelnd zu ſich ſelbſt, „wie kommt der Wunderliche auf dieſe Vorſtellung? Wir wiſſen doch beide, daß Gertrud nur Ihn allein liebt, und ganz undenkbar müßte es ſcheinen, daß er ſie nicht wieder lieben ſollte —! Würden wir uns denn in dieſen Herzensbund eindrängen wollen, den alle Welt ſo natürlich findet? Was Waldner geworden iſt, wurde er ja nur durch dies ſeltene Mädchen — und deren Hingebung, deren Liebe —!"

Hellwig fühlte ſich ſeltſam bewegt. Dies Beobachtet- und Geſchildertwerden durch einen Andern hatte für ihn etwas ungemein Aufregendes. So hinlebend in ſeinem täglichen Beruf, wußte er, wie viel ihm noch bevorſtand, was er, mit immer umfaſſenderen

Kenntniſſen ausgeſtattet, lediglich auf ſich wollte herankommen laſſen. Jeden freien Augenblick benutzte er zum Studiren. Aber — ſeinem Herzen zu leben, das wäre ihm Luxus erſchienen. „Die den Alten bekannten Farbſtoffe —“ allerdings war das ſein beſonderes Studium, um einmal nach Jahren darüber ein Werk herauszugeben. Nicht nur ſeine Kenntniß des Alterthums konnte er darin nach allen Richtungen hin, nach Literatur und Kunſt, ſondern auch ſeine reichen naturwiſſenſchaftlichen Einſichten verwerthen. Eine ſeinem braven Vater gewidmete „Proluſio“ darauf war ſchon ſeine Doctordiſſertation geweſen. Sein Ziel war die Laufbahn eines Dozenten an der Univerſität. Aber gewiß, gewiß, mußte er ſich ſagen, das wenige, junge, deutſche Frühlingsgrün, das Dir zwiſchen den Ritzen dieſer antiken Trümmer, die Du zu einem Ganzen aufbauen möchteſt, wächſt, iſt — mit dem Namen Gertrud ausgeſprochen —! Es fiel ihm auf, daß Waldner in dieſen Blättern überall nur nach Liebe ſuchte, nur auf Liebe zielte. Faſt möchte man glauben, ſagte er ſich, er verwechſelt Andere mit ſich ſelbſt, ſieht, was in ihm lebt und nach Ausdruck ringt, in den Andern —! Wie wünſcht' ich ihn ſo glücklich, den armen, von Gott und der Welt Betrogenen! Ja auch von Gott betrogen —! So darf ich ihn nennen ohne Läſterung. Denn wenn er auch wie durch ein Wunder an's Licht des Tages gekommen, was iſt ihm das Leben —! Eine Dämmerung, die

er nie erhellen kann. Alle Anſtrengung, aller Fleiß erſetzt nicht, was die Seele parallel mit den erſten Entwicklungsſtadien des Körpers lernt. Er wird nur ewig ein guter, lieber Menſch bleiben —! Auch dies Tagebuch iſt erſt etwas, wenn es Einer überarbeitet —!

Aber „nur ein Menſch“? Iſt denn das ſo wenig? mußte ſich Hellwig ſelbſt einwenden. Und wie ſehr ihn Waldner an Schärfe des Blicks übertraf, erkannte er ja. Daß in der That Bechtold Gertrud liebte, wurde ihm immer klarer am Lager des Freundes. Und an ſich ſelbſt entdeckte er: Wäre Gertruds Herz frei und käme Waldner nicht in Betracht, ſie zu gewinnen — ja, dann freilich — dann kamen ihm Gefühlsverbindungen, die ihn über ſein „Nichts als ein guter Menſch“ beſtraften. Der Menſch des Wiſſens kann alles wiſſen und nichts über ſich ſelbſt.

Als ſchon am frühen Morgen Gertrud erſchien und die Freunde bat, nun der Ruhe zu pflegen, ſie würde ſie hiemit ablöſen, da ließen ſie ihr zwar den Platz, den ſie durchaus einnehmen wollte, zogen aber vor, ſich durch die friſche Morgenluft zu ſtärken, die ſie beide in den Garten trieb. Waldner hatte die Nacht phantaſirt. Gegen Morgen war er in ruhigeren Schlaf verfallen. Erſt in der Frühlingsmilde der Luft und unter den knospenden Sträuchern, den blüthenanſetzenden Bäumen ſchütteten ſie beide die Laſt vom Herzen. Die Frage, ob hier wirklich an einen Verſuch zu denken wäre, welchen die an Waldners Exiſtenz be-

theiligten Menſchen gemacht hätten, ihn aus dem Wege zu räumen, mußte ſie auf's Ernſtlichſte beſchäftigen. Die öffentliche Meinung entſchied für den Verſuch einer Vergiftung. Doctor Wedemeyer holte in vertrauten Kreiſen nach, was er nicht hatte auf brennender That eingeſtehen wollen. Keine Drohungen Neſſelborns an die Mitglieder des Hauſes, kein hermetiſches Abſchließen ſeiner Bewohner vom öffentlichen Verkehr, ſoweit ſich ein ſolches für einige Zeit durchführen ließ, erſtickte die Gerüchte. Der Funke wurde zur Flamme und verbreitete ſich ſchnell. Da man keinen Urheber kannte, kennen wollte, da man das Benehmen der Frau Educationsräthin, wenn ſie auch die Darbringerin ſozuſagen eines Gegengiftes geweſen, doch durch mancherlei Umſtände, z. B. das Zertrümmern aller Beweismittel, ſonderbar finden wollte, ſo ging das Gerücht wie mit verbundenen Augen auf dem Eiertanz. Kein Menſch ſagte: Neſſelborn war im Stande, ſeinem Gläubiger Fernau zu Gefallen, einen Menſchen aus dem Wege räumen zu wollen, der durch die Rückkehr des Grafen Wildenſchwert eine neue Bedeutung erhalten wird! Aber ſozuſagen die ſo leicht zerbrechlichen Eier, die das tanzende Gerücht zu ſchonen hatte, hießen bei Alledem: Schulden — Fernau — Gläubiger — Verpflichtet — Wildenſchwert — Vermögen u. ſ. w. Das ſtellte jeder in ſeiner Art, ſo oder ſo, zuſammen.

„Er muß fort — nicht nur aus unſerm Hauſe,

ſondern ganz aus unſrer Lebensbahn —!“ rief Neſſelborn und der Chorus ſeiner Gemahlin und der beiden Töchter fiel mit förmlich ſchreiender Zuſtimmung ein: „Ja! Ja!“ — ſchreiend — weil ſich der Schmerz, den ſie ſo ungerecht erleiden mußten, faſt zum phyſiſchen ſteigerte beim Anblick ſchon einer Folge jenes Vorfalls, eines Briefes, den ſie von Otto von Fernau erhielten. Denn ſo lediglich vernichtend für ſie der Inhalt deſſelben hätte ſein müſſen, er reizte ſie vielmehr zum Widerſtande, zur Aufnahme eines Kampfes mit allen unſichtbaren Gewalten an.

Otto von Fernau hatte an Neſſelborn geſchrieben:

„Hochgeehrter Herr Educationsrath! Mit meinen Glückwünſchen für die Ihnen zu Theil gewordene Anerkennung Ihrer großen Verdienſte bedaure ich eine Anzeige verbinden zu müſſen, von der ich wünſche, daß ſie Ihnen nicht unbequem kommt. Den Reſt des noch auf Ihrem Hauſe ſtehenden Kapitals meiner Frau wünſcht dieſelbe unwiderruflich zurückgezahlt. Nach Lage der Dinge und in Erwägung von Verhältniſſen, über die ich glaube nicht nöthig zu haben, Ihnen nähere Erläuterungen zu geben, bin ich mit dieſem Begehren meiner Frau einverſtanden und ſetze nach abgelaufener Kündigungsfriſt die Ausgleichung dieſes Gegenſtandes voraus.“

Die Kündigungsfriſt betrug drei Monate. Die Verlegenheit Neſſelborns, in dieſer Zeit 15000 Thlr. aufzutreiben, war um ſo größer, als auch der Ausfall

des Schulbeſuches im neuen Halbjahr zu beklagen war und ſich die Lücken im Penſionat nicht entſprechend ergänzen wollten.

„Dieſer Mörder," rief Gertrud unerſchrocken und trotz der Verbote Neſſelborns, auf ihre Anſicht zurückkehrend, „dieſer elende Anſtifter einer Vergiftung will nur, daß es nicht den Schein haben ſoll, als hätten wir ſeinem grauenvollen Verbrechen Handlangerdienſte gethan! Eine Gefälligkeit erwieſen für ſein geliehenes Kapital —! Die Schmach, Euch den Schein zu geben, als hättet Ihr Euch vielleicht die Zinsleiſtung durch einen ſolchen gemüthlichen Liebesdienſt erſparen wollen —! Daß ich nicht in ſein glänzendes Palais rennen und dieſe Rabenmutter, dieſe Mörderin auf die Straße zerren kann! Steinigen müßte ſie das Volk —"

Neſſelborn verhinderte die Fortſetzung dieſer wilden Reden. Diesmal that er es mit größerer Ruhe. Die Tante und ihre Töchter ſchwiegen. Sie genoſſen eine Art Triumph über Gertrud, die mit ihrem dargeliehenen Vermögen nun doch nicht länger als die Retterin der Familie daſtehen konnte. Die Töchter hatten nicht wenig Augen gemacht, als ſie bei ihrer Rückkehr bemerkten, wie klein im Hauſe die Mutter und wie groß dieſe Verwandte geworden war. Jetzt galt es andere Anſtrengungen machen —! Die Mutter ſprach von einer Hülfe der Fürſtin Porphyrogenitus und prahlte laut damit, während ſich darüber Levana und

Adelgunde mit mehr Behutſamkeit und verlegener ausdrückten.

„Es muß überwunden werden und Rath geſchafft und Waldner muß aus dem Hauſe —“ Das war Neſſelborn's Entſcheidung und Gertrud mochte ihn nicht weiter aufregen durch ihren Einſpruch gegen Pläne, die man ſich für den langſam Geneſenden erſann.

Doch ſollte ſich die Kataſtrophe höher gipfeln.

Der Klaſſenunterricht hatte begonnen. Es waren dieſe erſten ſchönen Tage im Schulleben, wo noch alles wieder ſo neu, ſo friſch die verſchiedenen Curſe beginnt, der Vortrag der Lehrer ein ſo vielverſprechender, lebhaft anregender iſt, die Schüler neugemiſcht zuſammenſitzen, allmälig erſt ſich in ihrer Art erkennen lernen und erkennen laſſen, ein ſchöner Glaube noch die kleinen Gemeinden bindet und zuſammenhält. Die erſte Beſtürzung über manche Veränderungen im Schulplan war vorüber. Wehrmann hatte Verkürzungen ſeiner Stellung erlitten. Hellwig war ihm in den Sprachen und den Naturwiſſenſchaften vorgezogen. Bechtold hatte die Quarta als Hauptlehrer erhalten. Selbſt Schlickum war beſſer geſtellt als Wehrmann. Waldner galt für beſeitigt durch einen von Bögendorf empfohlenen Seminariſten. Nur Tipſels Stellung blieb unangefochten. Jetzt drohte Wehrmann ſo gefährlich zu werden, wie der ausgewieſene Staudtner, der, wie Wedemeyer und Bögendorf ſteckten, viel zum Abfaſſen jenes verhängnißvollen Billets

an Neſſelborn beigetragen haben ſollte und von allen Seiten die Anſtalt umwühlte.

Allmälig konnte Waldner für geneſen gelten. Es mußte ihm um ſo leichter werden, lediglich der Stärkung ſeiner Geſundheit zu leben, als er ſchon ganz im neuen Schulplan übergangen war. Immer häufiger, immer beſtimmter klang es an ſein Ohr: „Was ſoll nun alſo werden? Ein Menſch zu ſein — das iſt keine Profeſſion!“ An Handarbeit bei ihm zu denken war Thorheit. Auch ſogar die Educationsräthin wollte jetzt keinen Schloſſer mehr aus ihm gemacht ſehen, ſondern einen Bureauarbeiter. Nur Gertrud hielt den Minervaſchild über ihn und verlangte ſein Verbleiben, wenn auch im hinterſten Treffen, in der Reihe der Geiſtesſtreiter.

Die ſchöne Jahreszeit beförderte Waldners rückkehrendes Wohlbefinden. Wenn die Stunden im Gange waren und das laute Sprechen, Singen, Aufſagen in den Garten herübertönte, und dieſer doch ſelbſt ſtill blieb, ging er unter den ſich belaubenden Boskets ſpazieren und erfreute ſich an dem Werden und Wachſen um ihn her. Die kleinen zuſammengerollten, wie grüne Raupen hervorkriechenden Blätter vergegenwärtigten ihm die Tröſtungen des Grafen Charney in jener Picciola, die er trotz Hellwigs ſcharfer Kritik zu Ende geleſen hatte. Ihm blieb der Eindruck: Man kann ein Werk verurtheilen, es ſogar vom Standpunkt einer nüchternen Kritik lächerlich finden bis in ſeine einzelnen Theile

und dennoch bleibt von ihm ein Etwas zurück, das aller Kritik ſpottet! Dies iſt entweder der Duft, der über dem Ganzen liegt und den keine noch ſo rauhe Hand entfernen kann, oder der Genius des Autors giebt ſich ſo kund in ſeiner Wärme, in ſeiner Hingebung an eine vielleicht wunderliche und mangelhafte Erfindung, daß der Leſer davon mitergriffen, berauſcht wird wie der Autor, und über dem Stoff erhalten bleibt —! So auch etwa fühlte Theodor über jenes Buch und ſagte es Hellwig. Freilich den andern Gedanken, der ihn vor allem feſſelte, es während der Lektüre mitzuerleben, mitzufühlen und mitzuwiſſen, was aus dieſem Buche ein anderes Weſen — ach! Mechtild von Fernau hatte während ſeiner Leiden nichts von ſich hören laſſen —! erlebte, fühlte und wußte, dieſen ſprach er Niemand aus, ſo klar er auch in ihm lebte.

Gertrud ſorgte dafür, daß ihr Geliebter bei ſolchen Wanderungen durch den Garten, obſchon ihn da nur Schüler und entfernter wohnende Nachbarn belauſchen konnten, immer auch ſo auftrat, daß Niemand an ihm etwas Nachläſſiges bemerkte. Eine hohe Mauer, kein Zaun umgab den Garten. Wäre aber auch ein durchbrochenes Gitter vorhanden geweſen und Mechtild wäre daran vorübergeſchlüpft, ſie hätte zwar Trauer empfinden müſſen über die blaſſen Züge des Reconvalescenten, doch ſeine übrige Erſcheinung hätte ſie nach wie vor anziehend finden müſſen. Waldner trug ſein gelocktes Haar jetzt länger als ſonſt; ſogar ſein Auge

war kraftvoller, jedenfalls ſeine Geſichtsform plaſtiſcher geworden. Die letztere hatte eine gewiſſe weichliche Rundung abgelegt. Die Kleidung war nicht elegant, aber ein rothes Haushalstuch ſtach von dem ſchwarzen Gehrock und der weißen bis an den Hals gehenden Weſte gefällig ab. Eine ſchwarze Sammetmütze ohne Schirm ließ ſeine Stirn leuchtend und frei hervortreten.

Geiſtige Arbeit war ihm beim Luſtwandeln unerläßlich. Die Educationsräthin verlangte körperliche. Er ſollte Holz ſägen, Holz ſpalten, nur, wie ſie ſagte, um ſeine Körperkraft zu üben; einem Geneſenden thäte nichts ſo wohl. Sein Widerwille gegen dieſe Anmuthung ſteigerte ſich bis zu entſchloſſenem Widerſtande dagegen. „Ich thäte es gern," ſagte er mit großer Beſtimmtheit, „wenn ich Hellwig oder Bechtold wäre! Da ich aber Theodor Waldner, ein Nichts bin, ſo demüthigt mich eine ſolche Arbeit, die dem Menſchen ſein Nichtsbedeuten auch zuerkennt —!" Solche und ähnliche Aeußerungen kamen, wie auch in ſeinen Tagebüchern, in der Regel unbeholfen, faſt ſtyl- und ordnungslos heraus. Jeder Wohlwollende aber, wie Bechtold in jener Redaktion, die in ſpäterer Zeit, nach manchem ferneren Erlebniß, von ihm ausgeführt wurde, ergänzte die Mängel.

Die Erklärung über Handarbeit erregte einen Sturm von Unwillen. Selbſt die Wallachinnen, die immer energiſcher in die Hausordnung einzugreifen anfingen, erklärten, nicht begreifen zu können, was

bei ſolchem Hochmuth noch herauskommen ſollte. Eines Tages, als wieder das Vergiftungsthema auf's Tapet gekommen war, ſagten Levana und Adelgunde faſt zu gleicher Zeit, denn immer noch waren ſie zwei Seelen und Ein Gedanke —: „Ich glaube gar, die Vergifterin iſt Gertrud. Sie hat ihm ein neues Intereſſe geben wollen!“ „Oder er ſelbſt —!“ ſetzte die Mutter ſpöttiſch hinzu.

Die Freunde, die ſich ja auch ſelbſt in einer eigenthümlich bewegten Stimmung befanden, ſchwärmten für den angebrochenen Frühling und brachten Waldnern Gedichte aus neuerer Literatur. „Man muß auch empfinden lernen,“ ſagte Bechtold und ſchlug Gedichte von Lenau und Grün auf, die er Waldnern in einer Laube vorlas. „Dieſe Sänger ergreifen jeden Einzelmoment der Natur und wiſſen ihn in eine innige Beziehung zum Seelenleben zu bringen! Man lernt nach allen Richtungen hin beobachten und wird ſelbſt zum Dichter! Sieh hier dieſe Laube, wie kahl ſie noch iſt! Im Herbſt aber iſt ſie die üppigſte! Jetzt iſt ſie von allen am weiteſten zurück! Verzweifle nicht — ſo holſt auch Du noch Deine verlorne Jugend ein —!“

Waldner lächelte und entgegnete:

„Es iſt eine Wilde-Wein-Laube! Weißt Du, warum wilder Wein im Herbſt ſo dunkelroth wird —? Weil er ſich ſchämt, daß er keine Früchte trägt —!“

„Die Frucht, die Du trägſt,“ fiel Bechtold ein, „iſt ſchon lange Deine wunderbar raſche Geiſtesent-

wickelung, aber auch Dein Herz, Dein Gemüth, Dein Charakter! Alles Wiſſen ſoll die Erziehung mit Können, alles Können mit Wollen verbinden —! Ach, daß namentlich die Religion ſo wenig in einer Verbindung mit den Vorausſetzungen unſres gegenwärtigen Lebens, mit der wirklichen Bewährung im Handeln und Fühlen gelehrt wird —!"

Beim fortgeſetzten Wandeln las Bechtold ein Frühlingslied.

„Ich kann keine Gedichte leſen," ſagte Waldner. „Erkläre mir das —! Und ich habe auch keine Freude daran, ſie zu hören —"

Grade war die erſte Zwiſchenpauſe der Lektionen von zehn Minuten. Die Knaben tummelten ſich im Hofe vor dem Garten, der nach dem Hofe zu ein niedriges Gitter hatte, eine ſchwache Abwehr der Naſchſucht im Herbſt, wenn Nachts die Bäume die hoffnungsvollſte Ernte an Pfirſichen, Aprikoſen und edlen Birnen für junge und alte Diebe hergeben mußten. Die Lehrer führten die Aufſicht. Bechtold rief Hellwig näherzukommen und bat ihn, ſeine Meinung zu ſagen, ob es nur Mangel an geläutertem Geſchmack wäre, wenn Theodor, obſchon er ſich ſelbſt im Versmachen verſucht hatte, ſo ungern Gedichte leſen mochte. Er ſelbſt konnte die Frage nicht beantworten.

„Die Schuld trifft Deine Dir geraubte Jugend!" ſagte Hellwig. „Die Armuth an Erlebtem —! Denn im Gedicht, beim Schaffen und im Genießen eines ſolchen,

faſſen wir die Summe unſerer Erfahrungen zuſammen, unſerer Hoffnungen, unſerer Enttäuſchungen! Die Form derjenigen Wehmuth, die grade Du über Dein Daſein empfindeſt, kann Dir kein Dichter ausſprechen —! Das müßteſt Du nur ſelbſt thun. Die Lyrik, die wir Andern haben, iſt die Blüthe auf dem Stamm der allgemeinen und normalen Entwickelung. Unſre Frühlinge erheben ſich aus dem verfaulten Laub des Winters. Lyrik iſt uns die Sehnſucht zurück nach jener Einſamkeit, der im Gegentheil Du zu entfliehen ſuchſt —! Indeſſen — es mag nur die moderne Poeſie ſein, die Dir nicht mundet. Kehre zum Homer zurück —!"

Das Geſpräch wurde durch die Töchter des Hauſes unterbrochen. Sie hatten es ſeit einiger Zeit vorzugsweiſe auf die beiden einzig vorhandenen Lehrer gefälligen Anſehens angelegt. Bechtold war zwar nur ein Elementarlehrer, aber dem geiſtvollen, allſeitig unterrichteten jungen Manne bot ſich ſowol bei den Seminarien, wie in des Vaters eigener Anſtalt jede Möglichkeit weiterer Beförderung.

Die jungen Männer zogen ſich zurück, als ſie die reizlos gewordenen Sirenen auf ſich zukommen ſahen —

Wie ſeltſam Waldners Leſebedürfniſſe waren, bewies das Intereſſe, das ihm ein Buch abgewann, das er aus Neſſelborns Bibliothek entnahm. Es war nichts Geringeres, als eine Ueberſetzung der Ethik Spinoza's. Faſt ſchien es, als wenn ihm die Entfernung aller Farbe, alles Duftes, die reine Mathematik

des Denkens tiefer einging, als das Sichzurechtfindenſollen im bunten Erſcheinungsleben. Für die Mathematik hatte Waldner beſondere Empfänglichkeit verrathen und hätte ſchon wagen können, die Elemente des Euklid zu lehren. So vertiefte er ſich denn auch in die Lehrſätze des großen Philoſophen und erfreute ſich beſonders an dem zuverſichtlichen Ton, wie in jenem Buch die Weltordnung erklärt wird. Einen Gott fand er anerkannt. Freilich die Bilder für Gott, die ihm einſt ſo ſchwer eingegangen, die chriſtlichen Mythen fehlten. Ließ ſich auch das, was das wahre Weſen der Dinge genannt wurde, die Subſtanz, ſchwer begreifen, ſchwer ſozuſagen in Fleiſch und Blut verwandeln, ſo hob ihm doch der Verſuch, es zu thun, die Schwinge. Er hätte hinausfliegen mögen in's Reich des Aethers, des wahren Gottdaſeins. Wie that ihm wohl, hier zu ſehen, daß Gott nicht ſo menſchlich, ſo figürlich gefaßt wurde, wie man ihm bisher die Lehren des Chriſtenthums hatte verſtändlich machen wollen! Seine geſunde Faſſungskraft ſtärkte ſich an dieſem Werk des armen Juden, der unter körperlichen Leiden, die Schwindſucht in der Bruſt, im Herzen eine unglückliche Liebe, doch eine im Allgemeinen ſo heitre und für die ſittliche Weltordnung faſt zu leichte Lehre über die wichtigſten Lebensfragen aufſtellte. Spinoza's ſchwache Betonung des Guten und Böſen erſchreckte zwar anfangs ſeinen noch ſo unreifen Schüler — denn grade dieſer Unterſchied lebte ſo mächtig in

ihm — dann aber ſah er, daß das Böſe in der Welt, das ihn ſo quälte und deſſen Exiſtenz er der Güte Gottes gegenüber nicht zu begreifen vermochte, erklärt wurde — freilich mit gänzlicher Preisgebung deſſen, was dem Menſchen perſönlich angenehm und gut erſcheinen muß. Doch that es ihm wohl, ſich ſo in's All verflüchtigt zu ſehen, ſich einem zündenden Wetterſtrahl, einer verheerenden Feuersbrunſt, einem Erdbeben gegenüber, das ganze Städte verſchlingt, ein Atom zu dünken, auf das es im großen Weltenplan nicht ankäme. Sogar Spinoza's Beſchränkung der perſönlichen Freiheit, die ihn anfangs ſtutzig gemacht hatte, ließ er ſich beim Leſen des berühmten Buches gefallen. „Du biſt nur frei, in ſoweit Du die Nothwendigkeiten Deiner Natur ausübſt —?" So ſprach er ſinnend. „Nun gut, ſo tummle Dich nur!" fuhr er, wenn nicht mit klarem Denken, doch es fühlend, fort. „Bilde Dir eine Natur von ſolchen zwingenden Nothwendigkeiten, damit das Gebiet Deiner innerhalb eines ſolchen bedeutungsvollern Bannes bewährten Freiheit immer umfaſſender, immer größer werden muß! Jemehr Du kannſt, deſto mehr wirſt Du Deine Freiheit üben, jemehr Du weißt, deſto mehr wird Deine Freiheit Die ſein, die unbegründeten Regungen Deiner Freiheit, die Willkür, zu beherrſchen —!"

Nur in die kühle Art, wie der kranke Philoſoph von der Liebe ſprach, konnte ſich ſein Schüler nicht finden. Auch aus dieſem heiligſten Gefühl herauszu-

TAYLOR
Digitized by Google

grübeln, was darin das Streben nach Annehmlichkeit und Nutzen ſein ſollte, widerſtand ihm. Gegenliebe zu verlangen, das wäre nur ein Beſtreben, ſein behagliches Gefühl geſteigert zu ſehen —? Nein, dieſe Aeußerung Spinoza's wollte ihm nicht eingehen. Oder es hätte etwa der Weiſe von Amſterdam gemeint haben müſſen, daß die wahre Luſt des Menſchen und ſein reines Vergnügen die Ahnung der ihn anwehenden Gottesnähe, das ihm erſchloſſene Räthſel ſeiner wahren Beſtimmung, die Erſtarkung aller ſeiner Lebensorgane zum Erſtreben des Guten und Schönen wäre. Denn Liebe war dem ſtillen Träumer die Bürgſchaft des Glaubens an die ewige Dauer alles Guten und Schönen.

In die Labyrinthe dieſer rein innerlichen Welt ihres Zöglings und Freundes vermochte Gertrud ihm ſchon um deshalb nicht zu folgen, weil ſie vollauf zu thun hatte, ihren nächſten Beruf zu erfüllen. Ihr wurde auch dieſe bitterſte und leider ſo allgemein verbreitete Märtyrerſchaft zutheil, ſeinen Beruf ſozuſagen doppelt erfüllen zu müſſen. „Warlich, wir unterziehen uns ja gern unſrer Pflicht," klagte ſie einſt dem ſich ihr immer theilnehmender nähernden und ſie um ihre Mühewaltungen bemitleidenden Hellwig, „wenn man nur nicht jeden Gang doppelt gehen, jede Sache, die man Andern befohlen, zuletzt ſelbſt thun müßte. Sogar das Nachſehen, ob es auch ſo geſchehen, wie man vorausſetzte, mehrt unſere Anſtrengung ebenſo, wie das Abpaſſenmüſſen der guten Stunde

bei denen, die unſere Obern ſind. Ach, um nur erkannt, um nur richtig gewürdigt zu werden, um nur die böſe Nachrede zu entwaffnen, muß man alles gleichſam wie unterſtreichen, damit der Befehlende es nur ſieht und ſeine rohe Nichtachtung gezwungen wird, es wenigſtens dadurch zu bemerken, daß er — mit der Naſe darauf fällt —!"

Gertruds Bitterkeit mehrte ſich, als ſie das gefallſüchtige Umwerben der beiden Lehrer ſah, das Drängen förmlich auf Erklärung von Seiten der Mutter der beiden ſchon ſo früh im Verblühen begriffenen Couſinen, die ſich ihrer als Folie zu bedienen ſuchten, indem ſie ihr nichts als Magddienſte zumutheten. Gertrud hatte ſogar Mitleid mit dem zurückgeſetzten Wehrmann, ſo ſehr ſie längſt überzeugt war, daß grade auch deſſen charakterloſe Weiſe die verderblichſte für die Zwecke des Hauſes war. Faſt ſchien es, als wenn ſein Ruhm, der ihn zum Ueberdauer aller Generationen in dem Taubenſchlage des Lehrerperſonals machte, erbleichen ſollte. Es verbreiteten ſich Gerüchte über ſeinen Abgang. Auch Schlickum zitterte. Sein Schickſal war ein ewiges Wandern. In den Lehrerkreiſen nannte man ihn längſt den pädagogiſchen Ahasver.

Des Einladens, Ausgezeichnetwerdens wurde den beiden Bevorzugten nachgrade zu viel. Ihr träumeriſches Befangenſein in Gertruds edler Erſcheinung war durch die Annäherung der Wallachinnen noch be-

fördert worden. Gertrud konnte bei den Theeabenden im engern Kreiſe nicht fehlen. Sie ſpielte am Klavier in der Regel die leichten Melodieen, die zu einem improviſirten Tanz verlangt wurden. Den drei Freunden, Hellwig, Bechtold und Waldner, ging durch dieſe Auszeichnung alle Freiheit verloren. Schon riſſen ſie ſich zuweilen mit Gewalt aus den zarten Feſſeln, die ſie binden ſollten, und verſchwanden zuweilen Abends im Handumwenden, waren im Theater oder machten Spaziergänge. Gertrud ſah mit Trauer, daß die Freunde Geheimniſſe hatten. Nur die Beobachtung, daß Hellwig und Bechtold nicht nur im Herzen, ſondern ſogar offen, ihr mehr als den Couſinen huldigten, verhinderte ſie daran, ſich über eine Zurückſetzung, die ſie, nicht etwa von Waldner allein, ſondern von dem ganzen Dreibund erfuhr, zu beklagen. Zuweilen, wenn ſie grade eintrat, ſchwiegen ſofort alle drei. Da mußte es denn auch im hohen Grade auffallend ſein, daß eines Abends, als die Wächter ſchon die zehnte Stunde abgerufen hatten, Bechtold in einem Zuſtande nach Hauſe gebracht wurde, der um ſo erſchreckender war, als alle Erklärung dafür ausblieb. In einem Fiaker wurde der kräftige junge Mann gebracht, von einigen Leuten begleitet, die ihn aus dem Wagen trugen. Er blutete an der Stirn, das ganze Geſicht war geſchunden, nicht Arm, nicht Bein konnten ſich bewegen.

„Ja, um des Himmels Barmherzigkeit willen,

was iſt denn das ſchon wieder —?“ rief Neſſelborn, als er, gefolgt von den Seinen, an die Hausthür rannte und den von Bröge und Nante Bartel getragenen Lehrer ſah, der wie aus Mörderhänden entronnen kam, unvermögend, zu ſtehen oder zu gehen.

Die Leute, die den ſo übel Zugerichteten brachten, erklärten, daß ſie in einem Hauſe, ſie nannten die Straße und die Nummer, ein Hülfsgeſchrei vernommen, den Eingang geſucht und anfangs jede Spur von einem Unglück oder von einer Gefahr verloren hätten. Alles wäre in dem Hauſe, als ſie es betreten, wieder ſtill geweſen. Sie hätten Lärm gemacht, überall die Klingeln gezogen, Leute hätten ſich immer mehr von der Straße angeſammelt. Bei ihrer Behauptung, hier einen Schrei gehört zu haben, hätten ſie bleiben müſſen. Da hätte denn endlich der Hauswirth Unterſuchung angeſtellt. Auf ſeine Weiſung hätte man in einen dunkeln, nach hinten führenden Gang geleuchtet und das Unglück ſofort geahnt, als der Hauswirth ausgerufen: „Da ſteht ja die Kellerthür offen —!“ Nun war anzunehmen, daß Einer hineingeſtürzt war. So hätte ſich's denn auch gezeigt. Dieſen Herrn hier hätte man herausgezogen, anfangs ohne alles Bewußtſein. Erſt hier aus ſeiner Brieftaſche hätte man den Namen und die Wohnung erfahren.

Bei allem Leid, das in dieſer neuen Erfahrung des Hauſes lag, war beinahe die Art komiſch, wie Levana und Adelgunde ihren Antheil zeigten. Noch wußte

man nicht, wie ſie die Rollen ihrer Liebe vertheilt hatten. Gewohnt, immer daſſelbe zu thun, daſſelbe zu denken und zu empfinden, war ihnen Hellwig wie Bechtold, Bechtold wie Hellwig. Gutmüthig gegeneinander, erſchienen ſie kalt, wo ſie es nicht waren. Keine wollte im Verrathen ihres vollen Schmerzes die Initiative ergreifen. Stillſchweigend trat Eine der Andern das größere Maaß ab.

„Aber wie kommt denn Bechtold in jenes Haus? Zu wem nur wollte er noch dort in ſo ſpäter Stunde —? Wer wohnt da —?“ So riefen Vater und Mutter durcheinander.

Die im Juſtitut wohnenden Lehrer Wehrmann und Schlickum wiederholten mit zweideutigem Lächeln daſſelbe Erſtaunen.

Gertrud, die ſofort zum Arzt geſchickt hatte, ſagte mit einem Ton, der eine am Bett des noch halb Bewußtloſen eingetretene Pauſe benutzte, ſo durchbohrend und hohl wie eine Geiſterſtimme:

„Wohnt nicht — in jenem Hauſe — die Schweſter der Tänzerin — die Cora Lindenthal —?“

Und als darauf alles ſchwieg und es geſpenſtiſch ſtill blieb, ſo ſtill, daß man, obſchon Bechtolds Zimmer nach hinten lag, doch draußen auf der Straße den Fiaker abrollen hören konnte, fuhr Gertrud mit gezogener, und wie in einem Chaos von Vorſtellungen Licht ſuchender Stimme fort:

„Bartel, wohnt nicht auch da —?“

Sie wollte ſagen: „Deine Schweſter Marlene?“ Doch erſchrak ſie über die Möglichkeit, dieſe Frage misdeutet zu ſehen. Sie hatte auch nicht nöthig, ſie weiter auszuführen; denn der Angeredete ſprach ſchon mit derſelben Beklommenheit, die ſeinem ganzen Weſen ſeit ſeinem Fußfall vor Gertrud eigen geworden war:

„Ja, da dient meine Schweſter —“

Wenn man nun noch gar erleben mußte, daß ſich Waldner über den mit Blut beſudelten Freund, der vielleicht Arm und Bein gebrochen hatte, hinwarf, ihn mit Küſſen, mit Thränen bedeckte, „Kannſt Du mir vergeben —?“ ausrief, ſo mußte das Geſchehene das äußerſte Befremden erregen und es erklärlich finden laſſen, daß der Educationsrath alle müßige Neugier, ſogar die der erſtarrt daſtehenden Töchter, und ſelbſt ſeine eigene Gattin aus dem Zimmer verwies, Waldnern ergriff, ſchüttelte und fragte:

„Was iſt das? Was ſoll er Dir vergeben?“

Gertrud und Hellwig traten ſchützend zwiſchen den Ergrimmten und den unglücklichen, ſich ſelbſt anklagenden Freund.

Waldner ſtand wie ein überführter Verbrecher.

Hellwig antwortete ſtatt ſeiner.

„Es iſt eine Beſorgung,“ ſprach er mit einem ſeltſamen ſcharfen Blick auf den Verſtummten, „eine Beſorgung, die — Bechtold für Waldner übernommen hatte. Bechtold muß ſich im Hauſe geirrt haben und erlebte ein Unglück, das Jeder erleben kann, der in

eine falſche Hausnummer geräth und — einen offnen Keller nicht ſieht —"

„Welche Beſorgung —?" fragte Neſſelborn, nur durch ſein Beſtreben, in Hellwig und Bechtold Perſonen zu ſchonen, die ihm aus vielen Gründen unantaſtbar ſein mußten, an dem offnen Worte gehindert: „Herr, Sie lügen ja —!"

Gertrud hatte die nämliche Empfindung.

„Ein Buch aus einer Buchhandlung nebenan ſollte er —"

„Wie? In ſo ſpäter Stunde —?"

„Weil er es wahrſcheinlich vorher verſäumte, ſuchte er, als der Laden geſchloſſen war, den Hauseingang —"

„Ja — und — welches Buch denn?"

„Den Fauſt, den ein Jeder ſelbſt beſitzen muß —"

Hellwigs Charakter, ſeine Stellung im Hauſe brachte es mit ſich, daß ſich mit dieſen Ausſagen der Inquirent begnügen mußte. Sogar die Frage: „Iſt dem ſo?" ließ ſich nicht an Waldnern richten, obſchon ſie Neſſelborn auf der Zunge hatte. Nach einer kurzen Pauſe bedauerte er das Vorgefallene, vertröſtete auf die hoffentlich bald zu erwartende Ankunft des Arztes und entfernte ſich. Natürlich in der Abſicht, unten bei den Frauen ſein äußerſtes Erſtaunen über dieſe offenbar unrichtigen Ausſagen nicht zurückzuhalten.

Hellwig machte ſich wieder, ſicher nur um ſeine Verlegenheit zu verdecken, mit den Wunden des be-

mitleidenswerthen Freundes zu ſchaffen und erneuerte die kalten Umſchläge. Zugleich verlangte er nach Bröge oder Bartel. Dies Verlangen ſprach er in einem Ton aus, als wäre — auch Gertrud überflüſſig.

Als ihn dieſe darauf mit großen, befremdeten Augen anſah, trat der gefolterte junge Mann mit dem Ausdruck des mächtigſten Gefühls auf ſie zu, bekämpfte ſein Unbehagen, das er empfand, hier Rede ſtehen zu ſollen, und ſagte im ſchmelzendſten, von innigſter, ſeelenvollſter Liebe durchzitterten Ton:

„Gute — Gertrud — ich — beſchwöre Sie —!"

Sie ſollte gehen und die Männer allein laſſen.

Gertrud erſchrak über dieſen Ton mehr, als anfangs über das Geheimthun der Freunde. Noch einmal ſuchte ihr Auge Waldnern. Als dieſer zur Seite blickte, ſcheu nicht aufzuſehen wagte, nur mit der Hand über ſeine Wangen fuhr, um die Spur ſeiner Thränen abzutrocknen, ſagte ſie mit einem tief vom Herzen kommenden, bewegten, aber leiſen Ton: „Daß Ihr aber auch Geheimniſſe vor mir habt —!" brach ab und entfernte ſich.

Wedemeyer, der „ewig Geſtrige", wie ihn Staudtners ſich überall austobende Rache nannte, hatte wieder mit jenem Proteus zu kämpfen, jenem Gott der Vielgeſtalt, deſſen tückiſche Launen zu bändigen der Arzt berufen wird.

Diesmal zeigte der räthſelhafte Unbekannte, der beim Eintreten in's Zimmer eines neuen Kranken jeden Arzt begrüßt, auf einen rein chirurgiſchen Fall.

Da war das ſauberpolirte Beſteck zur Hand; Heftpflaſter gehörte zur Hausapotheke.

Die Arme und Beine des Geſchundenen gaben, als ſie von oben bis unten comprimirt wurden, keine Veranlaſſung zu Schmerzenslauten. Geſchundenes Geſicht und Gehirnerſchütterung, ſo lautete die Diagnoſe. Für Beides half Abwarten.

Gertrud ſchwankte im Hauſe wie ein irrer Geiſt. Sie hatte geglaubt, fühlen zu dürfen, daß ſie ſelbſt ſeither zu dem Dreibund das vierte Glied, die Ausdehnung deſſelben zu einem ſeltenen Vier-Kleeblatt gegeben hatte. Magnetiſch war die Ausſtrömung, die von dieſen jungen Männern auf ſie ausging. Und nun verbarg man ihr etwas und that ſcheu in ihrer Nähe —! Gerüchte ſchwirrten hin und her, Vermuthungen, die nicht ausgeſprochen werden durften, denn ſie hätten Hellwig, den ſo männlich ſtarken, im Punkt der Ehre empfindlichen Charakter verletzen müſſen. Die Rede ging von einem Briefwechſel, den Waldner nach außen geführt hätte. Ein Stadtpoſtbrief war durch die Hände der Brögeſchen gegangen.

Welcher Deutung des Vorgefallenen ſollte ſich Gertrud anſchließen? Im Hauſe gab es allerlei Auffaſſungen. Sollte ſie ſich derjenigen anſchließen, die unten in den Wohnräumen des Onkels getheilt zu werden ſchien und die ſich dadurch genugſam verrieth, daß man regelmäßig ſchwieg, wenn ſie in's Zimmer trat? Ueber dieſe Erfahrung beklagte ſie ſich.

„Willſt Du mitberathen," fragte ſie die Tante mit ſcharfem Ton, „wie wir zu den Mitteln kommen ſollen, jenen Schurken, den Fernau, zu befriedigen?"

Nun war Fernau doch vor der Hand ein Schurke geworden. Und auch die Fürſtin Porphyrogenitus wurde nicht mehr als die großherzige Vorſtreckerin aus dem Schatz ihrer köſtlichen ungriſchen, wie Oblaten ſo zierlichen Dukaten (ein Vergleich Levanas aus behaglichen Abendſtundengeſprächen) genannt. Levana und Adelgunde erwähnten das in andern Theilen des Hauſes über das Kellerunglück lautwerdende Gekicher, das der Marlene galt, die in jenem Hauſe diente. Ihren Dienſt bei Asminda, die nur Alterndes als Folie ihrer nachlaſſenden Reize um ſich dulden wollte, hatte ſie mit dem bei Cora vertauſcht. Man wollte behaupten — und darin war Wehrmann der Zuverſichtlichſte — daß es ſchon an jenem Faſchingsabend die gluthäugige Schweſter des Hausdienſtgehülfen Mehreren zugleich, nicht Bechtold allein, angethan hätte. Die Mutter wollte von nichts mehr wiſſen. Dunkle Ahnungen ließen auch ihren Mann verſtummen. Immer mehr ſtellte ſich die Nothwendigkeit heraus, Theodor Waldner und was nur irgend an die Kataſtrophe von der Waldmeiſterei bei Steinthal erinnerte, aus Neſſelborns Wegen zu entfernen.

Schon am folgenden Morgen konnte Bechtold eine Ausſage machen, die natürlich die ſeines Freundes in allen Theilen beſtätigte. Der Buchladen wäre

geſchloſſen geweſen. Er hätte geglaubt, noch vom Hauſe in's Comtoir gelangen zu können, und hätte den Eingang verfehlt, wäre in einen dunkeln Gang gerathen, wo er die Verſenkung nicht bemerkte und wäre hierauf mehr als zehn Fuß in die Tiefe geſtürzt.

Daß wirklich eine Buchhandlung in der Nähe lag, gab ſeinem Bericht einige Unterlage. Aber die Meiſten belächelten ihn doch. Einige auch um deshalb, weil ſie dem Lachreiz nicht widerſtehen konnten ſelbſt in der Vorſtellung, Jemand einen Fehltritt thun zu ſehen. Frau Hedwig ſchüttete ſich vor Lachen über „dieſen guten Bechtold", als ſich herausſtellte, Arme und Beine wären ganz. Sie gehörte zu jenen Naturen, die immer nur an der Form, der Außenſeite der Dinge haften und am wenigſten lernen können, ihr Urtheil aus den Empfindungen und Intereſſen eines Andern heraus zu bilden.

Gertrud erſah ſowol aus den Augen des auf lange in ſeinen Geſichtszügen Entſtellten, wie aus denen des tief in ſich gekehrten Hellwig einen wie ſtändig auf ſie gerichteten Bitteblick. Dieſer rührte ſie aber nicht. Litt ſie doch am ſchmerzlichſten unter dem Benehmen Theodors. Dieſer wandte ſich ihr mit ſcheuer Verlegenheit ab, vermied mit ihr allein zu ſein und gab auf Fragen, ſelbſt wenn ſie unverfängliche Dinge betrafen, verwirrte Antwort. Soviel erkannte ſie vom tiefſten Herzen, es war die heißeſte

Liebe, die ſie an den Märchenjüngling feſſelte, die Liebe, die eine Mutter für ihr Kind hegt, verbunden mit der Liebe eines Mädchens zu einem Jüngling, den ſie ihrer Liebe für tiefbedürftig halten durfte. Denn die Weiſen irren ſich, wenn ſie entdeckt zu haben glauben, daß dem Weib am Manne nur ſeine Kraft, ſein thatkräftiges Uebergewicht, der Gegenſatz ihrer eignen weiblichen Natur gefällt.

Gertrud wurde der Meinung, daß die beiden Männer, die ſie doch beide ſo gern zu haben ſchienen, ihr denjenigen, den ſie allein wiederlieben konnte, zu entziehen und ihm eine Richtung und Ausbildung zu geben angefangen hatten, bei welcher ihre Perſon wie eine ihm nicht mehr geiſtig ebenbürtige, ja wie ein dienender Hausgeiſt zurückbleiben ſollte. Während ſie ſich in dieſem Glauben immer mehr durch künſtliche Nahrung, die ſie ihm gab, beſtärkte, fingen ſich die Räthſel, die ſich um die Freunde geſponnen hatten, vollends zu verwirren an.

Alles Unheimliche, das auf Geſundheit und Leben Theodor Waldners eindringen zu wollen ſchien, wurde überboten durch einen auf ihn gerichteten offnen Mordanfall.

Es war ein milder Frühlingsabend. Die Sterne funkelten, als wollten ſie ihre Diamantentropfen vom Himmel gleiten laſſen. Vom Garten duftete die Hollunderblüthe. Eine Nachtigall ſang — ſang ihr kunſtvolles Lied, das mit Unrecht ein melancholiſches ge-

nannt wird. Das Lied der Nachtigall ist ein Lied der Freude. Die „Sängerin der Haine" verwaltet ihren Tonschatz wie eine Künstlerin, beherrscht ihn, wechselt, man möchte sagen, mit Bewußtsein in den Rhythmen ab, hat an den Schwingungen, Dehnungen, Wirbelungen, Hervorschleuderungen und Zurückhaltungen ihrer Töne eine glückliche Befriedigung. Hellwig erklärte dies eben. Noch saßen die Pensionäre in den Schlafsälen bei offnen Fenstern. Einige berathschlagten heimlich, wie dem einsamen Sangkünstler beizukommen war. Die Jugend denkt von allem, was schön ist, wie Goethe. Wahrhaft erfreue nur dessen Selbstbesitz.

Die unbeschäftigten, aber im Hause wohnenden Lehrer mußten bei der Educationsräthin und deren Töchtern „Hofdienst" thun, wie der Hausausdruck lautete. Allmälig fing man an, Waldnern zu suchen, der verschwunden war nach dem schon eingenommenen Nachtessen. Heute schienen selbst die nähern Freunde des nirgends zu Entdeckenden von seiner Abwesenheit so befremdet, daß diesmal keine Verstellung, kein Einverständniß mit dem Vermißten anzunehmen war. Gertruds Lippen zitterten, als sie sagen wollte: „Er hat schon wieder heute einen Stadtpostbrief erhalten —" und es nur bis zur Hälfte dieser Mittheilung bringen konnte. Nesselborn gerieth darüber in Zorn und drohte ein Exempel zu statuiren, wenn so gröblich die Hausgesetze verletzt würden. Weder Bröge noch Naute Bartel

wollten geſehen haben, daß Waldner das Haus verlaſſen hätte.

Man ſuchte ihn überall. Mit Bitterkeit und in der ihr eigenen platten Weiſe rief die Tante:

„Er wird doch nicht echappirt ſein —?“

„Wär's ein Wunder,“ antwortete Gertrud, „wenn er ſich rettete vor einem gemeinen Beruf, wie Ihr ihm zugedacht habt —?“

„Er wird laufen, um ſich ſein Königreich zu ſuchen —!“ entgegnete höhniſch die Tante und Adelgunde fiel ein:

„Daß ihm nur die Krone nicht zu ſchwer wird, die er für Dich mitbringen wird —!“

Da hatte ſich einmal die Couſine in ihrem Syſtem vergeſſen, nur zart und gefühlvoll zu ſcheinen, wenn ſie ſich beobachtet wußte. Sie verſtand ihn vollkommen keck zu erheben, ihren Lockenkopf, den ſie gewöhnlich ſenkte zu dem ſittig ſchämigen Blick von unten herauf und von der Seite her.

Adelgundens Vergeßlichkeit war erklärlich durch die gänzliche geiſtige Abweſenheit Hellwigs und Bechtolds. Dieſe ſtanden zuſammen, flüſterten und fuhren erſchrocken auseinander, als ihnen Gertrud mit geſteigerter Unruhe auf den Kopf zuſagte, ſie wüßten, wo Waldner wäre.

„Wir wiſſen es nicht —!“ riefen ſie einſtimmig, begaben ſich auf Waldners Zimmer und wollten ſehen, ob ſich nicht dort vielleicht eine Spur fände,

die den Grund ſeiner Entfernung deutete. Sie kamen unverrichteter Sache zurück. Sie hätten alles verſchloſſen gefunden.

„Ich laſſe ſeinen Schrank erbrechen —!“ rief Neſſelborn und wehklagte ſich aus über ſein Schickſal, lief durch's Haus und verwünſchte ſeinen Beruf, für Menſchen verantwortlich ſein zu müſſen, die der Teufel des Ungehorſams und der Narrheit plagte. Ganz außer ſich war er, um ſo mehr, als er den Moment hereinbrechen ſah, wo ſeine Gattin die eigenthümliche Art, wie ſie gewohnt war, ihren Unmuth über etwas Unbehagliches kundzugeben, austoben zu wollen ſchien. Sie pflegte dann weder Freund noch Feind, weder denjenigen, der das Unbehagliche bereitet hatte, noch jene Unſchuldigen, die doch nur mit ihr zugleich darunter litten, zu ſchonen. Der raſende See wollte dann ſein Opfer haben.

Inzwiſchen waren ſchon von Gertrud Boten entſendet worden in die nächſten Straßen und an Orte, wo man allenfalls ein Verweilen des Vermißten, wenn auch unter den gewagteſten Vorausſetzungen, hätte annehmen können. Einen dieſer Boten nahm Gertrud bei Seite, Nante Bartel. Sie raunte ihm unter Blicken, durchbohrend, wie Meſſerſpitzen, zu:

„Nante! Weißt Du was? Hat Dein Vater, Deine Mutter die Hand im Spiele? Rede —!“

Der Aermſte, an allen Gliedern zitternd, betheuerte, die Unſchuld und Unwiſſenheit ſelbſt zu ſein.

Gertrud ſchickte ihn bis an das Haus, wo ſeine Schweſter diente. Als er zurückkehrte und berichtete, dort zwar noch Licht an den Fenſtern geſehen, das Haus aber ſchon geſchloſſen gefunden zu haben, mußte ſich Gertrud in die Thatſache ergeben, daß Waldner nicht zu finden war. Selbſt die Ausgänge noch, die die Freunde gemacht hatten, brachten keine andere Gewißheit, als die, daß man zwar Waldner'n noch in nächſter Nähe des Neſſelbornſchen Hauſes, als er es verließ, geſehen haben wollte, dann aber nicht wieder.

Die Nacht verging für Gertrud ſchlaflos und unter den trübſten Vorſtellungen.

Der kaum herangebrochene Morgen ſollte die letztren beſtätigen. Eben war ſie in einen leichten Schlummer verfallen, den die erſchöpfte Natur als ſchuldigen Tribut einforderte, als ſie durch ein lebhaftes Laufen und Rennen im Hauſe geweckt wurde. Blutroth ſchien die Morgenröthe in ihre Fenſter. Sie ſprang auf. Bröge brachte, wie er ſagte, „die Beſcheerung".

Die Polizei meldete, daß Waldner, von mehreren Meſſerſtichen durchbohrt, am untern Fluſſe hinter einem Holzſtoß auf dem Wülfingſchen Holzplatz gefunden worden. Man hätte ihn ſogleich in's allgemeine Krankenhaus gebracht. Die dortigen Aerzte behandelten ihn, eine Gerichtscommiſſion hätte alles, was der Unglückliche bei ſich getragen, mit Beſchlag belegt und würde auch ſogleich im Hauſe mit der näm-

lichen Abſicht eintreffen. Der Commiſſar verlangte, Waldners Zimmer zu ſehen und es bewachen zu dürfen bis zum Eintreffen des Unterſuchungsrichters.

Es kam eine Verwirrung, ein Schrecken über das ganze Haus.

Die Beſtürzung mehrte ſich, als die ſich gegen neun Uhr einſtellende Gerichtscommiſſion, deren Führer vor einigen Jahren ſchon im Wülfingſchen Prozeſſe gearbeitet hatte, mittheilte, daß das Wülfing'ſche Ehepaar bereits gefangen geſetzt worden. Denn auf ihrem Gebiet, zwiſchen den aufgeſchichteten Holzſtößen, hatte man den Unglücklichen, ſchwimmend in ſeinem Blut, vorgefunden.

Ueber die Hoffnungen, die ſich noch an die Erhaltung ſeines Lebens knüpfen ließen, vermochte der Richter keine Auskunft zu geben. Ein Verhör mit dem entweder von Mörderhand oder — auch dieſe Annahme ließen die Blicke des Richters ahnen — von eigener Hand Getroffenen hatte ſich noch nicht ermöglicht.

Sechstes Buch.

Dreißigſtes Kapitel.

Zwiſchen den höchſten Gipfeln der Erde, dort, wo einſt in Aſien unmittelbar unter den rieſigen Zeugen der letzten und äußerſten Anſtrengungen des im Schooße der Erde wüthenden Centralfeuers, die Rinde der Erde zu ſprengen, die Wiege des Menſchengeſchlechts geſtanden hat, zwiſchen den im Eiſe erſtarrten Spitzen des Himalaya und der Karakorum-Kette liegen Thäler mit grünen Matten, wildſtürzenden Berggewäſſern, einſamen, majeſtätiſch düſtern Arven und — den tiefern und engern Felſenſpalten zu — wunderbar rieſigen Farrenkräutern.

Höher gelegen als der Montblanc, erglänzen dort zwei mächtige Doppelſeeen, die heiligen genannt. Wie zwei eherne Rieſenſchilde werden ſie emporgehalten von Aſiens Alpen zum Opferdienſt dem großen Bramah des Indiers, oder dem Gott, der exiſtirt, aber nicht verehrt zu werden braucht, des Chineſen, oder dem Gott, der lediglich in einem bevorzugten Menſchen zu faſſen und zu begreifen wäre, des Tibetaners.

In der Nähe dieſer Seeen giebt es ſeltſame Sitten und Gebräuche der Menſchen.

Ein Reiſender, der ſich im Gefolge bewaffneter Männer, bis in die Mitte dieſer Hochplateaux, in die Hauptſtadt eines Bonzen- und Brahminenreiches gewagt hatte, traf die innigſte Freundſchaft unter Brüdern an. Brüder vermählten ſich mit einem einzigen Weibe —! Traurige Erinnerungen beſchlichen ihn, als er auf Rennthierfellen ausgeſtreckt, in ſeiner niedrigen Erdhütte, in einer nahegelegenen Pagode das ohrenzerreißende Geheul der Bonzengebete, die dazwiſchendröhnenden lufterſchütternden Klänge angeſchlagener Metallbecken vernahm, den ſinnebetäubenden Duft von angezündetem Maſtix einathmete und ſich das alles erklären ließ. Da giebt ſoeben die reiche Tochter eines — Schweinezüchters, die Dame Madharta, ihre Hand den fünf Gebrüdern und Lederhändlern Pilpel, dem älteſten, der bereits ein Wittwer und etwas ergraut, dann aber auch allen übrigen bis zum jüngſten, der erſt ſechs Jahre zählt und ihr eine Ausſicht für ihre reiferen Jahre eröffnet —! Die europäiſchen Gefährten lachten.

Der Chef aber murmelte:

„Da ſind ja keine Scheidungen nöthig! Die Frau erzieht ſich den Gatten, der ihr künftig beſſer gefällt — Unter fünfen wird denn doch wol Einer „der Rechte“ ſein —!“

In ſeine mit Seltſamkeiten aller Art beſchwerten Koffer that der Sprecher einen tibetaniſchen Trauring.

Er wird im Ohr getragen, eine fünffach gewundene Schlange, ganz wie ihn da eben die ſchöne Signora Madharta im Ohr trug zum Zeichen, daß es der Gebrüder Pilpel, ihrer Ehemänner, fünf gab.

Für die Emanzipation der Frauen war unſer Reiſender nicht geſtimmt.

„Das Schaamloſeſte iſt denn doch das freigegebene Weib!“ ſagte er in Nangaſaki, als er von ſeiner Reiſe aus dem Innern Aſiens zurückgekehrt war an's japaniſche Meer und dort dem Taikun Zeit gelaſſen hatte, ſich auf beſſere Bedingungen für den Handelstraktat zu beſinnen, den er mit ihm abzuſchließen gekommen war in einer Fregatte mit zwei anſehnlichen Begleitſchiffen, zuſammen dreißig Kanonen zählend. Die Schauſtellung alles deſſen, was unter jenen Graden der Breite und der Länge weibliche Schönheit iſt, ſelbſt dicht um den goldgeſchmückten Suratempel herum, war die ſchmachvollſte. Der Bevollmächtigte lobte die Chineſen und noch mehr die Türken, die das Weib von der Welt abſchieden und ſie Schaamhaftigkeit und Liebe zu ihren Kindern lehrten. In Nangaſaki ſah er, daß Mütter ihre Kinder um einen bunten Lappen für ihren Kopfputz verkauften. Der Taikun war nicht wohlwollend. Die Prieſter hetzten die Bevölkerung gegen die dreißig Kanonen auf — 10,000 Prieſter in einer Stadt — er mußte auf ſeiner Hut ſein Tag und Nacht und hatte wahrlich nicht viel Zeit, über eine Nachricht zu grübeln, die ihm, um zwei

Jahre verſpätet, aus Europa zugekommen war von — einem Findling, der auf den Gütern ſeiner geſchiedenen Frau, ſechszehn oder ſiebzehn Jahre lang, verborgen gehalten worden in einem unterirdiſchen Kerker.

Das gräßliche Bild eines lebendigbegrabenen Menſchen begleitete ihn nach Auſtralien, wo die Expedition noch in Vandiemensland freiwillige Höhlenbewohner, Troglodyten, fand. Palmen und goldreiche Gewäſſer lockten gewiß da zum Licht und zum Leben —! Aber in dunkle, grauſige Höhlen flüchtete ſich der ſchwarze Ureinwohner. Die Anſiedler, Enkel und Urenkel von hierher deportirten Verbrechern, die ihnen die Ausrottung verhängt hatten, tödteten ſie unbarmherzig, wie die Fliegen an der Wand. Ein ſiebzehn Jahre lang ſo im Dunkeln aufgezogenes Menſchenleben —? Wem ſollte die ſorgfältige Obhut nützen? Wer hatte ſiebzehn Jahre lang keinen Muth, ein vollkommener Mörder zu ſein? Der Reiſende ſchrieb über die ſonderbare Begebenheit an Freunde. Das Schiff, das die Briefe überbringen ſollte, verſank in einem Sturm vor Teneriffa-Bai. Wieder währte es ein Jahr, bis die Briefe erneuert werden konnten, und noch ein ferneres, bis die Antworten kamen. Da hörte er allerdings Seltſames.

Die Expedition, die ein erprobter Seefahrer leitete, hatte die Aufgabe, im ſtillen Ocean von den Ufern des todten Meeres an bis zur Magellaniſchen Meerenge Handelsanknüpfungen und Verträge zu ſchließen zu Gunſten einer Regierung, die ihre Rundblicke

zu erweitern angefangen hatte und über ihre Kirchthürme hinaus das Vorhandensein einer neuen Welt ahnte, große Politik treiben wollte. Freilich in die nächsten Steuerkassen flossen noch nicht die Zinsen des für eine Idee aufgebrachten enormen Kapitals. Aber der Begriff „Politik" hatte Fortschritte gemacht und selbst vom Thron herab sprach man von „moralischen Eroberungen". Immer mächtiger werden die Rückströmungen des transoceanischen Lebens werden. Die Fluth wird wachsen. Die Wogen werden sich aufbäumen beim Aneinanderrücken der Hemisphären. Sie werden Festländer, die sich graniten und urewig dünkten, verschlingen; Vorurtheile meinen wir, Gesetze, Institutionen. Wie Binsen werden sie zerbrechen. Das alles ist im Werden und — um eine Fregatte mit zwei bescheidenen Begleitschiffen, die da so einsam hinsegelt, jetzt um Cap Horn herum, könnten, wenn Vater Poseidon schlummert, die Meergeister, sie greifen, mit dem Schilfrohr um's Haupt, und die jugendlichen Oceaniden bedeutungsvolle Lieder singen.

In Buenos Ayres fand Graf Wildenschwert, der Civilcommissär der Expedition, manche Kunde aus der Heimath. Aber schon damals berichteten sie über das Betreffende nur noch wie von einer verklungenen Sage. In seinem Gemüth war nicht viel Platz für andere Dinge, als für die, die er immer geliebt hatte. Sein künftiges Museum Wildenschwertianum hatte eine Ausdehnung gewonnen, die ihm unsterblichen Ruhm

einbringen mußte, wenn er ſeine Sammlungen einheitlich erhielt. Sollte er daran denken, ſie dem Staat zu vererben —? An ſeinen Tod hatte der Mann mit dem jetzt völlig kahlen Scheitel, mit einer von der tropiſchen Hitze wie Leder ausgedörrten Haut auf dieſer Weltfahrt oft denken müſſen — bei Sturm und bei Ungewitter, bei zerbrochenen Maſten, klaftertiefen Lecken im Kiel der Fregatte, bei Verſuchen zum Anlanden an der afrikaniſchen Küſte, beim tückiſchen Hinterhalt der Malgaſſen, bei Ueberfällen muhamedaniſcher Horden im Innern Aſiens, bei Begegnungen mit entmenſchten oder nie Menſch geweſenen Bewohnern einſamer Eilande im ſtillen Ocean.

Nur noch ein humoriſtiſcher Zuſatz zu den erlebten Abenteuern, ein ironiſcher Uebergang für Europa und deſſen immer mehr ſich ſteigernden künſtlichen Lebensbedingungen war es, wenn Graf Wildenſchwert in Buenos Ayres mit einer Anzahl Freiwilligen den Rio de la Plata entlang einen Abſtecher in's Innere des Landes machte, um die Küchen kennen zu lernen, die uns Liebigs Fleiſchextrakt liefern. Den Schiffen that eine Ausbeſſerung noth. Im Coſtüme eines Gaucho, mit breitrandigem Lederhelm und hohen Stiefeln, ſich ſelbſt darüber vergleichend mit dem Ritter von La Mancha, durchſtreifte der Graf die unermeßlichen Pampas, um im ſchilfhohen Graſe die Büffel aufzujagen und ſich im Einfangen derſelben mit der Schlinge zu verſuchen. Jene Stätten,

wo der Kraftgehalt dieſer ſich in ungeheurer Zahl anſammelnden Rinder, die ſonſt nur ihrer Häute und Hörner wegen erlegt wurden, aus ihrem jetzt auch nutzbar befundenen Fleiſche gezogen wird, machten ihm den Eindruck der großartigſten Scharfrichtereien. Wie er von jedem Ort, wo er Merkwürdiges gefunden, ſich ein Zeichen für die Erinnerung mitnahm, ſo auch von hier die Haut und die Hörner eines rieſigen Stiers, den er ſelbſt in jenen Gegenden des La Plata gefangen hatte, dort, wo im hereingebrochenen Nachtdunkel gewiſſe unheimliche Funken — ſind es die aus dem ſchilfhohen Graſe leuchtenden Augen des lauernden Indianers oder die des wilden Puma —? dem weißen Menſchen umzukehren rathen, falls er nicht in Kriegscolonne reiſt, bewaffnet bis an die Zähne und immer wie auf dem Anſtand. Die großen Töpfe des aus dem Verkochen und Verdunſten gewonnenen Gallerts, der einen Brei von Fleiſch, ungenießbar ſelbſt für die Hunde, zurückläßt, apoſtrophirte der „neue Don Quixote" mit dem Segen:

„Gehet hin in alle Lande, ihr Fleiſchtöpfe Aegyptens! Erquickt die Kranken, erſpart den verſchlafenen Hausfrauen das zeitige Anſetzen ihres Suppenfleiſches, betrügt die Table d'hôte-Gäſte der Schweiz, die ſich einbilden, ſolche Suppen könnten eben nur die Rinderheerden der Alpen liefern! Wandert in die Kaſernen und Lazarethe meiner geliebten Heimath! Auf, ihr Büffel, ſetzt eure Hörner ein ge-

gen meine Landsleute, die Skropheln! Schafft neue Geſchlechter mit markigeren Knochen! Bringt Blut ſtatt wäſſriger Lymphe in die Adern meiner wohllöblichen Zeitgenoſſenſchaft —!"

Hier trat ihm ein Bild aus den Angelegenheiten ſeines eigenen Lebens entgegen in dieſen Schädelſtätten, wo an jedem Tage ſechs Hekatomben, jede zu hundert Büffeln, den alten Göttern der Geſundheit und Geneſung geopfert wurden. Aus den verworrenen und für ihn allzu fragmentariſch gebliebenen Berichten über den Verlauf des Unterſuchungsverfahrens, das durch den Fund des vergrabenen Knaben von Steinthal veranlaßt wurde, tauchte eine Knochenſammlerin auf. Dieſe Frau Gevatterin Tod, wie er ſie in einem ſeiner bei Teneriffa verlorengegangenen Briefe genannt hatte, würde hier Material gefunden haben für die Permanenz der Schöpfung, der ſie diente, den Stoffwechſel.

Graf Wildenſchwert erntete bei ſeiner Rückkehr nach Europa Bewunderung. Auch Dank auf acht Tage, wie ſich wenigſtens ſeine eigene Empfindlichkeit ausdrückte. Denn kaum hatte er den heimiſchen Boden berührt, kaum an die Ecken und Kanten der heimiſchen Verhältniſſe angeſtreift, ſo zeigte ſich, daß ſeine Natur die eines Sonderlings geblieben oder — geworden war. Gewiſſe Menſchen können das, was ſie ihrem wahren Werth nach ſind, nur erſcheinen unter den entſprechenden Umſtänden. Am Rio

de la Plata hatte er ſich ſelbſt einen Don Quixote genannt. Niemand in ſeiner damaligen Umgebung würde ihm Recht gegeben haben, wenn er den Vergleich ernſt gemeint und etwa noch erweitert hätte. Die Situation deckte ihn und Er die Situation. Aber weit anders in einer Welt, die eine beſondere Weiſe als Regel nicht brauchen kann, in einer Welt, die im Salon keine Verhandlung mit halbkaraibiſchen Völkerſchaften zuläßt. Die Sprache der letzteren hatte ſich Graf Wildenſchwert mit bewunderungswürdiger Gewiſſenhaftigkeit wenigſtens in einigen Ergebniſſen anzueignen verſucht, Ergebniſſen, die in einer Sitzung der Akademie das Ohr des Forſchers entzückt haben würden — ein Damenpublikum langweilten ſie. Ein lebendiges Aktenrepoſitorium war Graf Wildenſchwert ſchon in ſeiner Jugend, der vollſte Gegenſatz deſſen, was ſein Sohn Theodor Waldner geworden, lediglich ein Menſch. Das Grün des Lebens kannte er, aber nur im Herbarium, den Begriff des Lichtes nur in den Wirkungen der Camera obscura, die Farbe, den Duft, alles, woran ſich der Menſch mit unmittelbar ergriffenem Antheil erfreut, ging ihm erſt durch Vermittelung auf, hier durch eine Urſache, ein andermal durch eine Wirkung. Keine ſchönere Gelegenheit hatte ihm geboten werden können, nachdem er ſchon den Staatsdienſt verlaſſen, ſiebzehn Jahre auf ſeinen Gütern geſchmollt und über alles in der Welt, nur über ſeine rein geiſtige,

abſtrakte oder ideale Frage, experimentirt hatte, noch einmal für einen Beruf verwendet zu werden, wo ſeine innerſte Natur in der Sache aufging, ſein Warum? Wozu? Womit? ſich ſofort von ſelbſt beantwortete, der Menſch ganz und ungetheilt blieb beim Denken wie beim Thun.

Den Undank, wovon Graf Wildenſchwert ſchon acht Tage nach ſeinem beim Miniſter abgelegten Rapport ſprach, konnte er nicht entdeckt haben wollen in dem glänzenden Orden, in der ihm bewilligten Penſion, in einer ſtundenlangen Audienz beim Monarchen, nicht in der Bitte, der Landesmutter einen zuſammengedrängten Bericht über ſeine Reiſe Abends beim Thee vorzuleſen. Undank war ihm — die Niederſetzung einer Commiſſion zur Prüfung ſeiner handelspolitiſchen Reſultate und die Friſt, die man ſich vorbehielt für die Ratification der von ihm geſchloſſenen Verträge. Fünf Jahre auf Reiſen, da wallt das Blut ſelbſt in einem Sechsziger wie ein bewegter See. Noch tanzte der Boden unter ihm wie auf dem Schiff. Alles ging ihm zu langſam oder alles ſtand ihm zu feſt. Auch ſehnte er ſich nach ſeinen koſtbaren alten Sammlungen auf ſeinem Schloß. Und nun die neuen noch dazu —! Was ſich davon für den Staat gebührte, hatte er ſchon in England ausgeſondert. Nach Europa verſetzt, war er wieder der alte — „Egoiſt".

Wenn ihn nicht die Forſchung auf einen Sohn,

um den ihn vor nunmehr zweiundzwanzig Jahren ſeine geſchiedene Frau betrogen haben ſollte, in der Reſidenz feſthielt und ſofort beſchäftigte, ſo war daran ſein Stolz Schuld. Sein Geſchick damals, die Scheidung ſeiner Ehe, hatte ihn recht erſchrecken laſſen über ſich ſelbſt; nie hätte er glauben mögen, daß er ſo wenig im Stande geweſen zu feſſeln. Die Würde ſeines alten Namens, der Glanz ſeines Geſchlechts hatte ihm verboten, eine beſondre Empfindlichkeit zu verrathen über den Verluſt an Beſitzthümern, den Jadwigas Flucht im Gefolge hatte. Die ihm entfallende Rente von zehn tauſend Thalern nahm er unentwegt. Das lag in ſeinem Haften am Buchſtaben. Im Uebrigen ging er allem aus dem Wege, was ihn an eine Frau erinnerte, die er wirklich — geliebt hatte. Als ſich in Jadwigas Flucht verbrecheriſche Umſtände verwickelten und die Spuren eines wirklich beabſichtigten Brandfrevels im Werg jener Holzjalouſieen entdeckt wurden, da hatte er, gewiß, und wie —! „handeln“ wollen. Aber die inſtändigen Bitten theils des Schwiegervaters Commerzienrath, theils der neuerheiratheten Angehörigen deſſelben, zumeiſt aber auch die faſt menſchenfeindlich gewordene Stimmung, in der er vom Aufſuchen Jadwigas durch halb Europa zurückgekehrt war, die Stimmung, nichts mehr ſehen und hören zu wollen von dieſer civiliſirten, europäiſch geſitteten Welt überhaupt, verhinderte ſein Anſtellen einer weitern gerichtlichen Verfolgung. Auch jetzt, ruhmgekrönt durch

ſeine See-Expedition, eilte er bald in die ziemlich entfernte Provinz, wo ſein väterliches Schloß lag, zurück. Schon allein den Fragen über etwa zu erwartende Maaßnahmen wegen eines Menſchenlebens, das ihm vielleicht ſo nahe ſtand, wollte er ausweichen. Hatte er ſich doch „über dieſen Gegenſtand" einen ſtrategiſchen Plan gemacht, den ſein Grundſatz, etwas Einmal Durchdachtes nicht zum zweitenmal durchzudenken, ſein Glaube an die Unfehlbarkeit ſeiner „Ideen", nicht auch ſofort wieder umſtieß. Anfangs wollte er ſich vollkommen ungläubig zeigen, ja verletzt, wenn man ihn „mit dieſem Gegenſtande" allzubefliſſen behelligte. Darüber wollte er nur Zeit gewinnen, ſich — zu orientiren.

Das wahre Gefühl, das ihn beſtimmen mochte, war ein dreifach motivirtes: Unvermögen, ſich in eine tragiſche, die Haut mit Schaudern überrieſelnde Sachlage zu vertiefen; Stolz, ſeinen etwa entbrennenden Entlarvungseifer mit Geldgier verwechſelt zu ſehen; Abneigung, ein, wie er ſich vorſtellte, halb und halb verkommenes Menſchendaſein aus der Sphäre herauszuziehen, wo es ſich jetzt befand. Die „Stimme der Natur" — die achtete er und ſprach nicht gering von den „Banden des Bluts". Aber ſollte er ſich möglicherweiſe einem Irrthum hingeben? Sollte dieſer Irrthum das beſchämende Reſultat eines verlornen Proceſſes eintragen? Und wenn ihm dann Einer ſagte: Sie ſind ein edler Menſch, Wildenſchwert! ſo konnte ihn das bei Alledem zornig machen. Lob

klang ihm für dieſen Fall wie: Sie waren damals ein rechter Dummkopf, lieber Graf! Im Gegentheil — alles ſollte an ihm Klugheit, Weisheit geweſen ſein. Und in der That war es nur vielleicht Gutmüthigkeit, Schwäche. Und nun auch jetzt — lediglich, um den Findling, der ſich, wie er bald vernahm, in der Reſidenz befand, nicht zu ſehen und nicht zu Schritten fortgeriſſen zu werden, die ihn um den Frieden brachten, den er ſich aus den unter ſo großartigen Eindrücken erlebten Zauberſtunden ſeiner letzten Jahre heimgebracht haben wollte, entfloh er für's Erſte aus der Reſidenz.

Das Aufſtellen und Katalogiſiren ſeiner mitgebrachten Merkwürdigkeiten hatte ihn auf Wildenſchwert eben ſo angelegentlich beſchäftigt, wie die Reviſion einer fünf Jahre ſich ſelbſt überlaſſengebliebenen Verwaltung. Frau Derenbach war geſtorben. Er rechnete und rechnete, bis er eines Tages in den Zeitungen die Kunde von dem auf Theodor Waldner ausgeübten Mordanfall las.

Hierüber wurde ſein Gefühl das unklarſte von der Welt. Er rannte hin und her. Die Mahnungen des Geſchicks traten ihm in der That allzunahe. Der Pfarrer des Orts, der Amtmann, alle Schloßbewohner, Perſönlichkeiten, die nicht mehr die alten, wie vor Jahren, waren, beſprachen in ſeiner Gegenwart dieſe Kunde und in ihrem Ton lag etwas, wie wenn ſie ihn ſelbſt beträfe, ohne daß die Männer das entſcheidende

Wort ausſprachen, deſſen Ziemlichkeit ihnen zweifelhaft blieb dem ſehr eigenen, markigen, formenſtrengen Herrn gegenüber. Nur die Aeußerung eines Juſtitiars beim dornweiler Gericht, der ihm zufällig bei einer Ausfahrt begegnete, beruhigte ihn durch die Verſicherung:

„Der Menſch hat ſich die Wunde ſelbſt beigebracht! Er will nur Aufſehen machen und glauben laſſen, er wäre etwas!“

Dieſer Auffaſſung widerſprach der Graf nicht, konnte ſich aber doch nicht in ſie hineinfinden.

Die ferneren Mittheilungen der Zeitungen brachten Ergebniſſe der angeſtellten Unterſuchung. Die Wunden waren nicht lebensgefährlich ausgefallen. Mit einem langen Meſſer ausſtoßend, hatte ſich die Hand zaghaft und unentſchloſſen gefühlt. Tiefer waren die Stöße in die Seite gedrungen, oberflächlich in den Nacken. Die Ausſagen des Verwundeten ſollten, ſo hieß es, keine recht offnen ſein. Er wiche mancher Frage aus. Zwei anonyme Briefe hätte man unter ſeinen Papieren gefunden in einer Brieftaſche, die einen Stoß, der beſonders gefährlich hätte werden können, parirte. Dieſe nicht unwahrſcheinlich von einer weiblichen Hand geſchriebenen Zettel hätten ihm die Enthüllung ſeines Lebensgeheimniſſes verſprochen und zwar aus dem Munde eines Weſens, das gezwungen wäre, wie es in den ſauber und auf feinſtem Papier geſchriebenen Zeilen geheißen hätte, ſich zu verbergen und ihm nur im Dunkel der Nacht zu begegnen. Das lebhaf-

teſte Intereſſe dieſes Weſens für ſeine Perſon würde er wol ſchon erkannt haben. Wenn man behauptet hätte, fuhr der zur Beruhigung des Publikums abgefaßte Bericht fort, daß ſich Theodor Waldner dieſe anonymen Briefe ſelbſt geſchrieben hätte, ſo widerſpräche dieſer Annahme der Umſtand, daß er den erſten derſelben ſeinen beſten Freunden mitgetheilt und geduldet hätte, daß einer derſelben ſtatt ſeiner an einen darin angegebenen Ort des Stelldicheins gegangen und bei dieſer Gelegenheit beinahe ſelbſt um's Leben gekommen wäre. Die Auffaſſung, daß ſchon damals ein Attentat auf Waldners Leben beabſichtigt geweſen, hätte alle Wahrſcheinlichkeit für ſich. Offenbar wäre Waldnern der Sturz in eine Tiefe, deſſen nähere Umſtände ausführlicher erzählt wurden, zugedacht geweſen. Die Verblendung, daß ſich Waldner auf einen zweiten, faſt gleichlautenden Brief des unbekannten Freundes in die einſame Gegend an den Holzhöfen, die darin zum Rendezvous beſtimmt wurde, begeben, wäre allerdings räthſelhaft. Diesmal hätte er die Freunde nicht zu Mitwiſſern ſeines Vorhabens gemacht. Der ehemalige Jäger Wülfing wieſe jede Zumuthung über ſeine Theilnahme an dieſem erneuerten Verbrechen ab. Weniger entſchieden wäre das Benehmen ſeiner Frau. Ihre Haltung wiche von derjenigen ab, die ſie im Verlauf der frühern Unterſuchung beobachtet hätte.

Der Graf war aus all ſeinen Rechnungen, ſeinen vergifteten Pfeilen, Spießen und Streit-

äxten heraus. Er kämpfte mit ſich, ob er den „ungeheuern Schritt“ über ſich gewinnen ſollte, packen, anſpannen zu laſſen, in die Hauptſtadt zu reiſen und ſich am Gang der Unterſuchung zu betheiligen. Er hatte die Finanzen ſeiner früher überſchuldeten Güter nicht ſo vorgefunden, wie er gehofft. Auch waren manche Staatspapiere oder Grundrentenſcheine in ihrem Werth zurückgegangen. Aber grade dies Motiv zum „Handeln,“ das ſich bei den wiedererwachten Regungen ſeiner Bauluſt, ſeines Verſchönerungstriebes ſteigerte, wurde eine Barrière, die ihm Halt! ſagte. Er wollte nicht auf den Kampfplatz ſchreiten mit dem Schein, nur dazu durch den Mammon veranlaßt zu werden.

Aber die Regungen des Rechtsgefühls, der betrogenen Vaterſchaft, die Phantaſie über einen Sohn, den für ſich zu beanſpruchen vielleicht ſeine Pflicht vor Gott hätte ſein ſollen, wuchſen mit immer ſchärferen, immer weiter ausgedehnten Umriſſen an. Er ſehnte ſich nach Mittheilung, Austauſch der Gedanken — „über dieſen Gegenſtand.“

Haſtig ergriff er die nächſtangekommene Zeitung und durchflog das kaum getrocknete, friſch aus der Preſſe gekommen verſendete Blatt. Nur die eine Notiz fand er: „In Sachen des Theodor Waldner hat in dem Hauſe, wo der Freund deſſelben, der Lehrer Bechtold, den unglücklichen Fall gethan, eine Unterſuchung ſtattgefunden.“ Unbefriedigt legte er das Blatt zuſammen.

Der Abend kam heran. Die Cigarre, die der Graf am offenen Fenſter, mit dem Blick auf den Park (er hatte ſich die Zimmer ſeiner geſchiedenen Frau angeeignet) vor dem noch nicht eingenommenen Thee rauchen wollte, mundete ihm nicht. In den großen Feuerball, der durch die Ulmenbäume leuchtete, ſtarrend, überkamen ihn Gedanken weicherer Natur, als ſie ihm ſonſt geläufig waren. Dieſer Feuerball hatte ihn noch geſtern lediglich mit Rückſicht auf die während ſeiner Abweſenheit bekannt gewordene Spectralanalyſe beſchäftigt. Auf einen Vers, den er in einer Zeitung gefunden, einen Vers, wo es hieß mit Rückſicht auf die Metalle, die man jetzt als den Kern der Sonne bildend erkannt haben will:

Die Gelehrten unſrer Tage
Lehren, daß des Goldes Wonne
Unbekannt ſei auf der Sonne!
Und ſo wär' es keine Sage:
Wer die Wärme hat, das Licht,
Braucht das Gold, das Silber nicht?

erwiederte er, vor ſich hinlächelnd, laut:

„O du lieber, poetiſcher Prahler! Du entſagſt da einem Beſitz, den grade die, die das Licht haben, am allermeiſten entbehren? Was hilft uns die Aufklärung, das warme Gefühl, wenn wir die Gebilde unſerer Erkenntniß, die Wünſche unſerer Theilnahme nicht in Schöpfungen umgeſtalten, verkörpert, in Thaten verwandelt vor uns ſehen können —!"

Heute rührte ihn dieſer wie Gold glänzende und

doch nicht goldhaltig ſein ſollende Feuerball in Erinnerung an die vielen Situationen, in denen er ihn ſchon im Weſten ebenſo unter- und im Oſten hatte aufgehen ſehen. Es war derſelbe glühende Ring, derſelbe Ernährer, Beleber, Erhalter hier wie dort —! Ja noch in erhabenerer Pracht, als Schulrath Bögendorf auf dem Rigi (ſein Rigi-Domchor war nicht zu Stande gekommen) hatte er ihn die Gipfel beleuchten ſehen, die über die „heiligen Seeen" Tibets aufragen — —

Als der Graf vom offnen Fenſter, von Roſen- und Jasminduft, Nachtigallengeſang und Johanniskäferleuchten hinweg abgerufen wurde zum Thee, meldete man ihm, daß der heutige Poſtwagen eine Dame mitgebracht hätte, die den Grafen auf's dringendſte zu ſprechen wünſchte. Sie bäte ihn, wenn irgend möglich, ſie noch heute Abend anzunehmen.

Die Gemeldete hieß Gertrud Neſſelborn. Eine Viſitenkarte gab den Namen ohne Entſtellung an.

Der Graf kannte dieſen Namen. Er wußte ihn nicht nur in der Geſchichte des Prozeſſes Waldner an den richtigen Stellen unterzubringen, vor ſein Auge trat auch die Geſtalt des Predigers Neſſelborn, von dem er nicht vergeſſen hatte, daß ein ungebührliches, von ſeinem Jäger gegen ihn beobachtetes Gebahren die erſte Veranlaſſung geworden war, die Verwickelungen jenes Prozeſſes zu vermehren.

Bei alledem rüſtete er ſich zu einer reſervirten Haltung. Weder wollte er den Schein haben, auf den

angemeldeten und von ihm angenommenen Beſuch beſonders geſpannt zu ſein, noch allzulange jene Wärme andauern zu laſſen, die mit dem Blick in's ſinkende Tagesgeſtirn in ſein Gemüth eingezogen war.

Die Anordnungen zum Thee, wie ſie einmal gemacht waren, nicht unterbrechend, befahl er, eine Lampe in Bereitſchaft zu halten und nahm ſogar das Rauchen ſeiner Cigarre wieder auf. Wer zu unpaſſender Stunde Beſuche macht, muß die Menſchen nehmen, wie er ſie findet —! ſagte er ſich.

Eine Wanduhr tickte laut. Die röthliche Dämmerung des Himmels fiel noch auf die goldnen Bilderrahmen an den Wänden, auf Schränke mit Büchern, deren Einbandrücken hell im Abendroth glänzten. Der Theetiſch, mit ſilbernem Keſſel, bunten Taſſen chineſiſchen Geſchmacks ſtand dem Licht entgegen an einem Sopha, das die Breite des Pfeilers zwiſchen zwei Fenſtern einnahm. Ein Teppich milderte das Hin und Her der Bedienung, die ſich, als die angemeldete Dame eingetreten war, auf des Grafen Geheiß zurückzog.

Gertrud trug ein dunkles bis oben zugehendes blaues Kleid, einen ſchwarzen leichten Crepp-Shawl darüber — einſt war er hell geweſen und jetzt gefärbt — dunkle Handſchuhe und einen einfachen Hut ohne Ränder, die im Poſtwagen die Anlehnung an die Rückwand würden verhindert haben. Keine Spur von Gefallſucht bot die durch ihre ſchlanke Figur und

den angenehmen Schnitt ihrer Züge ſofort auffallende Erſcheinung. Ein flüchtiges verlegenes Lächeln beim Eintreten war das Einzige, das den Gedanken wecken konnte: Pah! auch dies Mädchen ſteht unter den allgemeinen Bedingungen des Frauenthums und hört und ſieht es lieber, daß ſie gefällt, als daß nicht —! Aeußerlich aber ſchien ſie nur Ernſt und lediglich von ihrem Anliegen erfüllt.

„Was wünſchen Sie —?“ fragte der Graf, der ſich erhoben und die Eintretende auf einen Stuhl in der Nähe ſeines Sophas verwieſen hatte.

„Herr Graf,“ begann das junge Mädchen mit einer vor Beklemmung anfangs leiſen, ſich aber allmälig zuſammennehmenden Stimme, „ich habe die Reiſe aus der Hauptſtadt hieher gemacht, um Sie aufzufordern, in die Lebensſchickſale des bekannten Theodor Waldner mit derjenigen Entſchiedenheit einzugreifen, die ſich für Sie, Herr Graf, als den muthmaßlichen Vater deſſelben, ziemt!“

Graf Wildenſchwert hatte ein ſchwarzes Käppchen auf ſeinem faſt haarloſen Schädel. Unwillkürlich fuhr er mit der Hand an ſein Haupt, als müßte er ſich von einer ſolchen ſo ohne Weiters herausplatzenden Sicherheit betäubt fühlen. Das Käppchen ſchob ſich ihm darüber völlig in die Quere. „Sie ſind ja ſchnell fertig mit dem Wort —!“ ſagte er mit einiger Verlegenheit, entſchuldigte ſeine Cigarre, von der er nicht mehr merkte, daß ſie im Ausgehen begriffen war, ſenkte

ſeine ſtarken noch dunkel gebliebenen Augenbrauen und fragte etwas inquiſitoriſch: „Welche ſoziale Stellung bekleiden Sie, mein Fräulein?“

„Ich bin bei meinem Oheim,“ antwortete Gertrud und benutzte die ihr gegebene Gelegenheit zum Sprechen, um ſofort wieder auf die Hauptſache zu kommen. „Sie werden ſich meines Oheims erinnern, Herr Graf! Er hatte in jüngern Jahren die Ehre, Ihr Schloß beſuchen zu dürfen. Seit einigen Jahren führt er eine Erziehungsanſtalt, in deren Oekonomie ich ihn unterſtütze — ich bin die Tochter ſeines verſtorbenen Bruders. Ein wunderbarer Zufall machte ihn zum Erzieher des unglücklichen Waldner, der ſich bis dahin unter ſeinem Schutz befand und erſt ſeit einigen Wochen, nach dem Mordanfall, nicht wieder unter unſer Dach zurückgekehrt iſt.“

„Warum nicht zu Ihnen?“ fragte der Graf und that dieſe Frage nur, um Zeit zu gewinnen, ſich zu ſammeln. Alles in ſeinem aufgeregten Innern drängte: Sei kalt und ſtolz —!

„Weil ſich mein Oheim den muthmaßlichen Mordanſtiftern gegenüber in einer Lage befindet, die ihn im zweideutigſten Licht erſcheinen laſſen kann. Schon Einmal wurde in unſerm Hauſe ein Vergiftungsverſuch mit Waldner gemacht. Bereits damals beſchloß mein Oheim, ſich zur Vermeidung jeder Mißdeutung von dieſem Unglücklichen zu trennen. Denn Sie müſſen wiſſen, Herr Graf, jener Herr von Fernau und deſſen

Gemalin ſchoſſen ihm 20,000 Thaler für die Erwerbung eines Hauſes und die Begründung ſeiner Anſtalt vor. 5000 Thaler haben ſie vor einiger Zeit ſchon zurückerhalten, den Reſt erſt vor Kurzem gekündigt. Die krankhaft erregte Phantaſie meines Onkels, die ſtete Angſt, die ihn vor dem Urtheil der öffentlichen Meinung beherrſcht, läßt ihn glauben, die Welt würde annehmen, daß er aus Sorge um jene Gelder den Mördern in die Hände gearbeitet hätte — ! Er weigert ſich demzufolge, Waldnern, wenn er geneſen iſt, wieder aufzunehmen. Der Unglückliche iſt ſomit ausgeſtoßen in die alte Nacht, die ihn ſiebzehn Jahre lang in ſeinem unterirdiſchen Kerker umgab. Denn darauf läßt ſich ſchwören: Die Gerichte vertuſchen, was jetzt geſchehen, wie ſchon einmal alles Frühere —!"

„Oho —! Oho!" unterbrach der Graf.

„Die Mörder gehen frei aus. Denn ein Ankläger fehlt. Oder ſeien Sie es, Herr Graf! Beginnen Sie, wenn Sie meinem Rath folgen wollen, ſogleich mit einem heroiſchen Entſchluß! Sie haben durch die Mörder, Mutter und Stiefvater, mehr als eine Million verloren. Und noch Eins, Sie ſind bei Alledem reich genug, um auf 15,000 Thaler keinen großen Werth zu legen. Strecken Sie meinem Oheim dieſe Summe vor —!"

Ein erneuertes „Oho!" des Grafen, diesmal mehr humoriſtiſch als befremdet ablehnend, hatte dieſe kühne Rede des jungen Mädchens, ſchon ehe ſie ganz been-

digt war, unterbrochen. Dann fuhr der Graf, ſein Käppchen zurechtrückend und ſich nach ſeinem ſiedenden Theekeſſel umſehend, fort:

„Das muß ich ſagen! An Ihnen iſt ein General verloren! Sie verſtehen Sturm zu commandiren —!“

Der Graf ſollte zu ſeiner Ueberraſchung noch mehr erleben. Als er ſich einem Gefäß zugewendet hatte, worin unter einem Bleigewicht die Theeblätter lagen, nahm der Dampf aus dem Keſſel, unter dem die Spiritusflamme brannte, Ueberhand. Da wollte er nun helfen mit der einen Hand und nahm mit der andern einen Löffel voll der trockenen Blätter und wollte dieſe in eine zierlich geformte Kanne ſchütten. Doch kam darüber ſeine ganze Siederei in Verwirrung. Die Uebung fehlte nicht, nur machte die Aufregung, die Befremdung, die Unentſchloſſenheit, daß ſeine Hände unſicher hin und her taſteten.

Da ſagte Gertrud ein einfaches: „Erlauben Sie, Herr Graf!“ griff, ohne die Handſchuhe auszuziehen, mithelfend an, goß etwas Waſſer in die Kanne, um dieſe zu erwärmen, entfernte das dazu benutzte Waſſer in einen Spülkumpen, der ſchon in der Nähe ſtand, und reichte hierauf dem Grafen die Kanne zum Einſchütten der Blätter dar. Und als dann dieſer, faſt mechaniſch — er war in tiefes Sinnen verſunken — alles gethan hatte, was ſie vorausſetzte, goß ſie das ſiedende Waſſer darauf und blies zuletzt die Spiritusflamme aus.

„Das muß ich ſagen!“ rief ſich endlich findend

der Ueberraſchte aus. „Eine ſolche Unterſtützung heute hätte ich mir nicht träumen laſſen! Allerliebſt, wie Ihnen das alles von Händen geht! Aber ziehen Sie doch Ihre Handſchuhe aus, Fräulein! Leiſten Sie mir überhaupt bei meinem Thee Geſellſchaft! Sie werden von Ihrer Reiſe her Appetit haben —!“

Damit hatte der Graf auch ſchon den in ſeiner Nähe befindlichen Klingelzug ergriffen und beſtellte, obgleich Gertrud proteſtirte, noch eine zweite Taſſe und mehr Brot und kalte Küche.

Auf Gertruds Betheurung, daß ſie nichts bedürfte, auf ihr Anbehaltenwollen ihrer Handſchuhe, ſagte Graf Wildenſchwert noch dringender:

„Das iſt mir lange nicht zu Theil geworden, ſo angenehme Geſellſchaft zu haben! An dieſer Stelle hier ſchon gar nicht! Auch ſonſt —! Hier wohnte vor Jahren meine geſchiedene Frau —“

Noch war der Diener nicht zu hören, der wieder zurückkehren mußte.

Gertrud, die ſich geſetzt hatte, ſtand jetzt auf, trat vom Theetiſch zurück und rief, zurückkehrend in die leidenſchaftliche Stimmung, in der ſie gekommen war:

„Hier alſo hat ſie gewohnt, dieſe entſetzliche Frau? Hier hat ſie gebrütet, wie ſie Ihre Hoffnungen betrügen, wie ſie morden konnte ohne Gift und Dolch! Nun iſt ſie dazu doch noch gezwungen worden —! Die Angſt vor dem geiſtigen Erſtarken Waldners, vor dem Zu-

nehmen ſeiner Willenskraft wurde bei ihr zu groß —! Und dann — Ihre Rückkehr, die Furcht vor Ihrer Energie, Herr Graf —"

„Stille! Stille!" rief der Angeredete.

Draußen hörte man eine Thür gehen. Der zweite Diener brachte die angezündete Lampe und nicht lange, ſo folgte auch der erſtere mit dem vermehrten Theegeſchirr und einigen kalten Speiſereſten. Gertrud mußte ſich beherrſchen.

Aber auch ohne dieſe Störung würde ſie der Graf auf alle dieſe Ausbrüche einer Erregung, vor deren Anſteckung er ſich fürchtete, mit derſelben ſcheinbaren Ruhe befragt haben, wie er jetzt that:

„Wo ſind Sie abgeſtiegen? Fuhren Sie denn die Nacht hindurch? Wie lange dürfen Sie hier bleiben —? Und nochmals — wo ſind Sie abgeſtiegen?"

Gertrud nannte eine Stadt, wo ſie übernachtet hätte, und erklärte mit ihrem Zimmerchen in einer der beiden kleinen Dorfherbergen und grade in der, die dem Schloſſe am nächſten läge, vollkommen zufrieden zu ſein.

„Nein, nein! Sie müſſen im Schloſſe wohnen, mein Fräulein! Ich bin alt genug, damit der Welt kein Aergerniß zu geben —! Sehen Sie, wie behaglich wir zuſammen Thee trinken —! Thun Sie mir den Gefallen anzunehmen, Sie wären zu Hauſe. Ei, Ihre Tante war ja eine Inclination von mir —

Ihr Onkel hat vor Jahren in einem Zimmer geſchlafen, das Sie wieder einnehmen können. Apropos! Was macht Doctor Staudtner? Kennen Sie ihn — ich glaube, er iſt Sanitätsrath —? Er hätte mich wohl in der Reſidenz beſuchen können —!"

„O gewiß kenne ich ihn —!" entgegnete Gertrud bitter, ließ ſich auf die ihr gemachten Vorſchläge nur mit Kopfſchütteln ein und lenkte ſogleich wieder auf den eigentlichen Zweck ihrer Reiſe.

„Staudtner iſt ebenfalls Einer von denen, die am eifrigſten die Meinung zu verbreiten ſuchen, Waldner hätte ſich ſelbſt beſchädigen wollen, nur um das für ſeine Perſon entſchwundene Intereſſe wieder anzufachen —"

Den Grafen berührte es ſichtlich auf's angenehmſte, daß ſein Beſuch, der ihn auch ohne den Zweck, der Gertrud hergeführt, gefeſſelt haben würde, Anſtalten machte, jetzt den Thee, den er ihr einſchenkte, nicht abzulehnen. Die reſolute Entſchloſſenheit eines noch ſo jungen Weſens imponirte ihm. In der That ging er auf den angeregten, ihm bis jetzt nur unheimlich geweſenen Gegenſtand ein und ſagte:

„Ja aber, mein liebes Kind, das meinen ſehr Viele —! Man will gefunden haben, daß die anonymen Briefe, die ihn verlocken ſollten, von ſeiner eigenen Hand geſchrieben ſind —!"

„Nachgeahmt hat man ſeine Hand! O gewiß!" rief Gertrud.

„Wie konnte er dem zweiten Briefe Folge leiſten, da er geſehen hatte, wie übel ſeinem Freunde die für ihn übernommene Folgeleiſtung auf den erſten bekommen war?“

„Sein reines Gemüth glaubte nicht an eine Nachſtellung! Das Unglück, das den Freund traf, erſchien ihm reiner Zufall. Sehen Sie dieſe Züge —!“ unterbrach ſich Gertrud, griff nach einem Portefeuille, das ſie in ihren Kleidern verborgen getragen hatte, und zog ein kleines Lichtbild hervor, deſſen Ueberreichung ſie mit den Worten begleitete: „Liegt darin irgend ein Falſch? Sind es nicht die Augen eines reinen Gewiſſens? Liegt irgend etwas Anderes um die Mundwinkel, als Schmerz um ſein betrogenes Daſein? Von der Aehnlichkeit mit Ihnen ſelbſt, Herr Graf, rede ich nicht. Sie iſt ſo wunderbar groß, daß ich fürchte, Sie, den Vater des Unglücklichen, durch eine weitergehende Vergleichung zu ſehr zu erſchüttern — —“

In der That zitterte des Grafen Hand, als er das kleine Bild betrachtete. Die Erinnerung an ſeine eigene jugendliche Erſcheinung, an ſeine Knabenjahre, tauchte zu mächtig in ihm auf. Und die Ideenverbindung wirkte weiter fort. Es trat ihm das Bild ſeiner Mutter entgegen, die ihn ſo innig geliebt, ſich grade an ſeinem Aeußern, an dieſer Locke, an jenem Grübchen in der Wange — auch „ſeines Sohnes“ ſo erfreut hatte. Er ſah ſich ſelbſt — und was auf ſein eignes Bild nicht paßte, paßte auf Jad-

wiga — die er in Wahrheit geliebt hatte. Bewegt und ſtumm reichte er das Bild zurück.

„Behalten Sie es, Herr Graf!“ ſagte Gertrud mit Innigkeit, unvermögend den Winken des Grafen nachzugeben und ſich an dem beſcheidenen Mahl noch länger zu betheiligen. Wiederholt hatte der Graf auf letztres hingedeutet und damit wieder den Ton des Gleichmuths gewinnen wollen.

„Laſſen Sie ſich,“ fuhr Gertrud fort, „durch den Anblick Ihres Sohnes beſtimmen, ihn in Ihre Arme zu rufen, ihn an Ihr Herz zu drücken —! Wahrlich, ich verſichere Sie, er verdient Ihre Liebe —!“

„Zum Wetter —“ rief der Graf wie erzürnt aus, ſprang auf und zupfte mit der Linken an ſeinem weißen Backenbart. „Sie blaſen ja —“ er beherrſchte ſich, ſetzte ſich und wollte nur geſcherzt haben — „Flammen der Eiferſucht oder, richtiger, der — der väterlichen Liebe nſofern in mir an, als — als — Sie den jungen Mann zu lieben ſcheinen und — meine Schwiegertochter werden wollen! Hahaha!“

Gertrud war nicht in der Stimmung, auf dieſe Scherze einzugehen. Sie hatte eine Reiſe von vielen Meilen zurückgelegt. Sie war erſchöpft und mußte ſich anſtrengen, ihrer Kräfte Herr zu bleiben. Sie ſchwieg. Sie ſchwieg um ſo mehr, als die Unterſtellung, daß ſie nur aus eigenem Herzensintereſſe ſo ſprach und handelte, nicht ohne Grund war.

„Ich weiß es ſehr wohl,“ fuhr der Graf fort,

„ich habe mein Ohr ſelbſt aus unermeßlicher Ferne, wo ich weilte, für dieſen Gegenſtand geſpitzt! Man hat mir, dem Zweifelnden, dem beſonnen Prüfenden, erzählt, daß Ihr Herr Onkel anfangs ein rechtes Pfuſcherwerk mit dem von einem grauenvollen Leben und vielleicht gar von einem noch grauenvolleren Tode Erretteten anſtellte, bis man ihn vor geiſtiger Ueberfütterung rettete, auf's Land gab, Ihrem Großvater und Ihnen zur Pflege. Sie erſt, Sie ſollen ihn erzogen — ſollen ſich ihm ſchweſterlich geſellt, ihn im kindlichen Spiel auf die Dinge vorbereitet haben, die das Leben bietet — Sie ſind in Wahrheit ſeine —"

Hier ſtockte ſeine Stimme. Die Worte — „ſeine Mutter —" verklangen in einer Anwandlung von Rührung.

Kaum ſah Gertrud in ſeinen Augen eine gewiſſe Unbeſtimmtheit, eine Umflorung des Blicks, als ſie ſich erhob, ſeine Hand ergriff, den Tiſch, der ihre Bewegung hinderte, umging und in die Worte ausbrach:

„O, Ihr Herz iſt weich! Sie kämpfen ſchon lange mit dem Entſchluß, hier das Rechte zu treffen! Laſſen Sie ſein Blut nicht umſonſt gefloſſen ſein! Treten Sie als Rächer, als ein von Gott berufener Richter auf —!"

Sie mußte neben dem Grafen auf's Sopha ſinken. Sie konnte vor Erſchütterung den Weg zu ihrem Seſſel nicht wieder zurückfinden.

Da war es ihr faſt lieb, daß der Graf im Ton des grämlichen Alters herauspolterte:

„Pah, pah! Sie haben gut reden, mein Fräulein! Einer Familie den Krieg auf Tod und Leben ankündigen! Einer Familie, die achtbare Verzweigungen hat! Der Präsident Fernau ist ein Ehrenmann, seine Gattin war die Freundin meiner Frau! Diese selbst — ich kann es nicht glauben, daß sie jener Unthat fähig gewesen ist, daß sie die Einschließung, Einkerkerung, das lebendige Begraben des Kindes befahl — wenn ich auch vollkommen verstehen könnte, daß sie mich um den Besitz eines Sohnes bringen wollte. Und nun vollends — dieser jetzige offne Mord —! Nein, nein! Das kommt nicht von ihr —! Und wenn dieser Fernau etwa, dieser Mensch, den sie statt meiner gewählt hat, solcher Unthaten fähig sein sollte, so wird er seine Mitwissenschaft so verschleiert, sie dem gedungenen Mörder unkenntlich gemacht haben, daß ich unmöglich vor ihn hintreten und ihn anschuldigen kann —! Man muß das jetzt alles den Gerichten überlassen."

„Wenden Sie eine Summe Geldes daran!" fiel Gertrud ein. „Suchen Sie die Frau Ihres ehemaligen Jägers, Wülfing, zu gewinnen! Diese soll schwankend sein. Das Maaß ihrer Mitschuld wird ihr zu schwer. Sie hat zuweilen nach einem Geistlichen verlangt. Wenn Sie ihr gegenüberträten, Sie eine Unterredung mit ihr unter vier Augen begehrten, so würde sie vielleicht bekennen. Ohne Zweifel war sie an der Verheimlichung der Geburt Waldners am allermeisten betheiligt —"

Der Graf ſchwieg. Er betrachtete mit Staunen das junge Mädchen, das durch ihre Erregung nicht erglühte, ſondern immer bleicher geworden war. Die Weiſe, wie ſie da ſo, ohne zu ſtocken, die Vorgänge einer Geburt erwähnen konnte, befremdete ihn nur einen kurzen Augenblick. Bald fand er, daß alles in die natürliche Art dieſes Mädchens paßte. Unter den Gedankenirrlichtern, die um ihn herhüpften, befand ſich auch der: Auf unſerer Expedition über Länder und Meere fehlten uns Frauen —! Und mit Recht. Aber dieſe da, die hätte uns können wie ein Mann begleitet haben —!

„Und fühlen Sie denn gar nichts, Herr Graf,“ fuhr ſie fort, „von einer Mahnung des Gewiſſens? Von einer Regung der Liebe —? Ihr altberühmter Stamm iſt verdorrt. Sie gewinnen einen Sohn —! Einen berechtigten Erben Ihres Namens —! Und wie einſam leben Sie —! Sie haben ſich den Ruhm einer großen That für die Wiſſenſchaft und den Staat erworben, aber dieſe That hat Opfer gekoſtet, Lebenskraft; Sie wollen Ihre Lorbern in Ruhe genießen —! Wie ſchön dann, wenn Sie ein Sohn erheitern, Ihnen die Freuden ſeiner ſich ſo hoffnungsvoll anlaſſenden Entwickelung bereiten würde —“

„Nein, nein, nein —!“ unterbrach der Graf dieſen die ſanfteſten Töne anſchlagenden Erguß der Ueberredung. „Ich muß Sie da in einigen Irrthümern berichtigen, meine Liebe. Ich fühle, aufrichtig ge-

ſtanden, nichts für dieſen Armen. Ich müßte mir das, gradezu geſagt, künſtlich geben. Ich kann mir eine Elternliebe zu Kindern denken, die bis zur Affenzärtlichkeit geht. Wir haben das ja täglich. Das macht ſich durch das Zuſammenaufwachſen, durch das Nebeneinanderfortleben. Die Jungen wachſen hoch und die Alten beugen ſich. Da geht Eins mit dem Andern. Kinder ſind dann unſere Zweige, unſere Früchte, unſere Organe, wie Sie wollen. Alles das muß mit uns ſo geworden ſein. Selbſt Jahre der Trennung hindern nicht, daß ſich die Zuſammengehörigkeit und Einigkeit ſogleich wiederfindet, wenn man ſich einmal wiederſieht. Aber in unſerm Falle hier? Den Armen habe ich nie geſehen! Nie hat er mir gehört! Ich habe ihn nicht einmal als verloren betrachten können. Vatergefühle kommen zu ſpät bei mir. Und ſo ſentimental bin ich nie geweſen, um nach Vaternamen geſchmachtet zu haben. Meine Lebensräſon iſt Stabilität! Ich bin ein alter Conſervativer und habe einen ungeheuern Reſpekt vor allem, was in der Regel iſt, und habe manchmal gar keinen Reſpekt vor den Ausnahmen. Das iſt es, mein Kind. Ein fait accompli zu zerſtören, war nie meine Sache. Und das erkläre Ihnen, warum ich, ohne ein Barbar zu ſein, Ihnen über dieſen Gegenſtand ſo kalt erſcheine. Ich fühle — für —“

Gertrud unterbrach den Polterer —:

„Verleugnen Sie ihn nicht mit Principien, die

in Ihrem Herzen keine tiefen Wurzeln geſchlagen haben! Das ſind alles nur Worte, die Sie da ſprechen, Herr Graf, nichts als Worte —! Die ſogenannten Principien der meiſten Menſchen, das habe ich immer gefunden, ſind Aushängeſchilder für Trägheit, Bequemlichkeit. Faſſen Sie nur das Eine in's Auge: Man will einen Menſchen aus der Welt ſchaffen, weil man glaubt, er reclamirt ſein Recht und macht einen Verſchwender, den Herrn von Fernau, ſeine Frau und deſſen Söhne, die ſchon anfangen, auf gleicher Bahn zu wandeln, zu Bettlern —"

„Ganz gut! Das iſt die Schärfe des Haars!" rief der Graf, indem er Gertrud auf die Schulter ſchlug. „Sie haben dieſen Gegenſtand definirt, wie er liegt. Und geſchehen muß etwas! Schon um deßwillen, damit bekannt wird, daß ich — ich — renoncire und ſomit der junge Menſch endlich die volle Sicherheit ſeines Lebens gewinnt —! Das Weitere findet ſich dann —"

„O, ſagen Sie das nicht!" flehte Gertrud und hatte es leicht damit, denn der Graf war bei alledem in ihrer Gewalt. Immer auf's Neue hatte er ſie gebeten, ihren Hut abzunehmen. Sie hatte es auch gethan und that es gern, da der Graf erklärte:

„Ich opponire Ihnen von jetzt ab in nichts mehr! Nicht, weil ich Ihnen zuſtimme, ſondern weil ich Sie nicht aufregen will. Erzählen Sie mir von Ihrem Zögling, von Ihrem Onkel, von dem ver-

ſchmitzten Staudtner. Ich höre, wenn Sie ſprechen, mit Vergnügen auf alles.“

Das that denn auch Gertrud und die Stunden verrannen. Es wurde eilf Uhr und ſie erklärte, noch keine Erſchöpfung zu ſpüren. Ebenſowenig hörte der Graf auf, ihr mit Bewunderung zu lauſchen. Die Diener mochten denken: Das iſt gewiß eine Geſellſchafterin, die ſich der Graf hat kommen laſſen —! Statt mit einer Alten, wie die Derenbach geweſen, will er's nun mit einer Jungen verſuchen!

Der Graf begleitete Gertrud perſönlich in den Dorfkrug, wo ſie durchaus bleiben wollte. Die Nacht war weich und milde. Die Lindenbäume dufteten; es war das erſte Gras gemäht. Hier brummte eine Kuh im Stalle. Dort weinte ein Kind in einer Hütte. Sonſt ſchien Alles im Dorf zu ſchlummern. Von Gertruds Abreiſe durfte keine Rede ſein. Der Graf drückte ihr am Hofthor des Wirthshauſes, wo ein auf's Schloß gegangener und ſo lange dort aufgehaltener Beſuch mit ſchuldigem Aufbleiben erwartet wurde und eine Magd mit der Laterne in der Hand ſie empfing, die Hand und ſah ihr in die Augen, wie es ſchien, einem Großvater gleich, ſeiner Enkelin gegenüber, in Wahrheit aber traumbefangen und wie verſenkt in alte, hoffnungsvoller geweſene Zeiten.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Freilich mit der Art, wie ſich beim Grafen die Wirkungen ihres Beſuchs zu zeigen anfingen, konnte Gertrud nicht im Mindeſten einverſtanden ſein.

Sie war in einer Stimmung angekommen, als ſollte ſie einen Hülferuf ausſtoßen durch die ganze Welt, und nun verzögerte der Graf ſeine Erklärung, nahm alles nur vom Standpunkt des prüfenden Verſtandes, ja fing an, ehe er ſich für reif zu einem Entſchluſſe erklärte, ſeinen Gaſt mit den Umgebungen ſeines Schloſſes, ſeinen Stallungen, Wirthſchaftsgebäuden, vor allem mit ſeinen Sammlungen bekannt zu machen.

Schon in erſter Morgenfrühe ließ er ſie durch einen Bedienten auffordern, das Frühſtück auf dem Schloſſe in ſeiner Geſellſchaft zu nehmen.

Das Wetter war ſommerlich ſchön, die Landſchaft prangte in ihrem Feierkleide. Auch Gertruds bekümmertes Herz dehnte ſich aus und athmete hoffnungsvoll mit dem Leben der Natur. Sie war von Theodor beruhigt geſchieden. Schon wandelte er im

Krankenhauſe durch ſein Zimmer an einem Stabe auf und ab — noch ſchmerzte am meiſten die Hüftengegend. Gertrud hatte die Gewißheit, daß er im Lazareth wohlbehütet und wohlgepflegt war. Der entſchiedenen Erklärung Neſſelborns, ihn nicht wieder aufnehmen zu wollen, hatte ſie ein „Gott wird weiter helfen —“ entgegengeſetzt. Sie hatte dem Verſtoßenen, der jetzt zu einem neuen Lebensberuf übergehen ſollte, in hoffnungsvoller Stimmung Abſchied geſagt. Ueber manches, was ſie Zweifelndes und Banges über Waldners letzthinniges Benehmen auf dem Herzen trug, war ſie durch einen ſanften Händedruck beruhigt worden, den ſie von ihm empfangen und den ſie noch nachfühlte bis in ihr innerſtes Sein. Sie glaubte annehmen zu müſſen, daß der Geliebte unter der Erkenntniß jener Neigungen litt, die Gertrud ſeinen Freunden eingeflößt hatte.

„Das ſind die ſtillen Dinge, die ſie unter ſich abgemacht hatten und über die zu ſprechen ſie immer aufhörten, wenn ich in's Zimmer trat —!“ ſagte ſie ſo oft zu ſich, bis ſie an dieſe Deutung ſelbſt glaubte. Blieb ihr auch noch Manches in Theodors Benehmen unenträthſelt und vorzugsweiſe unklar jene ſo magiſch verlockende Gewalt, die für ihn in den beiden anonymen Briefen hatte liegen können, ſo vergaß ſie doch wenigſtens jetzt dieſe Bedenken, jetzt, wo ſie hier durch die Friſche und Unmittelbarkeit der Natur eine ſo innige, die Seele tief ergreifende Aufforderung zu Glück und Freude empfinden durfte.

Den Urlaub vom Onkel hatte sie sich nicht erbeten, sondern sich ihn kurzweg selbst genommen. Da noch nicht Rath geschafft war, woher die von Fernau gekündigte Summe ersetzt werden sollte, so rief man sie, als sie ihre Absicht, nach Schloß Wildenschwert zu reisen, erklärt hatte, wie im Ton eines wilden Mänadensturms an, der sie zu zerreißen drohte: Ob sie alles verderben, die Existenz des Onkels auf's Spiel setzen wollte —! Noch hoffte man die Fernausche Kündigung rückgängig machen zu können. Aber Gertrud hatte erwiedert: „Im Gegentheil! Ich werde die Summe vom Grafen Wildenschwert zu erlangen wissen —!" Darauf hatte sie gepackt, auf weiter nichts gehört und war abgereist.

In der That, sie besaß Menschenkenntniß genug, um sich sagen zu können: Diese Zögerung des gewissenhaften Mannes, seine wie Pedanterie herauskommende Umständlichkeit ist lediglich der Vorbote meiner sich jedenfalls erfüllenden Hoffnungen! Ja sie glaubte sogar schon an die Bereitwilligkeit des Grafen, dem Oheim bei Abfindung des unheimlichen Fernau behülflich zu sein. Denn warum führte er sie nach dem Frühstück, das sie dann wirklich bei ihm eingenommen hatte, so geflissentlich zunächst an die Schule und ließ sich von ihrer eigenen Lehrerausbildung, vom Seminar, vom Nesselbornschen Institut erzählen? Die Mängel des letztern verschwieg sie deshalb nicht, weil sie auf diese Art die ge-

wünſchten Mittel eher zu erlangen hoffte, als durch Lob. Durch Tadel intereſſirte und regte man dieſen wunderlichen Herrn an.

Noch war es die erſte Morgenfrühe. Die Heerden waren noch nicht in die Ställe zurückgetrieben. Wie ſie ſchon von ihren gefährlichen Feinden, den Fliegen und den Käfern, beläſtigt wurden, das hörte man am gewaltigen Schütteln ihrer angenehm geſtimmten Halsglocken. Der Graf ſchlug einen Weg vor durch die Wieſenabhänge, die ſich an eine Seite des Schloſſes anlehnten. Sorgfältiger hatte er ſich heute gekleidet. Ein großer breitrandiger neuer Strohhut ſtach gegen ſein gebräuntes Antlitz mit dem weißen Barte ab. Die Wäſche war die feinſte. Die Auslage ſeines Hemdes wurde von Diamantknöpfen zuſammengehalten. Der Bart am Halſe war ſauber raſirt. Den gelben Sommerrock hob ein rothes Tuch, das er in der Bruſttaſche trug. Sogar der Cigarre enthielt er ſich. Er wollte ſein Erſcheinen ganz auf die Egards einrichten, die man für eine Dame zu nehmen hat. Bei etwas abſchüſſigen Wegen, über die kleinen Brücken des Parks hinweg, bot er Gertrud den Arm. Man glaubte Vater und Tochter wandeln zu ſehen.

Aber dieſer letztere Schein und die ſich ſofort darbietende Combination, wenn er ſich in Waldner ſeinen rechtmäßigen Sohn dachte, waren eben das, was ſeine Aufmerkſamkeit und Zuvorkommenheit ſtörte. Pflanzte ſich das alte Geſchlecht der Wildenſchwert

wirklich noch fort und galt es, einem verkommenen armen Jüngling die Rechte, ſich Theodor Graf Wildenſchwert zu nennen, zu erwerben, ſo hätte die erlaubteſte Politik anrathen müſſen, dieſen unerwarteten, mehr als bürgerlich, ja bäuerlich erzogenen Spätling und Nachzügler dadurch zu heben, daß man ihn nur ebenbürtig vermählte mit einer Tochter aus hervorragenden Häuſern. Dieſer Mißſtand, daß Gertrud Neſſelborn die Herzenserwählte jenes ſozuſagen ihm jetzt an die Schwelle ſeines Hauſes gelegten Findlings war, bekümmerte ihn heute mehr noch als geſtern und trübte die aufrichtige Freude und das Wohlgefallen, das er an ſich an dieſer Begegnung zu empfinden ſchien.

Seiner mehr praktiſchrealiſtiſchen Natur (die jedoch, wie das ſo geht, in ihrer excluſiven Vorliebe für den Realismus eben auch Phantaſterei wird, Schwärmerei wider Willen) konnte nichts Willkommneres geboten werden, als zu ſehen, wie ſich ſeine junge Begleiterin auf jedem Gebiet, das ſie luſtwandelnd und im Geſpräch berührten, heimiſch zeigte. Ihre Sprechweiſe war von der Schule her klar und beſtimmt. Eine kleine Nüance provinzieller Ausſprache ſtand ihr nicht ſtörend. Ihre Antworten waren eben ſo treffend, wie ihre Fragen verſtändig. Die geographiſchen Bedingungen ſeiner Reiſen, von denen er ſchon beim Frühſtück zu erzählen angefangen hatte, waren ſeiner Hörerin in ſolchem Grade geläufig, wie ihm bei den vornehmſten

Damen nicht vorgekommen, wenn er ihnen von ſeinen Reiſen erzählen ſollte. Selbſt ſein eigener Schulmeiſter hier, den er zum Mitglied eines Auditoriums gemacht hatte, das ihm für die Erleichterung ſeines Gedächtniſſes zum Bedürfniß geworden, zeigte ſich lange nicht ſo heimiſch auf der Landkarte, wie dies junge Mädchen. Dieſen Schulmeiſter hatte er vor ſeiner Abreiſe ſelbſt noch angeſtellt. Der frühere war verſetzt. Dieſen neuen fand er inzwiſchen verheirathet. Gertrud tadelte, als ſie das neugebaute Schulhaus betraten und den Unterricht mit nur wenigen Kindern in der engen Hausflur, nicht in der geräumigen Schulſtube, gegeben fanden, die Unart, die Schulſtube zu Zwecken der Haushaltung zu verwenden. Die Frau Lehrerin wuſch für einige Garçons der Umgegend, meiſtens Beamte, und hatte die Schulſtube für einen großen Plätttag in Beſchlag genommen. Als dann der Lehrer meinte, ohnehin wären zwiſchen dem Setzen und der Ernte der Kartoffeln die Eltern nicht zu bewegen, ihre Kinder zur Schule zu ſchicken, loderte Gertrud in Verdruß über dieſe Entſchuldigung auf und ſagte zum Grafen:

„Handhaben Sie doch die Geſetze, die von der Unſitte, die Kinder nur im Winter für ſchulpflichtig zu erklären, nichts wiſſen —! Freilich,“ fügte ſie leiſer hinzu, damit der Lehrer es nicht hörte, „man muß auch die Schule anlockend zu machen verſtehen.“

Der Graf war auf ſeinem Felde. Er wollte alle Mängel, die Gertrud fand, offen gerügt hören. So verſchwieg ſie denn auch nichts. Sie entdeckte unter den ausgebreiteten Wäſchvorräthen einen Katheder, auf deſſen Anſchaffung ſich der Graf etwas zu Gute that. Mit vollkommen begründetem Zorn warf er die Wäſche rechts und links von dem ſauber angeſtrichenen Sitz herunter und demonſtrirte die vorzügliche Anlage dieſer geräumigen Stube, die Scheidung der Buben und Mädchen, die Demarkationslinie zwiſchen beiden, die breiten Wände, die das Aufhängen von Tafeln geſtatteten, und den Katheder. Gertrud nickte zu allem freundlich, meinte dann aber:

„Ein Katheder paßt in keine Volksſchulſtube! Eine Erhöhung, ein Tiſch und ein Stuhl ſind vollkommen genug! Denn ſehen Sie nur hier die Flanken an dem Katheder! Bis der Lehrer dieſe umgangen hat, bis er die drei Stufen da hinuntergeklettert iſt, da kann er ſich ſchon ſeinen Rock zerriſſen, ja das Bein verſtaucht haben! Denn Sie müſſen den Sturm ſehen, wie manchmal ein guter Lehrer mitten im Vortrag von ſeinem Sitz aufzuſpringen und in eine Gruppe böſer Buben hineinzuſpringen hat! Manchmal muß er auch nur ſo thun, als wenn er nicht bemerkte, was in einer Ecke für heimlicher Unfug getrieben wird, bis dann — die Ernte reif iſt! Dann ſollten Sie den Satz ſehen, wie ein Lehrer hinunterzuſpringen hat, um die Frevler auf friſcher That zu ertappen! Ein ſolcher glücklicher Moment wird

ihm aber durch einen ſolchen umſtändlichen Katheder gänzlich verdorben!“

Sogar der Lehrer konnte dieſer Aeußerung „nicht Unrecht geben.“

Noch eine andre Bemerkung hatte der Graf mit Staunen gehört. Als ſich Gertrud zur verlegenen Lehrerin und zu einer Magd, die ihr beim Bügeln behülflich war, wandte, retirirten ſich beide an den Ofen. Da ſagte ſie:

„Ei, drücken Sie nur nicht den Ofen ein! Dieſer iſt viel zu elegant für eine Schulſtube! Bedenken Sie, Herr Graf, was es hier zuweilen für Püffe giebt, wenn ſich die Buben raufen, ehe der Lehrer kommt, und ſich einander an die Wände werfen! In einer Schulſtube muß der Ofen gradezu wie von Granit ſein. Der da hält nicht mehr den nächſten Winter aus —!“

Nun zeigte auch in der That die Frau Lehrerin zahlreiche Riſſe, die bereits vorhanden waren.

Die Lehrmittel, die Wandtafeln, die Rechenmaſchinen, alles das fand Gertrud zweckmäßig und — „examinirte“ auch die Schüler und Schülerinnen. Sie ließ kopfrechnen. Der Graf konnte ſich nicht ſatt hören. Auch in den Hof mußte ſie mit ihm. Als ſie nach dem Garten fragte, hörte ſie, daß der Schulmeiſter ein Stück Feld beſaß, aber keinen Garten.

„O das iſt nicht gut,“ ſagte ſie. „Einen Garten muß der Schulmeiſter haben und der muß dicht an ſeinem Hauſe liegen! Seine Blumen und ſein Obſt müſſen um die Wette mit ſeinen Kindern er-

zogen werden! Er muß ſeinen Abendimbiß in ſeiner Weinlaube einnehmen können und ſeine Pfeife dort rauchen, nicht drüben im Wirthsgarten! Wie des Schulmeiſters Garten, ſo ſein ganzer Charakter! Wenn dort alles ſauber gepflegt iſt, dann ſieht's auch in ſeinem Innern gejätet und geharkt aus. Und nicht wahr, Herr Lehmann" — ſo hieß der Lehrer — „der Lehrer hat das Bedürfniß, daß ihm irgend etwas unter ſeiner Hand vollkommen und ganz gelingt? Denn mit den Kindern — da hat man's immer nur in der Annäherung. Da fehlt immer noch etwas. Da kann uns im Grunde eigentlich nie etwas vollkommen befriedigen und wenn es noch ſo brav herginge. Das beſte Kind hat den Fehler, daß es endlich ſcheidet. Aber ſo ein Garten, der bleibt! Den kann ein Lehrer zu ſeinem Ebenbild machen! Der muß gehorchen, kann unſern redlichſten Willen, unſern ganzen Charakter zeigen —! Doch —" unterbrach ſie ſich und zugleich das erſtaunende Lächeln und das Wohlgefallen des Grafen, das ihr reichlichſt zu Theil wurde — „doch, Herr Graf, wenn Sie da jetzt dem Herrn Lehmann nebenan den Garten vom Nachbar kaufen, ſo machen Sie nur Eine Bedingung! Ja, ja, Frau Lehmann, jubeln Sie nicht zu früh! Das Obſt im Garten — muß jeder Lehrer mit ſeinen Kindern theilen! Kein Verkauf damit, keine Schacherei, Frau Lehmann! Selbſtvertilgen können Sie es ja ohnehin nicht —! Und das Einmachen koſtet Gläſer und Zucker. So muß es denn bei

einem guten Lehrer heißen: Kinder, heute iſt Erntetag! Da opfern Sie getroſt einen ganzen Birnbaum und einen ganzen Apfelbaum —! Das lohnt ſich Ihnen und wär's auch nur — zu Weihnachten."

Die letzte Wendung war ſo ſchalkhaft, daß Lehrer und Lehrerin, die ſie ſofort verſtanden hatten, laut lachten. Erſt allmälig merkte der Graf, daß die Gegengeſchenke der Eltern gemeint waren.

Das Non plus ultra des kundigumſichtigen Benehmens ſeines Gaſtes, der es verrieth, daß er einem Inſtitut von nahezu hundert Penſionären durch ſeine Geiſtesgegenwart vorſtand (leider war das „Nahezu" bedenklich zurückgegangen) leiſtete Gertrud, als ſie etwas that, was ſich nur aus einer Art Rauſch, der über ſie gekommen war, erklären ließ und was ſie ſofort bereute.

Im Hofe des Schulmeiſters gab es Hühner. Eines gackerte laut und verrieth damit ein ebengelegtes Ei. Daß ſie der Schulmeiſterin, deren Bügeleiſen nun doch einmal kalt geworden war, das Ei ſuchen half, ging noch. Als aber der Graf auf ein andres Huhn deutete, das ihm krank ſchien — es duckte ſich ſeltſam und ſtand wie verdutzt — lachte ſie, griff nach dem Thier, hielt es an beiden Flügeln, zog den rechten Handſchuh aus, wandte ſich einige Augenblicke bei Seite und ſagte:

„Das war die ganze Krankheit!"

Sie hatte ein Ei in der Hand.

Der Graf ſchüttete ſich vor Lachen. Gertrud war ſchon als Kind eine Meiſterin in der Kunſt, den Hühnern die Umſtändlichkeit des Legens ihrer Eier zu erſparen. Mit einem geſchickten Handgriff kam ſie der Operation der Natur zuvor und wußte ſich ſo die Eier zu ſichern, ehe ſie die Hühner in alle Winkel und Gebüſche verſchleppt hatten.

„Sie ſollen Hebamme bei dem Huhn werden, das die goldnen Eier legt —!“ rief der Graf, als ſie das Schulhaus verlaſſen hatten und ſtellte durch das Uebermaaß ſeiner Freude über dieſe Hühnerentbindung das Gleichgewicht der heitren Stimmung wieder her, das vielleicht bei einer andern Perſönlichkeit, als der des Grafen, durch den allzuderben Rückfall Gertruds in ihre heimatlichen Gewohnheiten geſtört geweſen wäre.

Sie ſelbſt fühlte, daß ſie etwas Unpaſſendes gethan hatte und ſchämte ſich. Aber der Graf ließ keine Lücke im Geſpräch, bot ihr den Arm, um im Dorfe, das ſie jetzt durchwanderten, vor bellenden Hunden ſicher zu ſein, erſtaunte über die „leidlich weiße Hand,“ die ſich „das Fräulein“ bei ſo kundiger Behandlung des Landlebens zu erhalten gewußt hätte, trug den Sonnenſchirm, den Gertrud wieder ausgeſpannt, ſtatt ihrer und rühmte die Menſchen, die ſich an Ort und Stelle, in jeder Situation bewährten. Seine Reiſen boten Veranlaſſung genug, dies Thema weiter auszuführen und dabei Gertrud wieder über das

Minus des Eindrucks zu beruhigen, das vielleicht für jeden Andern ihr Spaß mit dem Huhn hervorgebracht haben würde.

Darauf hin auch zeigte diese muthvoll ihre Betrübniß, die sie darüber empfinden müßte, wie sie sagte, daß der Graf, trotz seiner ausnehmenden Liebenswürdigkeit gegen sie, doch noch immer nicht zu den Entschlüssen zu bewegen wäre, zu denen sie ihn zu bewegen hiehergereist. Sie kam auf ihre Bitten vom gestrigen Abend zurück und erklärte, ihre Zeit wäre gemessen — Als sie am Schloß ein herrliches Gespann, eine leere Kalesche, vorfahren sah, sagte sie:

„O setzen Sie sich ein! Ich steige mit auf! Wir fahren auf und davon in die Residenz und holen Ihren Sohn!“

„Kind, Kind,“ war die Antwort, „keine Uebereilung —! Ich muß erst klar sehen —! Aber ich merke schon, im Bnnde mit Ihnen wagt man sich an das Kühnste —!“

Das Gespann war für einen Ausflug in die Gegend bestimmt. Der Graf wollte ihr den Umfang seines Gebiets zeigen. Sie mußte einsteigen. Er fuhr selbst und sie mußte neben ihm sitzen. Der Bediente sprang hinten auf.

Kraftvoll und geschickt lenkte der Graf die muthigen Renner. Wo die Straße bergauf ging, erklärte er links und rechts die anmuthig wechselnden Lokalitäten. Hier gehörte ihm eine Strecke Waldes, dort rühmte

er einem Bache nach, daß er Forellen enthielt. Die Heuer im Felde grüßten. Das Getreide war hochaufgeſchoſſen, ſtand aber nicht eben dicht. Der Graf klagte über die ungenügenden Ergebniſſe der in ſeiner Abweſenheit geführten Verwaltung. Nur das Lauſchen des Dieners ſchien ihn zu verhindern, den neuen Inſpektor anzuklagen. Die Schuld, daß einige der Felder trotz des ſich ſo fruchtbar anlaſſenden Jahres ſo ſchlecht ſtünden, ſchob er auf die erſt neue Anlegung derſelben. Er hatte die Wieſen in Getreideland verwandelt. In franzöſiſcher Sprache, aber mehr für ſich allein, nicht erwartend, daß Gertrud die Converſation aufnehmen würde, murmelte er:

„Dieſer Eſel von Inſpektor muß es wol nicht verſtanden haben. Die Drainage iſt überall mangelhaft ausgeführt —!“

Gertrud verſtand ihn vollkommen und ſagte zur angenehmſten Ueberraſchung des Grafen:

„Ce n'est pas la faute de ce pauvre homme, c'est la vôtre, Monsieur le Comte —!“ Dann fuhr ſie in deutſcher Sprache fort: „Wie konnten Sie die Verſuchung haben, hier auf Getreide zielen zu wollen! Die ganze Gegend, ſoweit ich ſie überſehe, iſt allein für Viehzucht geſchaffen. Und wäre auch einiger Kornertrag zu hoffen, was will das ſagen den großen Vortheilen der Viehzucht gegenüber! Man quält ſich jetzt bei uns mit dem Gewinnen von kleinen Getreide-Ernten, die mit den Preiſen des ein-

geführten Korns in keinem Verhältniß ſtehen! In Ungarn koſtet der Morgen Land nicht den hundertſten Theil des Preiſes bei uns und die Arbeitskräfte ſind bald bezahlt. Da thut wahrhaftig der deutſche Landmann, wenn er nicht den fetteſten Weizenboden hat, beſſer, alles Land für die Viehzucht zu verwenden. Setzt man die Butter und den Käſe nicht nach Gebühr ab, ſo zieht man Schlachtvieh, das mit Zunahme der Bevölkerungen in den Städten eine wahre Quelle des Reichthums wird —!"

Der Graf horchte ſchweigend. Dann ließ er ſich auf Entgegnungen ein und zuletzt mußte er ſeine Zuſtimmung geben. Das war eine Unterhaltung, wie ſie ihm nicht wohlthuender an Herz und Ohr klingen konnte. Denn auch das fehlte nicht, Gertrud ließ ſich belehren. Sie bekannte offen, was ſie nicht wußte. Da hatte der Graf Veranlaſſung zu jenen Auseinanderſetzungen, deren Breite ſeine weiland Gattin Jadwiga „zur Verzweiflung bringen" konnte. Wem aber wie Gertrud an der Sache gelegen iſt, dem kann eine Belehrung nicht gründlich genug kommen.

Der Graf hatte Luſt, in die Wälder hineinzufahren, und ſchlug ein zweites Frühſtück vor auf dem Mohrenkopf, der immer noch exiſtirte und von einem Schwager der Educationsräthin geführt wurde. Gertrud bat, ihr dieſe Begegnung zu erſparen. Sie hatte unter dem Weſen der ehemaligen Wirthstochter zu ſchwer gelitten und litt noch darunter. Sie wußte

aber auch, daß ein Intereſſe, von Frau Hedwigs Schweſter etwas zu vernehmen, im Neſſelbornſchen Hauſe nicht vorhanden war. Sie bat, der Graf möchte umkehren. Jeder Bitte, die ſie ausſprach, wurde bereitwilligſt Folge gegeben, auch der, daß ſie bei ſchroffen Bergabhängen lieber ausſteigen und den Wagen, geführt vom Diener, nachkommen laſſen wollte. Auch war ihr ſolch ein Wandeln durch den Wald genehmer. Im ſonnenglanzdurchwobenen Laub ſangen die Vögel. Gertrud konnte jeden Vogel bezeichnen. Sie würde ihm nachgeahmt, würde gerufen haben wie der Pfingſtvogel, wie die Amſel, der Fink, wenn ihr Herz frei und ſorglos geweſen wäre. Der Graf erſtaunte, wie ſie ſo kundig vom Hegen des Wildes ſprach, vom Rindenſchälen, Verfolgen des Borkenkäfers. Wieder auf Wieſen angelangt, tadelte ſie hier und da das Heu. Man ſähe ihm an, daß es ſchon drei Tage läge, ohne auch nur Einmal umgewendet worden zu ſein. Vom Klee ſagte ſie, es wäre die höchſte Zeit, daß man ihn mähte, denn die Blüthe deſſelben wäre im vollſten Anzuge. „Das Auge des Herrn —!“ wurde des Grafen ſtehendes Wort, wenn er ihr Recht geben mußte und einräumen, man könnte ſich auf Dienende nicht verlaſſen. Ja, Gertrud brachte ihn beim Beſuch der Wirthſchaftsgebäude, den ſie noch machten vor Rückkehr in das Schloß, das ſie gegen Mittag wieder erreicht hatten, förmlich in Zorn, ohne es zu wollen. Mit jener Natürlichkeit, die ſie zur Hebamme der Hühner

gemacht hatte, beurtheilte ſie auch die Ställe, in die ſie hineinblickte. Auf dieſe hatte ſchon vor Jahren der Graf, als ihm noch Jadwigas Mittel zu Gebote ſtanden, große Summen verwendet. Man hätte nicht glauben ſollen, daß ein Stall für jenes Thier, das die Vorſtellung lediglich von Unflath weckt, ſo sauber gehalten werden könnte. Rings um ein Waſſerbecken im Geviert gab es eine förmliche Karthauſe für die Schweine. Jedes hatte ſeine aparte Zelle, wohlvergittert. Im Rundgang um den Waſſerbehälter konnte man jeder Zelle bequem beikommen und ſie reinlich erhalten. Aehnlich ſtanden die Kühe. „Aber was hilft das!“ ſagte Gertrud, dem Melken zuſchauend. „Fünf Kühe habe ich gezählt, die nur auf drei Striche, drei, die nur auf zwei Striche Milch geben —! Das iſt reine Nachläſſigkeit! Verſagt ein Strich, ſo ſoll man den Thierarzt rufen —!“

Einen angenehmen Gegenſatz zu dieſen derbnatürlichen Eindrücken bot die Zurüſtung zum zweiten Frühſtück, das für ein Mittagsmahl gelten konnte. Der Graf hatte vor dem Antreten ſeiner Ausfahrt Befehle gegeben, alles ſo anzuordnen, als wenn er eine Verwandte bewirthete. Das Silbergeſchirr, das Kryſtall, das Weißzeug glänzten. Alles war reich und geſchmackvoll. Noch ſah man die Spuren der üppigen Einrichtung aus den Zeiten Jadwigas.

Gertrud ſaß dem Grafen mit ſeltſamen Gefühlen gegenüber. Die Bedienten, ein alter und ein neu-

angenommener jüngerer, hielten die Schüſſeln hin und nahmen die Teller fort. Scheinbar unbetheiligt. Doch wußte der Graf, wie geſpannt die Schloßbewohner hinter ſeinem Rücken auf die Entpuppung dieſes Beſuchs waren. Man glaubte nicht anders, als der Graf hätte ſich dieſe Dame als Geſellſchafterin berufen. Zuweilen ſank der Hausherr in förmliche Abweſenheit. Dann lagerte ſich ein düſtrer Zug über die Furchen ſeiner Stirn. Es waren die Augenblicke, wo ihm der Gedanke kam: Wär' es Dein Sohn, wie dann — dieſe Schwiegertochter —?! Sein Adelsſtolz, ſein Conſervativismus war in der peinlichſten Lage.

Und doch hatte er ſeine — Sammlungen noch keinem weiblichen Weſen gezeigt, das mit ſoviel Theilnahme und Verſtändniß dieſe oft höchſt abenteuerlichen Zuſammenſtellungen betrachtete! Das wirklich wiſſenſchaftlich Bedeutende wurde von manchen burlesken Gegenſtänden unterbrochen, denen nur eine angeklebte Orts- oder Jahreszahlbezeichnung den relativen Werth einer perſönlichen Erinnerung gab. Doch entwickelten ſich daraus Erzählungen, die Gertrud nicht nur mit Geduld, ſondern mit aufrichtigem Intereſſe anhörte. Sie hatte Phantaſie und bei allem Selbſtgefühl Demuth genug, ſich in die Erfahrungen eines Andern vertiefen zu können. Sie vermochte mit Theilnahme ein verkohltes Stück Tamarindenholz anzuſehen, das der Graf als Erinnerung an einen Ueberfall von Indianern bewahrte, vor denen man bei einer Recognosci-

rung in das Innere einer Inſel die Flucht hätte ergreifen müſſen, weil man ſich in zu geringer Anzahl von den Schiffen entfernte und ſein Lager und die Wachtfeuer zu weit in eine unbeſchützte Gegend hinausrückt. „Eine koſtbare, am Feuer gedörrte Bananenfrucht wollte ich in der Eile mitnehmen und raffte ſtatt deren dies Stück Holz auf und trug's eine Viertelmeile in dem Glauben, etwas Rechtes bei mir zu haben. Erſt als ich meinen Appetit ſtillen wollte, merkte ich den Schaden!"

„Ja," ſagte ſie, „das iſt ein gutes Symbol für die nur zu oft wiederkehrende Erfahrung, daß man uns ſtatt Brot Steine giebt!"

Natürlich war es eine Bezüglichkeit. Als ſie ihre Bitten wieder daran angeknüpft hatte, ſagte der Graf:

„Liebes Fräulein, ich grüble immerfort über dieſen Gegenſtand, auch wenn ich nicht davon ſpreche. Sie haben mich ſeit geſtern Abend ſchon ſoweit gebracht, daß ich — nein, nein —" unterbrach er ſein Zugeſtehenwollen und ſagte: „Wie lange dürfen Sie noch bleiben? Je länger Sie bleiben, deſto weiter kommen wir!"

Gertrud wünſchte den Abend zu reiſen. Dieſelbe Poſt, die ſie gebracht hätte, begegnete einer andern, die ſie wieder mitnehmen könnte.

Davon wollte der Graf nichts wiſſen. An den Fingern berechnend, wieviel Tage nöthig wären, um den Curſus ſeiner Sammlungen ſo mit ihm durch-

zumachen, wie damit ſeine aufmerkſame Hörerin begonnen hatte, ſchüttelte er entſchieden den Kopf.

Als Gertrud ermüdet ſchien, geleitete er ſie wieder in einen inzwiſchen angeſpannten Wagen und ließ nach einer andern Richtung fahren. Diesmal lenkte der Kutſcher, neben welchem der Bediente ſaß, die Roſſe. Der Bock war für beide ziemlich hoch. Da durfte ſich das Geſpräch im Wagen unbelauſchter ergehen. Die Fahrt brachte den Grafen auf manche Erinnerung an Wülfing, Hennenhöft, an die Eltern der Auguſte Widmann, auf dieſe ſelbſt und auf jene Gerichtsſtadt Dornweil, der man ſich näherte. Der Advocat Hellwig wurde erwähnt und die noch jetzt nicht ganz aufgehellte Entlaſtung zweier Mordbrenner durch die Gräfin.

Für Gertrud war alles das klar. Sie wollte ihre Meinungen auseinanderſetzen, wurde jedoch darüber zu lebhaft und erhielt den Wink des Grafen, ſie ſollte ſchweigen. Um nicht in auffallender Weiſe abzubrechen, ließ er ſich vom jungen Hellwig erzählen und ſchloß den Antheil, den er für eine Anſtalt, die auf die Stände Rückſicht nehmen müßte (er widerſprach, wie ſchon ſonſt, allen Erziehungsgrundſätzen, die auf ein allgemeines Menſchenthum gingen) zu erkennen gab, mit dem Bekenntniß:

„Ja, dahin haben Sie mich nun doch ſchon gebracht, Fräulein! Ich überlege ernſtlich, ob ich nicht den erſten Schritt, den ich thue, damit bezeichnen könnte,

daß ich die von dem unſeligen Fernau gekündigte Hypothek in der That auf mich nehme. Ich dächte, es wäre dies die anſtändigſte Frontſtellung, womit ich beginnen könnte, den Gegenſtand in Berückſichtigung zu nehmen."

Gertrud jubelte im Herzen, ohne es jedoch zu verrathen. Denn das hatte ſie ſchon weg, wenn ſie ihre Freude verrieth, ſo ſchüchterte ſie den Veranlaſſer derſelben ein und erlebte, daß er ſeine Bereitwilligkeit zurücknahm. Das ſind die Charaktere, die ſich bei Wohlthaten, die ſie ſpenden, den Dank verbitten. Ihre Geſchenke fangen ſie in dem Augenblick zu reuen an, wo die Freude, die ſie damit hervorrufen, den Anſchein bekommt, als hätten ſie ſich überliſten laſſen. Die Freude des Empfängers kommt ihnen wie ein über ſie errungener Triumph vor.

Um ſechs Uhr fand das Mittagsmahl und ſogar mit Gäſten ſtatt. Gertrud war darüber unzufrieden. Sie ſah eine Verſchleppung ihres Anliegens, die Dringlichkeit deſſelben nicht anerkannt, fürchtete wichtige Augenblicke in Waldners Nähe zu verſäumen und beklagte ſich, als ſie beim Ausſteigen am Schloß und beim Betreten des Saals einer Tafel von mehren Couverten anſichtig wurde. „Inzwiſchen," rief ſie laut, „iſt der Onkel im Stande, Theodor in irgend eine dunkle Werkſtatt zu entführen, wo ich ihn nicht entdecken ſoll, und ihn Schloſſer, Tiſchler, was weiß ich, werden zu laſſen—!"

Der Graf entgegnete, indem er ihr galant den Shawl abnahm:

„Ah ſo! Sie meinen, weil ich für Standeserziehung und die Abkürzung der Umwege beim Erziehen bin, müßte ich Ihre Meinung theilen, daß der Arme nur zum Grafen erzogen werden ſollte —?“

„Ja,“ entgegnete Gertrud mit funkelnden Augen, „dazu allein hat ihn ſein unglückliches Schickſal beſtimmt! Zum Grafen —! Denn das heißt doch wol ſoviel als: Zum Menſchen! Zu einem der Glücklichen, der die Mittel beſitzt, nur ſein höheres Selbſt zu cultiviren —! Ja, auch Waldner kann nichts andres ſein, als ein Erkorner der Schickſalshuld. Er kann nur wie im Paradieſe leben! Nicht, weil er träge wäre, nicht, weil er nicht dienen und arbeiten könnte — er ſtudirt ja bis in die Nächte hinein —! — nein, weil ihm für ſein Wiſſen und Werden die Anknüpfung fehlt und das uns von Kindesbeinen geläufige Drängen durch die Menſchenmaſſen hindurch! Dieſer Egoismus, den wir ſchon mit der Muttermilch einſaugen, dieſer Haß, den wir ſchon mit der Liebe, die uns gewidmet wird, zu nähren lernen, er fehlt ihm. Er hat ſich nie mit andern Buben gebalgt, nie die Zurückſetzung im Wettkampf des Schullebens empfunden. Der beſcheidenſte aller Menſchen iſt er auf die Welt gekommen, hat Niemanden verdrängen, Niemanden überholen wollen. Und doch ſammelt er Schätze, die unvergänglich ſind! Er lieſt, lernt, ſchreibt —! O, daß im Leben alles ſo anders iſt —! Wir werden nur tüchtig durch Egoismus, Kampf und Niedertreten unſres Nebenmanns!

Der Aermſte —! Glauben Sie mir, er wird ruhig Schloſſer, wenn man ihn dazu zwingt. Das nenn' ich ſeine adlige Natur. Denn es iſt die ſchöne Natur des Menſchen überhaupt, falls er im Paradieſe geblieben wäre. Theodor gehorcht, weil er glaubt. Und der um ſeine ſchönſten Jahre Betrogene hätte nicht das bevorzugte Glück der Erde verdient —?"

Auf dieſe halb begeiſterten, halb ironiſchen Worte murmelte der Graf vor ſich hin:

„Montaigne ſagt: Mon metier c'est vivre! Allerdings bei dieſem Franzoſen im Bonvivant-Sinn gemeint —! Aber man könnte das Wort auch tiefer faſſen —"

Die zu Tiſch geladenen Gäſte waren der Pfarrer, ein königlicher Rentbeamter, ein adliger Nachbar. Der erſtere war ein Nachfolger jenes unfreundlichen Geiſtlichen, der hier vor Jahren die Seelſorge verwaltet hatte und jetzt zu anſehnlicheren Stellen übergegangen war. Da dem gegenwärtigen noch die Eierſchale des theologiſchen Seminars, aus dem er hervorgegangen, auf dem Kopf ſaß, die beiden älteren Herren dagegen derbe, der Gutsbeſitzer ſogar eine lebensluſtige Natur waren, ſo konnte es bei dem ausgeſuchten Mahle, den trefflichen Weinen, unter denen ſich Erinnerungen an die große Weltreiſe befanden, an Zuſammenſtößen nicht fehlen. Der Graf hatte Gertrud einfach als eine ihm Empfohlene vorgeſtellt, dabei auch den Namen derſelben nur obenhin mit je-

ner Läſſigkeit ausgeſprochen, die, nach Faulconbridge bei Shakeſpeare, ein Zeichen der Vornehmheit iſt. „Unadlig iſt es, Namen zu behalten.“

Nach dem Diner mußte freilich der Hauswirth um ſo entſchiedener Rede ſtehen. Denn die junge, ſo anmuthige Dame hatte ſich mit einer Gewandtheit benommen, die allen imponirte. Sie hatte nicht ſelten, wenn der Graf abweſend ſchien, das Geſpräch allein geleitet, die Gegenſätze gefällig vermittelt, Jeden zu Wort kommen laſſen, auch wenn im Redeſchwall des Einen das „Erlauben Sie —!“ des Andern kaum vernehmbar geweſen. Der junge, noch unverheirathete Geiſtliche rückte an ſeiner Brille hin und her, um ſeine Sehkraft zu ſtärken, ſah ſcheinbar die Bilder an den Wänden an und fixirte nur die Sprecherin, die ihm manchen Treffer gegeben und ſeine ſo neubackene Schulweisheit im Gewicht zu leicht befand. Auch ſie nannte die Geiſtlichen die geſchwornen Feinde der Schule, den neuen Schulordnungsplan, der alle Welt beſchäftigte, aus dem Haß gegen die aufblühende Schule entſtanden.

„Das Fräulein iſt Lehrerin —“ mußte ſchon der Graf bei Tiſch erläutern, wodurch eine neue Beleuchtung auf ihre Anweſenheit fiel. Sollte ſie vielleicht eine weibliche Schule im Ort übernehmen? Hatte der Graf eine Adoption von Verwandten vor, von entfernten weiblichen Gliedern ſeiner Familie? Brauchte er dazu eine Gouvernante? Denn für eine

Dorfſchullehrerin war es wahrlich zu hoch, wenn unter anderm Gertrud ſagte:

„Der gehäſſige Geiſt, der die Modulative geſchaffen hat, iſt aus vielen Gründen zu erklären. Der Gelehrte hat in der Regel die Art, wie ihm ſein Wiſſen allmälig gekommen, vergeſſen. Ich habe geſehen, daß Profeſſoren von erſtaunlicher Gelehrſamkeit erſchraken, wenn man ſie fragte: Wie macht man einen Rechenanſatz mit Brüchen? Zu welcher Gattung von Wörtern gehört „welcher" oder „damit" —? Was ſind perſönliche Zeitwörter? Geben Sie ein unperſönliches Zeitwort an, das den Genitiv mit ſich führt —! Natürlich finden ſich die Herren allmälig zurecht, aber es geht langſam. Darin ſind die Elementarlehrer Matadore. Nebenbei haben ſie Vieles über die erſten Wurzeln unſrer Bildung hinzugelernt, was den Herren Superintendenten, die ſich nur auf die Dogmatik und auf Cicero und Plato wie Kinderſpiel verſtehen, böhmiſche Dörfer geworden ſind. Aergerlich rufen ſie: Leſen, Schreiben, Rechnen, das iſt genug! Und die Staatsweiſen, die in allem Mehr ſogleich die Revolution wittern, meinen das denn auch. So iſt man von obenher in das ganze neuere Schulleben hineingefahren wie in einen verwilderten Wald, hat Axt und Säge mitgenommen und unbarmherzig gelichtet, hier einen Zweig herunter-, dort einen ganzen Stamm weggehauen —! Zum Erbarmen, wenn man dieſe Polizeitafeln lieſt, wo Bögendorf und wie

ſie heißen, commandiren: Bei zehn Thalern Strafe wird hier die Grenze innegehalten und von keinem Schulmeiſter der Weg weiter verfolgt als bis zu dem und dem Querbalken da —! Und die ſchöne grüne Waldung lockt doch drüben ſo anmuthig und der grüne Raſen unter den herrlichen Eichbäumen bietet doch wie von ſelbſt den reizendſten, belehrendſten Weg —!"

Unter ſolchen und ähnlichen Geſprächen kam die achte Stunde herbei. Zum Kaffee gab es Cigarren und als ſich Gertrud empfehlen wollte, geleitete ſie der Graf nur einige Zimmer weiter. Er hatte einfach ihre Sachen aus dem Dorfkrug herüberholen laſſen und ſie im Schloß ſchon einquartirt. Auf ihren Widerſpruch hörte er nicht. Mußte er doch zurückeilen, um den neugierigen Fragern über die Fremde jetzt reinen Wein einzuſchenken.

Aber die volle Wahrheit zu ſagen, ſchien ihm doch nicht angemeſſen. Genügte ja ſchon das Wenige, das er zugeſtand, um noch höher die Spannung zu ſteigern. Freilich war man da erſt recht verhindert, ſich Luft zu machen. Denn alle wußten, der Graf liebte nichts zu erörtern, was er nicht ſelbſt auf's Tapet gebracht hatte, am wenigſten „Familienverhältniſſe" und „einen gewiſſen Gegenſtand."

Gertrud befand ſich allein in einem großen eleganten Zimmer mit Himmelbett und allem möglichen Comfort. Eine Wirthſchafterin erbot ſich zum Anſchaffen

jeder weitern Bequemlichkeit. Ein Ton der ſich ſchon im Hauſe verbreitenden Furcht vor Veränderungen im Hausweſen ließ ſich durch die Beweiſe von Unterwürfigkeit hindurcherkennen. Gertrud hätte gern die Leute beruhigen mögen. Aber ſie fühlte, daß ſie beſſer that, zu ſchweigen und alles, wie es kam, über ſich ergehen zu laſſen. Sie fand ihren Koffer ſo wieder, wie ſie ihn im Wirthshauſe zurückgelaſſen hatte — obſchon unverſchloſſen. Am Inhalt fehlte nichts.

Gern hätte ſie ſich umgekleidet. Der Graf hatte ſie mit dem Wort entlaſſen: „Zum Thee ſehen wir uns noch —!“ Doch beſchloß ſie, dies Tête-à-Tête abzulehnen. Nicht, weil die Vertraulichkeit mit dem immer zuvorkommender gewordenen Mann zu weit ging, ſondern im Gegentheil, weil ſie nur Eine Vertraulichkeit wünſchte, das Ausſprechendürfen ihrer Wünſche und Hoffnungen wegen Waldners. Beim Thee aber, das wußte ſie ſchon, würde der Graf wieder ausweichen, wieder an andern Dingen haften. Sie überlegte, ob ſie nicht bei ihm durch Zurückhaltung mehr durchſetzte. Es überflog ſie ein Gefühl des Vorwurfs über dieſen Calcül. Sie ſagte ſich: Das iſt ja Koketterie —! Näher aber erwogen, mußte ſie ſich entſchuldigen. Sie hatte ein großes Ziel und erkannte die Schwierigkeit, es zu erreichen. Der Graf war eine zu ſeltſame Natur. In Vielem wich er ganz von jeder Regel ab. Und wieder in Anderm war er vielleicht vermeintlich nur anders als andere Men-

ſchen. Die allgemeine Regel, daß man durch ſcheinbare Gleichgültigkeit und Nachlaſſen im inſtändigen Betreiben einer Sache den Reiz bei Dem, der erobert ſein will, erhöht und ihn in ſeinem Widerſtande unſicher macht, paßte ohne Zweifel auch auf ihn. Mit größter Entſchiedenheit lehnte Gertrud die Aufforderung, zum Thee zu kommen, ab, ja erklärte dem Bedienten durch's Schlüſſelloch, ſchon im Begriff zu ſein, zur Ruhe zu gehen und durchaus nichts mehr zu bedürfen. Sie ſchloß die Läden ihres in den Hof gehenden Zimmers und löſchte das Licht.

Im Grafen zeigte ſich ſofort die Wirkung. Er war überraſcht, betroffen, zuletzt auch allerdings verdrießlich. Er lief in den dunkeln Park, trank keinen Thee, nur Zuckerwaſſer, warf die Cigarre halbangeraucht von ſich, ſchlug die Hände über den Rücken und ſtand an allen kleinen Waſſerfällen ſtill und ſah von allen Erlenbrücken in die Wellen der künſtlich gezogenen Bächlein. Der Mond trat hervor. Auch dieſen alten Reiſegefährten hatte er ſeit lange nicht ſo wiederbegrüßt, wie heute. Und wie ihm geſtern beim Sonnenuntergang allmälig erſt die Spektral-Analyſe einfiel, ſo auch heute nicht ſofort die Mädler'ſche Mondkarte. Zuletzt hatte er ſich beruhigt und das Bett geſucht.

Gertrud brachte es in Wahrheit dahin, daß er ſchon vor dem Frühſtück, nachdem er (und heute ſogar vor dem Spiegel) Toilette gemacht hatte, ſich hinſetzte

und einige Aufzeichnungen über die funfzehntauſend Thaler machte, die er dem Educationsrath vorſtrecken ſollte. Die Bedingungen waren verklauſulirt genug. Anfragen beim ſtädtiſchen Grundkataſter mußten vorausgehen. Die Sicherheit der Zinſenzahlung mußte eine mathematiſche ſein. Um die noch nicht feſt beſchloſſene Gewährung, das Stadium eines bloßen Möglichkeitsfalls zu bezeichnen, malte er an die Spitze ſeines Papierbogens mit großen Buchſtaben: „Eventuell". Noch waren die Paragraphen ungeordnet. Paragraph ſieben ſtand vor Paragraph fünf. Man ſah, auch Er mußte in Yeddo dem Taikun von Japan zu ſchaffen gemacht haben. Oder ſeine Pedanterie entſprach grade den erſtarrten Formen jener Länder der minutiöſeſten Etikette.

Gertrud konnte, als ſie friſch und blühend zum gemeinſchaftlichen Frühſtück kam, nicht ſchmollen, wie ſie anfangs gewollt, über den ihr abgenöthigten Aufenthalt. Hielt er ihr doch ſogleich ſeinen „eventuellen" Bogen über „dieſen Gegenſtand" entgegen und zeigte „ſeinen beſten Willen", ihr dienlich zu ſein.

Sie ergriff das Papier mit vor Freude zitternden Händen und lehnte für's Leſen ſeine Erläuterungen ab, da ſie, wie ſie ſcherzend ſagte, an allerlei — „Anfängerhandſchriften" gewöhnt wäre. Es würde bei ihm mit der Zeit ſchon beſſer kommen.

„Ja, ja, mit der Zeit!" hob er ſcherzend und ebenfalls beziehungsweiſe hervor.

„Bis heute Abend —!“ ſcherzte Gertrud weiter. „Sie ſind ein frühreifes Talent —!“

„Mit grauen Haaren!“ fiel der Graf lachend ein und war im Begriff, das Wortgefecht weiter zu treiben, bis ſein Gegenüber um die Antworten in Verlegenheit kommen konnte.

Die mit einem eigenthümlichen Feuer, das aus ſeinen zuſammengedrückten und ſie fixirenden Augen blitzte, vorgebrachten Worte: „Ein frühreifes Talent werde ich vielleicht durch Ihre Gegenwart. Sie machen mich jung! Unter acht Tagen kommen Sie von hier nicht fort —!“ hatte ſie nicht mit Kälte zu beantworten nöthig. Denn das Feuer in den Augen des Grafen war nicht unheimlich. Es enthielt die edelſte Herzenswärme. Sie zitterte ſogar bei dem Gedanken: Müßteſt Du denn nicht, wenn alles gut ginge — —? Der Schluß des Gedankens: — ſeine Tochter werden? verrann in ein nebelhaftes Gefühl.

Die längere Andauer ihrer Verlegenheit, ja ſchon die Erwiederung auf die verfänglichen Worte des Grafen erſparte ihr ein lautes Geräuſch in dem nach vorn hinaus liegenden Hofe. Dieſer war gepflaſtert und laut erſcholl auf ihm der Hufſchlag eines Roſſes.

Der Graf blickte, wie traumverwirrt, hinüber.

Schon kam einer der Diener, der bereits den Reiter den Schloßberg hatte hinaufreiten ſehen, und rief:

„Es ſcheint ja ein Courier, Herr Graf —?“

Der Graf dachte an ſeine Differenzen mit dem Miniſterium, erhob ſich und öffnete das Fenſter.

Der Poſtreiter kam von der nächſten Station. Die Depeſche, die er brachte, war vier bis fünf Stationen früher abgegeben worden.

Der Graf öffnete, ſchien anfangs enttäuſcht, wurde im Leſen aufmerkſamer und zeigte auch das Blatt Gertrud, wie ſchon ſeiner Vertrauten, die ſich zurückgezogen gehalten hatte.

Mit dem peinlichen Gefühl, daß der Graf eine Abhaltung bekam, die ihn verhindern mußte, ſich länger mit ihrem Anliegen zu beſchäftigen, las ſie:

„Hochgeborner Herr Graf! Eine Angelegenheit der wichtigſten Art führt mich zu Ihnen! Die Beſorgniß, Ew. Hochgeboren möchten vielleicht nicht anweſend oder im Begriff ſein, eine Excurſion zu machen, beſtimmt mich, dieſe Zeilen vorauszuſchicken. Ich treffe morgen gegen Mittag ein und bitte, annehmen zu wollen, daß ich komme, um einen Auftrag von der höchſten Wichtigkeit auszurichten —“

Nach den üblichen Hochachtungsbezeigungsausdrücken folgte der Name des Wirthſchaftsinſpektors Anbelang mit dem Titel eines freiherrlich Fernauſchen Oekonomiedirektors.

Gertrud hatte die lebhafteſte Erinnerung an den Schnelldenker, auch der Graf. Wenn letzterer zu Anbelangs Namen, den Gertrud hervorgehoben hatte, hinzufügte: „Der Ueberläufer —!“ ſo verrieth er ſeine

Gedankenfährte. Schon rechnete er auf nichts Anderes, als ein ihm verdrießliches Mitverwickeltwerden in den Waldnerſchen Prozeß.

„Wahrſcheinlich ſoll ich gezwungen werden, zu Gunſten meiner geſchiedenen Frau Zeugniſſe auszuſtellen —!“ ſagte er voll Unmuth. „Der ganze Tag wird uns verdorben werden! Wir müſſen zu Hauſe bleiben! Ich dachte Ihnen noch ſchönere Gegenden zu zeigen, als geſtern.“

„Sie zeigen mir den Reſt Ihrer Sammlungen!“ ſagte Gertrud. Sie wußte ſelbſt nicht, warum ſie dieſe zur Beruhigung beſtimmten Worte ſo froh hatte ſprechen müſſen und ſo hoffnungsvoll.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Mit den Sammlungen wurde es aber nichts. Graf Wildenſchwert befand ſich in einer desparaten Stimmung. Den Eventualitätsbogen hatte er wieder an ſich genommen.

Gertrud zog ſich zurück, wie ſie ſagte, um auf ihrem Zimmer ordnen zu helfen, in Wahrheit aber, um ſich nach eigenem Gefallen zu ergehen, wozu ſich Gelegenheit bot. Sie brauchte nur in die Gärten, in die Schule zu gehen.

Birnams Wald, der auf Dunſinan heranrückt in Shakeſpeares Macbeth, kann ſich als ein Gewühl ſtreitbarer geharniſchter Krieger nicht furchtbarer enthüllt haben, als jetzt dem Grafen die nächſte Zukunft „über dieſen Gegenſtand“ auf den Leib rücken zu wollen ſchien —! Eben noch alles grüner Wald und blauer Himmel, nun Geſchwader von aufregenden Thatſachen, drohenden Geſchoſſen, Aufwiegelungen ſeiner Ruhe. Schon dieſe Perſönlichkeit allein, die zunächſt erwartet wurde, ſchnürte ihm den Athem zu. Er

hatte all die Menſchen, die Verhältniſſe vermieden, die ihn an die vor Jahren erlittene ſchmachvolle Demüthigung ſeines männlichen Stolzes erinnerten. Auch dieſer Anbelang gehörte zu denen, die ihn verlaſſen hatten und zum neuen Geſtirn Fernau übergegangen waren. Jetzt dachte er weder an Gertrud noch an ſeine Sammlungen. Befahl er auch, ein Couvert mehr und ein Zimmer für den „Herrn Oberinſpektor oder was —?“ einzurichten, ſo blieb er doch unſchlüſſig, wie er ihn empfangen ſollte, verletzt oder verſöhnt. Im Grunde war er das letztere. Darum war es ihm aber noch nicht das Richtige. Auf dieſe Art demonſtrirte er ſich die beſten Regungen fort. „Soll ich einem ſolchen Menſchen gegenüber gedemüthigt oder wol gar dumm erſcheinen —?“

Noch nicht eilf Uhr war es, als eine ſtaubbedeckte Extrapoſt vorfuhr, ein Koffer aus dem Innern der wackligen Chaiſe herausgehoben wurde und darauf, ſchon im ſchwarzen Frack und weißer Halsbinde, nur des Staubes wegen mit einem großen Leinwandkittel bedeckt, ein vor Hitze, Eile, vielleicht auch vor Verlegenheit hocherrötheter Herr ausſtieg.

Wenn der Graf ſeiner Regung hätte folgen wollen, ſo würde er ihm ſogleich aus dem Fenſter gerufen haben: „Willkommen alter Freund! Was bringen Sie mir —?“ Das mußte ihm aber aus mancherlei, theils ganzen, theils halben Gründen unrathſam

erſcheinen. Lieber wollte er ihn warten, zappeln laſſen und für ſeine Perſon den Gleichgültigen ſpielen. Das ſagte er denn auch offen zu Gertrud, die er endlich in ſeine Sammlungen geführt und heute mit den alten Münzen bekannt zu machen angefangen hatte.

Ihr ſchlug das Herz, als ſie den Wagen hörte.

„Halten Sie ſich in der Nähe!“ ſagte der Graf. „Man kann — nicht wiſſen —“

Nach einigen numismatiſchen Auseinanderſetzungen ging er.

Schon nach wenig mehr, als zehn Minuten, wurde Gertrud abberufen mit der dringenden Bitte, zum Grafen zu kommen. Beklommen folgte ſie dem Diener.

Als ſie in jenes Zimmer getreten war, wo ſie vorgeſtern mit dem Grafen den Thee getrunken hatte, fand ſie dieſen in demſelben Zuſtand der Aufregung, den ſie in ihm durch die erſten Anrufungen ſeiner Vaterſchaft hervorgebracht hatte. Während der Graf auf- und abging, ſtand die alte Erinnerung von Schloß Steinthal vor ihr, Herr Anbelang, ſie mit ſtaunender Befangenheit prüfend. Er hatte ſich von ſeinem Stuhl erhoben. Fraglich konnte erſcheinen, ob, um ſie zu begrüßen oder — um nicht zu ſitzen, wenn der höfliche Mann den Grafen ſo erregt auf und ab rennen ſah.

„Denken Sie ſich, meine Liebe —“ rief der Hausherr die eintretende Gertrud an, unterbrach ſich jedoch der voranzuſchickenden Vorſtellung der Perſonen

wegen. Aber auch dieſe unterbrach er, indem er, ohne den Ton der Aufregung zu ändern, ausrief: „Ja ſo, wozu das? Sie kennen ſich ja — nicht wahr, Herr —?“

Und noch ehe der Titel: „Wirthſchaftsdirektor“ über des Grafen Lippe gekommen war, hatte der Vorgeſtellte ſchon den Ausdruck der Herablaſſung, womit er unter andern Umſtänden die Schulmeiſterstochter begrüßt haben würde, in den eines reſpektvollen Staunens verwandelt und geſagt:

„Von Kindesbeinen an —“

„Sie wiſſen vielleicht nicht, mein Fräulein,“ fuhr der Graf fort, ſie auf ſein Sopha verweiſend, „daß mich Herr Anbelang früher mit ſeinen Dienſten beehrte, es aber ſpäter vorzog, meiner Frau zu folgen, die nach Herrn Anbelangs Meinung an mir — hm! ein unerhörtes Verbrechen verübt haben ſoll —“

Gertrud hätte laut aufſchreien mögen vor Staunen und vor Freude. Nie hatte ſie erwartet, der Graf könnte im Stande ſein, ſo mit der Farbe herauszurücken und noch dazu in Gegenwart eines Dritten.

„Herr Anbelang war zugegen,“ fuhr der Hausherr wie verwandelt fort, „als jene gräßliche Enthüllung ſtattfand, wo die Erde ihr Opfer herausgeben mußte —! Erſt jetzt glaubt er den Zeitpunkt gekommen, wo ſich ſeiner Meinung zufolge geziemt, mich mit dem Vorgefallenen bekannt zu machen —! Daß

Sie nicht, Herr Wirthſchaftsdirektor," wandte er ſich mit Strenge zu dem befangen niederblickenden Beamten, „daß Sie nicht allein ſtünden in Ihrem gegenwärtigen Verhalten zu dieſem Gegenſtande, glaubte ich ſchon vorhin von Ihnen —"

Ob der Graf „vernommen" oder „gehört zu haben" ſagen wollte, blieb ſich gleich, denn der Schnelldenker fiel ein:

„Sie unterbrachen mich in meinen Auseinanderſetzungen —"

„Die ich nicht hören wollte," ſetzte ſich der Graf in gleichen Takt mit ihm, „ohne die würdigſte Zeugin! Hier, Fräulein Neſſelborn —! Ein glückliches Ungefähr führte die eigentliche Mutter des unglücklichen Findlings in dem Augenblick hieher, wo Sie mir Pflichten und Rechte zu Füßen legen, die ich aufzuheben kaum noch die Kraft habe! Was ſagen Sie dazu, Fräulein? Herr Wirthſchaftsdirektor macht mich durch eine förmliche Eröffnung zum Vater Ihres Theodor! Sagten Sie nicht, Herr Anbelang, daß Ihr Auf- —"

„Ein offizieller —! Ja wol, Herr Graf! Wollen Herr Graf nur die Gewogenheit haben, ruhig zuzuhören und zu erwägen, ob ich wirklich alles, ich meine alles, Herr Graf, was ich zu ſagen habe, in Gegenwart einer allerdings um Ihren Herrn Sohn hochverdienten jungen Dame —"

„Keine Sylbe ohne ſie! Denn wenn Ihre Ent-

hüllung begründet iſt, ſo wüßte ich nicht, wem ich mehr zu Dank verpflichtet bin, als dieſer Neſſelboruſchen ganzen Familie, dem Onkel ſowol wie der Nichte —!“

Gertrud wußte nicht, ſaß ſie auf einem Kanapé oder ſchwebte ſie in den Lüften. Was mußte ſie hören —! Der Graf ſtemmte ſich nicht mehr gegen die Wahrheit —! Er konnte ſogar in Zorn gerathen, auflodern vor Unwillen über die Kränkung ſeiner Rechte — konnte von Pflichten ſprechen —! Einſtweilen miſchte ſie ſich in nichts. Sie ſchwieg und beobachtete. Es kam ihr eine Anwandlung, als könnte möglicherweiſe die Eröffnung des Wirthſchaftsdirektors aus keiner lautern Quelle fließen.

Auch der Graf, der in dieſem Augenblick mit fieberhafter Erregung den Zauberſtab der Erinnerung über die Jahre faſt eines Menſchenalters ausſtreckte und vor dem Gedanken, ſich denn nun hier die Gräber öffnen zu ſehen, die vernarbten Wunden wieder aufbrechen, erſichtlich zitterte, deutete eine gleiche Vorausſetzung an, indem er fragte:

„Sie haben den Dienſt des Herrn von Fernau —“

„Keineswegs!“ antwortete der Angeredete, noch ehe ſich Gertrud orientirte, daß der Graf wahrſcheinlich gemeint hatte „quittirt“.

„Sie ſind im Begriff, es zu thun, glaube ich. Jene höhern Bedingungen —“

„Wo denken Sie hin, Herr Graf —?“

„Haben Sie mich nicht ſchon Einmal um einer beſſern Stelle willen —“

„Mein Thätigkeitstrieb ging mit Ihren Mitteln nicht gleichen Schritt. Es giebt Naturen, die nicht feiern können. Sie ſelbſt gehören dazu, Herr Graf —! Ihre glänzende Leiſtung als Reiſender —“

„Sprechen Sie von Ihrem —“

„Mit wahrem Vergnügen erfülle ich meinen Auftrag, fällt dabei doch auch mir ſelbſt eine Laſt vom Herzen —! Ja, liebe Gertrud, was waren das für Tage — damals vor fünf Jahren! Alſo, Herr Graf, nichts weniger als außer Dienſten der Frau von Fernau! Im Gegentheil, ich befinde mich hier im Auftrage der gnädigen Frau ſelbſt —“

Gertrud horchte. Dem Grafen erſtarb ein „Sie ſcherzen —!“ auf den Lippen.

„Gewiß,“ begann mit allen Zeichen ebenſo der innigſten Ergriffenheit über die Sache, wie des verletzten Ehrgefühls über die Verkennung ſeiner Motive der Beamte, „gewiß, Herr Graf, und Sie, meine liebe Gertrud, hören alſo auch Sie, die Sie allerdings das größte Verdienſt um das arme Opfer einer jammervollen Verblendung des Verſtandes und des Herzens haben, hören alſo auch Sie, was ich im Auftrag der Frau von Fernau zuerſt hier in dieſem Schloß Wildenſchwert ausſprechen ſollte — hier in dieſen Zimmern, wo ſie einſt —“

Mit Rührung blickte Herr Anbelang um ſich und

ſuchte die Fäden ſeines Vortrags wieder zu gewinnen, die ihm unter dem Druck der Nothwendigkeit, das Entſetzlichſte und auch ihm vollkommen räthſelhaft Gebliebene zu berichten, verloren gegangen waren.

„Welches die Motive ſind," ſagte er nach einer Pauſe, „die Frau von Fernau zu dieſer Miſſion beſtimmt haben, ich kann es nur ahnen —"

„Haben nicht dieſen Zwang die gerichtlichen Ermittelungen herbeigeführt —?" wollte der Graf fragen.

Anbelang entgegnete aber ſchon auf das bloße Wort „gerichtlichen" —:

„Unter keiner Bedingung! Möglich, daß ſchon die Erhebungen dicht an der Grenze der Wahrheit angekommen ſind! Beſſer aber, die Schuld wird — bekannt, als ſie wird — erkannt —"

„Fernau iſt der Mörder!" rief Gertrud mit feſter Stimme und den Wirthſchaftsdirektor in's Auge faſſend.

Zur Beantwortung dieſer Frage ließ ſich der ſonſt ſo zuvorkommende, Andern ihre Fragen erleichternde Mann eine Bedenkzeit, ſo daß die furchtbaren Worte in der weiten Wölbung des Zimmers vollſtändig aushallen konnten. Jede Schallwelle konnte ausgezittert haben, ehe ſich ſein Mund wieder zu öffnen wagte. In ſeinem Nichtbeantworten der geſtellten Frage (er blieb die Antwort ſchuldig) lag das berühmte Wort des franzöſiſchen Kothurn's: „Du haſt's geſagt, nicht ich —!"

Nach einem Seufzer zog der Bevollmächtigte

einen Brief aus der Taſche, entfaltete ihn langſam und ſchickte der Vorleſung deſſelben die Bemerkung voraus:

„Die Verwundung iſt ſchwer geweſen, wurde jedoch geheilt! Der Glaube an eine Selbſtbeſchädigung wird von den Richtern nicht getheilt! Die Wülfing's ſind ebenfalls unſchuldig. Ein Verdacht führt auf jenen verrufenen Zuchthäusling, den Sie ja kennen werden, liebe Gertrud —“

Keine Schonung, die Gertrud dem braven Nante verſprochen hatte, hinderte ſie, den Namen „Bartel —!“ auszurufen.

„Erwieſen iſt noch nichts. Man beobachtet den Menſchen, ſeine ganze Familie, ſeine Frau, ſeine Töchter. Sie kennen die zu allem fähige Marlene —! Mittlerweile ſchrieb mir Frau von Fernau vorgeſtern dieſe überraſchenden Zeilen —“

Anbelang überreichte ſie dem Grafen.

Der Mann, der ſich bisher der Letzte ſeines Stammes geglaubt hatte, ſah die Handſchrift ſeiner geſchiedenen Frau und wurde von dem Anblick ſo erſchüttert, daß er, ohnehin zu tief ergriffen, das eigene Leſen ablehnte und den Brief mit ſtummer, aber zum lauten Leſen auffordernder Gebehrde an Gertrud gab.

Dieſe las denn auch mit feſter und deutlicher Stimme:

„Lieber Anbelang, man theilt mir mit, daß in der unſeligen Prozeßverhandlung gegen unſern ehemaligen Förſter Wülfing die Frau eine beſonders auf-

fallende Betrübniß an den Tag legt. Sie hat einen Geiſtlichen zu ſich kommen laſſen und dieſer ſoll am Sonntag darauf über das Wort gepredigt haben: „Wer unſchuldig lebt, der lebt ſicher.“ Die Unſicherheit eines ſchuldbewußten Lebens kenne ich. Um ihr ein Ende zu machen, ertheile ich Ihnen folgenden Auftrag. Beſuchen Sie mich mit keinem Schritt mehr nach Empfang dieſer Zeilen —! Auch würden Sie mich nicht mehr in der Reſidenz antreffen. Nehmen Sie ſofort auf meine Koſten Extrapoſt und begeben Sie ſich nach Schloß Wildenſchwert! Sagen Sie dem Grafen, daß ich vor zweiundzwanzig Jahren eine unerhörte, nur durch eine wahnſinnige Herzensverblendung zu entſchuldigende Frevelthat an ihm, an Gott und den Geſetzen der Natur begangen habe. Ich betrog ihn um den Vaternamen. Den Frevel erhöhte der Umſtand, daß das Kind, das ich ihm ſtahl, ein Knabe war. Ich entzog dadurch dem Grafen mein Vermögen. An der That dann jenes Hennenhöft bin ich unſchuldig. Ich glaubte, der Sproß des Hauſes Wildenſchwert wäre miteinbegriffen geweſen im Kinderſegen eines Auswandererſchiffes und lebte irgendwo jenſeits des Oceans, ein heranreifender Bürger der neuen Welt. Sagen Sie dem Grafen, er ſollte mich bemitleiden um die Qualen, die ich gelitten habe, gelitten nicht erſt — ſeit ich von dem Findling auf meinen Gütern hören mußte. Soweit ich mich ſeines Charakters erinnere, iſt der Graf nicht unempfindlich

für den Muth, ein hartes Geſchick mit Würde zu ertragen. Meine That war ein Vergehen, das eine Kette von Unglück nach ſich zog. Ich war, wie die Schrift ſagt, ſicher in nichts, ſelbſt nicht in den Freunden, nicht im Gatten, nicht in meinen noch ſpäter gekommenen Kindern. Nur in einigen Dienern war ich's. Aber ich will dieſe in ihrer Unſchuld nicht länger leiden laſſen. Der Graf wird ſo großherzig ſein, dieſe Menſchen in ſeinem Dienſt zu behalten. Sie ſind die Gewiſſenhaftigkeit ſelbſt. Sorgen Sie für das Niederſchlagen aller Unterſuchungen. Mein Mann iſt, ich ſchwöre es zu Gott, an meinem Verbrechen unbetheiligt. Daß ihn jetzt, daß meine Kinder das traurige Loos trifft, unbemittelt zu werden, thut mir leid. Ich wünſchte, ſie könnten entbehren, wie ich es kann. Da, wo ich mich hinbegeben und hinfort leben werde, genügt mir Brod und Waſſer. Setzen Sie den jungen, jetzt volljährigen Grafen Wildenſchwert in ſein Erbe ein oder den Vater, wenn die Gerichte meinen Sohn erſt als fünf Jahre am Leben anerkennen ſollten. Wenn nach Ihrer letzten Aufſtellung meines Beſitzſtandes mein Vermögen nur noch 800,000 Thaler beträgt, ſo wird es eben jener Summe gleichkommen, die der Graf bei unſerer Scheidung für ſeinen Sohn hätte beanſpruchen dürfen. Eine etwaige, an mich oder Fernau oder unſere Kinder denkende Großmuth deſſelben laſſen Sie nicht aufkommen —! Sie würde mich nur drücken. Jene „Sicher-

heit," von der ich ſprach, liegt nur in einer völligen Ausgleichung des Geſchehenen und in einer freiwillig auferlegten Buße. Machen Sie das alles mit dem Grafen gerichtlich ab, holen Sie beide gemeinſchaftlich ſeinen Sohn aus dem Krankenhauſe und laſſen Sie auch die Neſſelborn'ſche Familie ihr Verhältniß zu dem, wie ich mit Dank gegen Gott vernehme, gutgearteten Jüngling nicht entgelten. Mit Ausnahme des alten verſtorbenen Schulmeiſters von Steinthal und deſſen Enkelin hat die Familie, wie ich höre, nicht beſonders liebevoll an ihm gehandelt. Ueber die ruchloſen Abſichten, die ſich kund gaben, den rechtmäßigen Sohn des Grafen aus der Welt zu ſchaffen, erſparen Sie mir jede eingehende Aeußerung. Sorgen Sie nur, daß die Wülfings erlöſt werden. Es ſind die beſten, treueſten und erprobteſten Menſchen von der Welt. Mein Sohn, der junge Graf, ſoll ſie werth halten — um ſeiner unglücklichen Mutter willen. Dieſer Brief, mein eigenes Todesurtheil, enthält nur Ergebniſſe. Wie dieſe entſtanden, wie ſie gewonnen wurden, das vermöchte Ihnen keine Schilderung klar zu machen. Gottes Segen begleite Ihre Schritte —! Ich ſpreche Ihnen dankerfüllt — für dieſe Erde mein Lebewohl — —"

Nur Einmal hatte Gertrud beim Leſen dieſes wie vom Himmel gefallenen Briefes geſtockt, da, wo von ihr ſelbſt die Rede war. Sonſt hielt ſie ihren Vortrag, als wenn die Boten Gottes die Gerechten

und Ungerechten in ihre abgeſonderten Schranken rieſen und das Thal Joſaphat das Ende aller Dinge im Himmel und auf Erden brächte.

Anbelang behauptete, den Brief mehr als ein dutzendmal geleſen, ſeinen Inhalt bezweifelt und wieder geleſen zu haben. Dennoch erſchien er durch Gertruds Vortrag noch mehr erſchüttert, als ſelbſt der Graf, in deſſen Gemüth die zurückgeſtauten Gewäſſer des Schmerzes, des beleidigten Ehrgefühls, der aus Rückſichten unterdrückten Thatkraft plötzlich wie nach aufgezogener Schleuſe hereinbrauſten. Für ſeine Perſon ſchien er mit der Schreiberin des Briefes kein Mitleid zu haben. Seine am Buchſtaben, am Geſetz, an der Form haftende Natur hatte keinen Sinn für Sentimentalität. So that er auch jetzt, als wenn er zweiundzwanzig Jahre lang ſich bekämpft hätte, eine Meinung auszuſprechen, die ihm nun endlich erlaubt wäre. Und wie bediente er ſich dieſer Erlaubniß —! Anbelang erſchrak über die Wirkung des Briefes, die ſich ſein weicher Charakter anders gedacht hatte.

„Das iſt ja fürchterlich!“ rief der Graf, wie entfeſſelt von allem, was ihn ſeit Jahren gebunden und von der Kundgebung ſeines Gefühls zurückgehalten hatte. „Das erinnert ja an die alten Geſchichten von Medea, die wir auf den Schulen nicht haben glauben wollen! Eine Mutter mordet, einem Manne zum Trotz, den ſie haßt, ein Kind, das ſie ſein nennt von

ihm — das war die alte Zeit! Die neue ſetzt noch hinzu: Nicht aus Haß gegen den frühern Mann thut ſie es, ſondern aus Liebe zu dem Buhlen, der ihre neue Leidenſchaft wird! Was ſchreibt ſie da? Sie, ſie hätte ihn nicht ermordet —? Sie wäre nicht betheiligt an den neuen Verſuchen, meinen Sohn aus der Welt zu ſchaffen —? Im Gegentheil! Sie hat die eine That vollbracht und die andere. Die Furcht iſt die Veranlaſſung dieſes Briefes, die Furcht vor dem Anwachſen der Schuld, die Beſorgniß vor dem überlaufenden Gefäß, dem Gewiſſen der Frau des Schurken Wülfing. Den ſoll ich in meinen Dienſten behalten? Hahahaha! Und ſie ſchwört zu Gott, Fernau wäre unſchuldig —? Der Bube hat ihr das Meiſterſtück der Verſtellungskunſt, eine Mutter, die auf Reiſen ein Kind wie aus Verſehen liegen läßt, gelehrt, es ihr angerathen —! Begegne ich ihm, ich ſtoße ihn nieder oder rufe ihm den Mördernamen zu und verweigere ihm Satisfaktion. Kein Ehrengericht der Welt wird mich zwingen, ſie ihm zu geben. Großmuth! Nicht um einen rothen Heller übe ich Großmuth an dieſen — mehr als Banditen! Denn der Bandit iſt ohne Bildung und mordet friſchweg ohne alles Raffinement."

Der Beamte ſtand erſtarrt. Selbſt Gertrud konnte ſich nicht ſofort in dieſe Auffaſſung finden. Jener, dem Jadwiga's leidenden Mienen vom letzten Winter vor Augen ſtanden, der von Fernau's Undank,

von den Unarten ihrer Söhne wußte, hatte ſich dieſe Wirkung eines Briefes, der ihm von einer verzweifelnden, der Welt für immer entſagenden Lebensſtimmung gekommen ſchien, nicht erwartet. Zweifelnd ſah er bald auf den Grafen, bald auf Gertrud.

Letztere ſchwieg. Denn im Grunde hatte ſie den Grafen ſo gewollt. So war er in jenem Zuge, in den ſie ihn durch ihren Beſuch hatte bringen wollen. Sie hütete ſich, auch nur mit einer Sylbe in die Rede des Grafen einzufallen. Er gehörte zu den Menſchen, denen man, wenn ſie erregt ſind, nicht einmal zuſtimmen muß. Denn dann hat man in der Regel doch nicht den rechten Punkt getroffen, worüber die Zuſtimmung erwartet wird. Solche Menſchen erſchrecken vor dem Schatten, den ihre Erregtheit wirft, vor dem Echo, das ihre Selbſtgenüge hervorruft; ſie laſſen nach, wenn ſie merken, daß von ihnen etwas feſtſtehen ſolle, etwas ſo gewiß und bekannt ſein, wie eine Sache, die man an den Straßenecken ausruft.

„Glauben Sie mir," wandte ſich der Graf an den Ueberbringer der Botſchaft, der für ſich ſelbſt beſorgt zu werden anfing, „glauben Sie mir, dieſer Brief iſt das Bekenntniß einer Ueberführung! Die Miſſethäter konnten nicht mehr weiter! Ihre Gräuelthat wuchs ihnen über den Kopf! Jetzt werde ich die Akten ſehen. Wir werden natürlich ſofort reiſen. Noch heute. Ich gedenke die Sache meines Sohnes ſelbſt zu führen. Sie beruft ſich auf die Kenntniß

meines Charakters, ſie will noch etwas von einem gewiſſen großmüthigen Zuge in meinem Weſen behalten haben —! Sie täuſchen ſich, Madame! Wenn dieſe Frau nicht ſchon auf der Flucht iſt, ich könnte ſie zerreißen — Anbelang, Sie, mein Fräulein, vergegenwärtigen Sie ſich das —! Hier hat ſie gehauſt — hier trug ſie eine Hoffnung unter dem Herzen und ſchmiedete einen ſo teufliſchen Mordplan —! O jetzt verſtehe ich die höhniſchen Reden von damals — dieſe Worte, die mir das Herz zerſchnitten —! Es iſt — ja! — es iſt ſeitdem entzwei — vor —"

„Bekämpfen Sie Ihren Schmerz —!" ſagte der Schnelldenker, der ſich aber verrechnet hatte in der vom Grafen erwarteten Zuſtimmung zu ſeiner Annahme von „Schmerz."

„Schmerz —?" fuhr ihn dieſer an. „Ich gebe Ihnen hier mein Ehrenwort, ich habe gar keinen Schmerz und wollte die ganze Sache nicht glauben. Sie wiſſen es ja, Fräulein Gertrud —"

Erſt bei dieſer faſt vertraulichen Anrede, die Gertrud verlegen machte und ſie zwang, ihre Augen unwillkürlich auf die Erde zu richten, kamen dem Grafen Gedankengänge, die den Strom ſeiner Leidenſchaft unterbrachen, ohne daß ſeine Entſchloſſenheit darüber wankend wurde.

Mürriſch forderte er den Wirthſchaftsdirektor auf, an einem Frühſtück Theil zu nehmen. Dann ſetzte er hinzu, ob ihm genehm wäre, daß ſie unmittelbar

darauf aufbrächen. Er würde einen bequemen Reisewagen anspannen lassen und schlüge vor, gleich Tag und Nacht zu fahren, um die Folgen des begangenen Verbrechens auch nicht eine Stunde länger andauern zu lassen, als nöthig wäre.

Aus welchen Quellen nun auch des Grafen Sehnsucht nach seinem Sohn kam, ob aus den tieferen des Gemüths oder den oberflächlicheren der Reflexion, das war Gertrud gleich. Sie sah, Theodor war anerkannt, gerettet aus einem haltlosen, eine Irrfahrt durch's Leben versprechenden Dasein.

Beim Frühstück legte sich der Graf keinen Zwang an. Die Diener mußten die Abreise anordnen, die Bequemlichkeiten, die ihr Herr gewohnt war, vorbereiten; man bediente sich bei Tische selbst und Gertrud legte vor. Sie durfte so thun, als wäre sie zu Hause. Der Graf räumte ihr diese Stellung ohne Worte, lediglich durch sein Benehmen ein. Anbelang staunte, erlaubte sich jedoch keine Bemerkung, die sein Erstaunen verrathen hätte. Die Neigung Gertruds zu Theodor Waldner war schon oft in Steinthal Veranlassung zu dem Scherz gewesen: Ihr beide gebt noch ein Paar —! Ein tiefer Unmuth des Grafen über den Boten des enthüllten Verbrechens blieb. Im Geist warf er ihm vor, das Wahre, wenn nicht gewußt, doch längst geahnt und nicht darnach gehandelt zu haben.

Man entwarf für das gemeinschaftliche Verfahren

in der Reſidenz ein Programm. Allem voran ſtand für den Grafen der Gang auf's Gericht. Gertrud hätte lieber gehabt, ſein erſter Gang hätte ſeinem Sohn gegolten, den er ſo ohne Widerrede, ſo ohne jeden Zweifel anerkannte. Anbelang ließ die Aeußerung fallen, ob nicht noch zuvor die Begegnung mit der Mutter die wünſchenswerthere wäre.

„Meine Begegnung — mit — ihr?" warf ihm der Graf verächtlich entgegen.

Doch gab Gertrud die verſtändige Beruhigung für die verletzten Gefühle ihres treuen Beamten, als ſie ſagte:

„Der Brief verräth Ihnen ja, daß Sie Frau von Fernau nicht mehr finden werden! Ohne Zweifel ſind der Abfaſſung deſſelben ernſte Verſtändigungen mit ihrem Mann vorausgegangen. Die Söhne ſind nicht anweſend. Vielleicht iſt auch dieſer Menſch, dieſer Fernau ſelbſt, nicht mehr aufzufinden. In dem Briefe da finde ich Mancherlei zwiſchen —"

„Gewiß, das Schmerzlichſte!" ſchnitt der Schnelldenker die „Zeilen" ab und blinzelte auf ſein Trinkglas, ob er wol wagen dürfte, dem Grafen einen Glückwunſch darzubringen, ihm ein Lebenlaſſen ſeines Sohnes zuzumuthen. Und als er ſchnell hinterher geſagt hatte: „Wünſchen wir aber für den Herrn Grafen das Glücklichſte —!' und dabei wieder bald ſein Glas, bald Gertrud angeſehen hatte, merkte dieſe, was er wollte, und ging ſchnell auf einen andern Gegenſtand über. Ein-

Toaſt, etwa, wie ihn Anbelang ſchon im Stillen formulirt haben mochte: „Auf den neuen Sproſſen des alten Stammes der Grafen von Wildenſchwert —!“ (ach! Anbelang hatte die Genealogie, die Geſchichte des Wappens dieſes Hauſes, ſo gründlich ſtudirt, hatte früher ſogar auf Mußeſtunden ſeines Alters für die Edirung einer Monographie darüber gerechnet —!) würde nach Gertruds Vorausſetzung auf den Grafen nicht gut gewirkt haben. Nichts durfte ihm aufgedrängt werden. Im Gegentheil, es war beſſer, alles jetzt zu Beachtende aus ihm ſelbſt entſtehen zu laſſen. Alles Andere würde für ſeinen innern Aufruhr Abwiegelung geweſen ſein.

Der Reiſewagen fuhr vor. Gertruds und des Wirthſchaftsdirektors Sachen wurden aufgeladen. Der wunderliche Charakter des Grafen verleugnete ſich in Nichts. Eine Stunde nur hatte er gebraucht, um ſeine Baarſchaften und diejenigen Dinge zu ordnen, die für die Reiſe nöthig waren und von ſeinen Dienern nicht vorausgeſehen werden konnten.

Der Wirthſchaftsdirektor hatte ſich inzwiſchen die neue Einrichtung der Oekonomie angeſehen.

Als Gertrud beim Einſteigen heimlich der Dienerſchaft Trinkgelder zuſtecken wollte, hielt der Graf ihren Arm auf und ſagte ernſt:

„Laſſen Sie das —!“

Daß eine von ihr ſo verſteckt angelegte Form, ſich ein gutes Andenken im Schloß zu erhalten, ſofort von ihm bemerkt werden konnte, bewies, wie der Graf trotz der

tiefen Gedanken, in die er verſunken war, und trotz ſeiner eingetretenen förmlichen Schweigſamkeit, doch keinen Moment das ihm ſo werth gewordene entſchloſſene Mädchen aus den Augen verlor.

Die Reiſe dauerte heute noch bis ſpät am Abend. Dann wurde übernachtet. Am Abend des folgenden Tages war das verhängnißvolle Ziel erreicht. Die Männer erfreuten ſich unterwegs an Gertruds ſich mannigfach bewährender Intelligenz. Unter anderm hatte der Wirthſchaftsdirektor auf manche Schwierigkeit aufmerkſam gemacht, die ſich noch ergeben würde, und z. B. geſagt:

„Wird das Zeugniß der Frau von Fernau genügen, um den Beweis zu führen, daß das Hennenhöft'ſche Opfer wirklich Ihr Sohn iſt? Denn ich kann Fernau nicht verdenken, wenn er den ausdrücklichen Beweis angetreten ſehen will, daß nicht Hennenhöft ebenſo gut auch ein Kind eines ganz andern Urſprungs im Schooße der Erde verborgen gehalten haben könnte —?"

„Gewiß! Gewiß! Um für einen Profeſſor," fiel Gertrud ironiſch ein, „ein Beiſpiel aufzuſtellen für einen Menſchen, der auf einer einſamen Inſel geboren wurde, etwa einen jungen Robinſon, dem plötzlich ſein Freitag und ſein Lama geſtorben wären —?"

Der Graf lachte mit Wohlgefallen und fügte hinzu:

„Dann müßte man annehmen, daß Hennenhöft der Rieſe mit den Siebenmeilenſtiefeln geweſen, der

es beſonders auf die kleinen Kinder abgeſehen hatte. Dann würde aber wieder die Annahme, daß aus dem Kinderunterſchlagen dieſer Teufel in beſonderes Metier machte, ebenfalls ausdrücklich bewieſen werden müſſen —! Zumal," ſetzte ſeine angeregte gute Laune hinzu, „da es ſo ſcheint, als wenn man den Verſuch, den Neſſelborn einſt angekündigt hatte, den Urmenſchen darzuſtellen, öfters machen muß —! Mein Sohn geht, hör' ich, wie wir alle — ißt, wie wir alle — denkt und glaubt wie wir alle —! Er hat Niemanden den Gefallen gethan, auf den Händen zu gehen und mit den Beinen zu ſpeiſen. Den Urmenſchen habe ich nicht auf den caraibiſchen Inſeln, hat nicht Ihr Oheim in Steinthal gefunden. Der Urmenſch — das iſt der gereifte Denker, der vollendete Weiſe, Spinoza vielleicht oder Kant, in einer Dachſtube —!"

Gertrud wollte zur Rechtfertigung ihres Onkels — deſſen Umgebungen anklagen, wollte für ein unnennbares Etwas in Theodors Natur Proteſt einlegen — ſie zog vor, zu ſchweigen.

Als man das Ziel der Reiſe erreicht hatte, war es zu ſpät, um von den Schritten, die raſch gethan werden ſollten, noch etwas zu unternehmen. Gertrud wurde aufgefordert, im Hotel zu bleiben, wo der Graf abſtieg und dem Wirthſchaftsdirektor rieth, ebenfalls ein an das ſeinige anſtoßendes Zimmer zu nehmen. Doch ſie bat, ſie noch nach Hauſe, in die Vorwerksſtraße fahren zu laſſen. Dadurch wurde ihr eine große,

für ihre Hoffnungen entscheidende Thatsache erst später bekannt, eine Thatsache, die noch durch einen Ausgang des Wirthschaftsdirektors festgestellt wurde. Dieser hatte keine Ruhe im Hotel und überredete sich, noch wagen zu können, sich im Fernau'schen Hause melden zu lassen. Der Graf hatte ihn daran nicht gehindert.

Nach einer Stunde kehrte Anbelang voll Bestürzung zurück. Frau von Fernau war gestern abgereist. Man hatte nicht sagen können, wohin? Ihr Gatte war schon seit einigen Tagen verschwunden. Das ganze Haus, alle Zimmer waren verschlossen. Die Schlüssel befanden sich bei einem Advocaten der Stadt, demselben, der für Jadwiga in Geldangelegenheiten ihr nächster Rathgeber zu sein pflegte.

Diese Mittheilung fand der Graf nicht auffallend. Unterrichtete ihn doch im Saal des Hotels, in den er sich noch eines Nachtimbisses wegen begeben hatte, eine Zeitung, daß in Sachen des Mordanfalls auf den Findling Theodor Waldner verschiedene Mitglieder der Familie Bartel gefänglich eingezogen worden waren; Vater, Mutter, eine Tochter und ein im Nesselborn'schen Institut dienender Sohn.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Man kann die Frage aufwerfen, ob der Muth der Meinung in unſerer Zeit zu- oder abgenommen hat.

Vergleicht man die freudige Hingebung, wie in frühern Jahrhunderten Tauſende um ihrer Ueberzeugung willen in den Tod gingen, mit jener maſſenhaften Verleugnung z. B. ſeines evangeliſchen Glaubens, die ſchon die Geſchichte Frankreichs unter Ludwig XIV. bezeichnet, Verleugnung, die in Folge der Unbequemlichkeit entſtand, die in die Häuſer der Proteſtanten gelegte Dragonereinquartierung ertragen zu ſollen, und verſetzt ſich vollends in die Gegenwart, in unſer allgemeines Haſchen nach Auszeichnungen, irdiſchen Gewinnen, behaglichem Wohlleben, ſo möchte man an eine Verringerung der Ueberzeugungstreue glauben.

Theodor Waldner war vor fünf Jahren das Lieblingsthema der Zeit geweſen, ein Märchen aus ſonnenhellen Tagen der Gegenwart, der Wunderknabe in der Krippe, über dem der Stern einer großen Verheißung

zu ſtehen ſchien. Aber die Räthſel, die ſich um die Erſcheinung des mit einem bis zum Fanatismus gehenden Mitleid, beſonders ſeitens der Frauen, begrüßten Jünglings geſponnen hatten, enthüllten nur einen dunklen Familienvorgang, keine große Staatsbegebenheit, keine Verirrung des menſchlichen Herzens in der Nähe eines Throns. Wer den Findling zu einem betrogenen Thronerben gemacht hatte und ihm zuliebe die alten Geſchichten aus Veit Webers Sagen der Vorzeit (begrabene Puppen mit Wachsmasken) heraufbeſchwor, der folgte einem Zuge der Zeit, der die Throne morſchgeworden, in der Legitimität überwiegend eine Lüge zu ſehen das Bedürfniß hat.

Die Perſönlichkeit des Findlings machte weder den „Emil“ Rouſſeau's wahr, noch, nach der Entwickelung ſeines Verſtandes, den Däumling im Märchen. Sein Weſen wurde anfangs durch Mistrauen ſtörriſch. Er ſtieß durch Unfreundlichkeit das wohlwollende Entgegenkommen der Menſchen ab. Diejenigen gingen am ſicherſten, die ihn mit dem Menſchenbildner Peſtalozzi in Verbindung gebracht hatten. Eben dieſen drückte er die drei Grundbegriffe im Syſtem des Meiſters aus, Bildung für den Schall, die Form, die Zahl. Als eine Abſtraktion und ſozuſagen ein Ich-loſer Menſch auf die Welt gekommen, lieferte er Beweiſe für die Ton- und Sprachlehre, für die Meß- und die Zeichenkunſt, für den Reiz und die Welt der Zahlen. Er würde eine Abſtraktion geblieben ſein, ohne Fleiſch und Blut, ein

mechaniſch zuſammengeſetzter „Golem“, wenn nicht Gertrud die Schätze des Gemüths gehoben hätte, die in jedem Menſchen ruhen. Freilich bedrängten ſie zuletzt die noch nicht erſtarkte Geiſteskraft. Trotz ſeiner ſchönen Entwickelung war Theodor nahe daran, für die Welt ein Bonmot von geſtern zu werden.

Da kam der Mordanfall und die Anerkennung durch den berühmten Reiſenden, den Grafen von Wildenſchwert —! Jetzt war der zweiundzwanzigjährige Graf das goldne Blatt in der Chronik des Tages —! Wieder trug man ihn auf Händen —! Er wurde ſogar bei Hofe vorgeſtellt. Er ging von Salon zu Salon. Die Damen höchſten Ranges fanden ihn bewunderungswürdig. Sein naives Geſpräch feſſelte. Die langſame Art ſeines Sprechens gab dem Inhalt ſeiner Worte eine erhöhte Bedeutung. Man machte um ſeines Sohnes willen dem Vater den Hof. Ein Füllhorn von Liebesgaben, bunte Kiſſen, geſtickte Bänder, Tücher, Andenken und Huldigungen aller Art ſchüttete ſich aus über den Erben eines alten Namens und jetzt zugleich eines reichen.

Graf Wildenſchwert mäßigte ſeinen Eifer in Nichts. Seine Ausſagen vor Gericht waren kurz und bündig. Er zeigte die Pakten ſeiner vor Jahren geſchloſſenen Ehe und nahm Beſitz — von Allem, was ihm gehörte. Ein Einſpruch dagegen fehlte. Denn auch jener Advokat, dem Frau von Fernau bei ihrer Flucht — ſchon dachte man an Selbſtmord — die

Schlüſſel übergeben hatte, war vorbereitet auf die Schritte, die von Anbelang und dem Grafen zu erwarten ſtanden. Eine Summe blieb abgeſondert für Fernau's Gläubiger. Sogar jenes auf Neſſelborns Haus ſtehende Capital war dem Grafen zugeſchrieben, ſogar Villa Wolmerode, das ſich Frau von Pfannenhauer wieder anzukaufen erboten hatte. Fernau's Söhne waren von der Univerſität plötzlich verſchwunden.

Die Entlaſſung der Wülfing'ſchen Eheleute würde vielleicht nicht zur Ermittelung des einſt Geſchehenen beigetragen haben, wenn ihnen nicht der Anblick des vom Wirthſchaftsdirektor vorgelegten Briefes ihrer unglücklichen Gönnerin das Siegel vom Mund genommen hätte. Eine Laſt, die kaum länger zu ertragen war, fiel dieſen Menſchen vom Herzen. Sie bekannten. Ja ſie wurden eine Weile gegen ihre ehemalige Herrin eingenommen, als ſie immer mehr der noch größeren Schuld ihres entflohenen Gatten inne wurden. Denn ſchon bis zur Evidenz ſtellte ſich heraus, daß der grauenvolle, von gedungenen Helfershelfern ausgeführte Mordplan, erſt die Vergiftung des Trinkwaſſers, dann die Verlockung in eine offene Verſenkung, zuletzt der blutige Anfall mit freier Hand, die Folge der Verzweiflung war, die Fernau befallen hatte in Erwartung der Entſchlüſſe, die ſich im Innern ſeiner Frau zu vollziehen drohten. Von allen Seiten fanden ſich die Beweiſe für den tiefſten Bruch zwiſchen beiden Ehegatten. Bei jener Vermählung der Nichten Jadwiga's war

derſelbe vor Aller Augen hervorgetreten. Graf Wildenſchwert erfuhr den Zuſammenhang der Scenen, die in der Kirche ſtattgefunden hatten, jetzt anders, als ſie ihm Gertrud erzählt hatte, deren Quelle nur Waldner geweſen. Waldners Auge und Ohr war nicht beſonders geübt. Wenn er ſich anſtrengte, vermochte er das Raſcheln einer Maus zu hören und den Vogel in der Luft zu erkennen, aber die ſiebzehnjährige Abgeſchloſſenheit in ſeinem Kerkerraum, der Glaube, die Welt begrenzte ſich in ſeinem dunkeln Gewölbe, hatte verhindert, daß er die Sinne des Hörens und Sehens ſchärfte. Etwas hören oder ſehen — zu wollen, dazu hatte ihm Veranlaſſung gefehlt.

Hätte Graf Wildenſchwert die Art gehabt, ſich in ſeinem für irgend etwas gefaßten Feuer durch ſtumme Blicke, Erröthen, Augenniederſchlagen ebenſo, wie durch poſitive Einwürfe dämpfen zu laſſen, ſo hätte er Urſache gehabt, ſtutzig zu werden und tief nachzudenken, als er ſeinem Sohn die Erzählung der Vorfälle bei der Trauung in der Apoſtelkirche nach den Berichten wiedergab, die er darüber von Andern empfangen.

Denn über die erſte Begrüßung, die nicht im Krankenhauſe, ſondern im Neſſelborn'ſchen, im beſten und elegenteſten Zimmer des Penſionats ſtattfand, einem Zimmer, das ſofort dem von Neſſelborn mit jubelnder Oſtentation am Morgen nach Gertruds Wiederkehr abgeholten Zögling und — „Lehrer" eingeräumt

wurde, als hätte er ſchon immer darin gewohnt, kann der Bericht hinweggehen. Der Graf ſchloß den Ueberraſchten, keines Wortes Fähigen in ſeine Arme, wie wenn er ihn ſeit Jahren gekannt hätte. Selbſt auf den genialen Einfall der Educationsräthin, Vater und Sohn ſofort zu ergreifen, an den Spiegel zu führen und zu betheuern, daß an jenem Tage vor zweiundzwanzig Jahren, wo ſie beim Grafen zu Tiſch geweſen, dieſer ganz ſo ausgeſehen hätte, wie jetzt, bis auf den weniger entwickelten Bart, der „Sohn ihrer Liebe," wie ſie ihn nannte, ihr Pflegkind, ihr Augapfel, ihr Herzblatt, ging der letztere ebenſo ein, wie der Graf, dieſer jedoch ohne eine Spur von Sentimentalität. Letztrer fand alles in Ordnung, ſowol Theodors Aeußeres und Inneres, ſein Haar und ſeine Augen, ſeinen Sprechton und die Befangenheit, die vergebens nach Ausdrücken ſuchte und ihn immer nur Blicke werfen ließ auf die Töchter des Hauſes, auf Frau Hedwig und den Onkel, um zu hören, was dieſe ſtatt ſeiner ſagten. Oder Theodor corrigirte ſchüchtern die Verſicherungen, die dieſe an ſeiner Statt gaben. Der plötzlich Graf Gewordene fand alles übereilt, was geſchah. Er bat, ihn in ſein Dachzimmer zurückkehren zu laſſen, und weigerte ſich, dem Vater in ſein Hotel zu folgen.

Erſt Gertruds Vermittelung und ihr ſtrenges: „Du mußt das —!" verſcheuchte eine Wolke des Unmuths von ſeiner Stirn und beſtimmte ihn, ſich in

ſein Schickſal, das ihn mehr mit Wehmuth, als mit Freude erfüllte, zu finden.

Und zu den erſten Mittheilungen, die ihm der Vater (der ein Bedürfniß hatte, ſich den gewonnenen Sohn ſo vorzuſtellen, als reichte er vollkommen an ihn heran, mäße geiſtig genommen grade ebenſo viel Zoll, als er) im traulichen Beieinander des Ausfahrens, Beſuchemachens, morgendlichen und abendlichen Plauderns machte, gehörte die Darſtellung des an jenem Trauungstage Vorgefallenen.

„Der Präſident von Fernau, ein Ehrenmann, bemerkte Deine Anweſenheit und ſprach darüber mit ſeiner Frau. Auch ſein Bruder, der Dich ſchon oft beobachtet hatte, ohne daß Du es wußteſt, entdeckte Dich unter den Zuſchauern. Du drängteſt Dich faſt bis an die Franzen des großen Tuches, das vor dem Altar ausgebreitet lag. Alles murmelte darüber. Der Prediger blieb lange aus. Deine Mutter ſah Aller Blicke auf Dich gerichtet und hörte auch aus dem Munde von Damen, deren einige ihr wahrſcheinlich die Diamanten beneideten, Deinen Namen nennen. Wo —? ſoll ſie laut gerufen haben. Wo —? Und dann behauptet man, hätte ſie ſich ihrem Mann zugewendet und Worte geſprochen, die nach der einen Meinung: „Wenn ich jetzt hier am Altare —“ nach einer andern: „Iſt nicht auch ſein Vater da —?“ gelautet hätten. Aber Fernau ergriff ſie am Arm und ſchleuderte ihr zornige Blicke zu. Nun kam der Geiſtliche. Im-

mer ſprach ſie in die Worte deſſelben hinein. Man hielt ſie für irrgeworden. Als die Trauung beendigt war, wollte ſie auf Dich zugehen. Fernau führte ſie mit Gewalt fort, was ihm mühſam gelang, da Du ein Geſpräch mit der Tochter ſeines Bruders begonnen hatteſt. Und nun, eben weil alle Welt eine Scene erwartete, trat Fernau's Bruder, der Präſident, an Dich heran und wies Dich ziemlich unſanft Deiner Wege."

Es war eine ſpäte Stunde, nach dem Theater, das Theodor jetzt faſt täglich mit ſeinem Vater beſuchen mußte, als dieſe Mittheilung erfolgte. Die Erinnerung und die Lücke, die noch offen blieb im Bericht, bewältigten den Hörer ſo, daß er aufſtand, an's Fenſter trat und in den Sternenhimmel ſah.

Kein Zweifel, Fernau erwartete ſchon lange — nicht zwar den jetzt von Jadwiga gethanen Schritt, die freiwillige Selbſtanklage — er mochte ſie nur für eine Drohung gehalten haben — wohl aber das Vorgehen des Grafen und die Anknüpfung des Neſſelborn'ſchen Hauſes an die endliche Rückkehr des ſehnſüchtigſt Erwarteten. Dieſe Anſicht theilte auch Staudtner, der mit Einemmal die alte Erfahrung über die negativen Charaktere beſtätigte, daß auch dieſe vollkommen wiſſen, wann es Zeit iſt, durch einen poſitiv gemeinten Seitenſprung ihre Haut in Sicherheit zu bringen. Der Sanitätsrath ging zum Sieger über, behauptete, immer in deſſen Intereſſe gewirkt zu haben, trug Holz herbei, um die ſich allmälig immer entſchiedener aus-

bildende Abneigung des Grafen gegen die Neſſelbornſche Familie zu nähren, und wurde erſt da ſtutzig, als er den Grafen nicht gewillt fand, irgend etwas Nachtheiliges auch über Gertrud zu vernehmen. Denn Gertrud fehlte dem Grafen überall.

Noch hatten die Bartels nichts geſtanden. Es konnte aber nicht ausbleiben, daß ſie überführt wurden. Die anonymen Briefe wurden von den Sachverſtändigen Fernau ſelbſt zugeſchrieben. Marlene leugnete die Verlockung an die Fallthür, noch verſtockter ihre Mutter den Vergiftungsverſuch. Doch vom Vater konnte kein Alibi für die Stunde des Ueberfalls an den Holzhöfen angegeben werden und ſein Opfer, Theodor ſelbſt, erklärte, die Geſtalt des Vermummten, der ſich ihm genähert hätte, wäre die des ihm Vorgeführten geweſen, nur die Schultern nicht ſo breit. Schon glaubten Einige, die unſelige That wäre von Fernau ſelbſt verübt.

Jeder Tag brachte eine neue Entdeckung. Aber Niemand gerieth von jeder einzelnen neuen Thatſache, die in Erfahrung gebracht wurde, mehr in Aufregung, als Gertrud. Ihr zog ſich der feſte Grund und Boden unter den Füßen weg. Zurückgekehrt in ihre alte Lebensſphäre ſah ſie ihren Liebling, den Gegenſtand ihrer treuen Neigung, ſich und ihrer unmittelbaren Einwirkung plötzlich entzogen. Sie ſah die hämiſche Schadenfreude in den Mienen der Tante, wenn es hieß: Der Graf iſt mit ſeinem Sohn vom Monarchen auf ein Luſtſchloß entboten —! Oder: Der

Graf nimmt mit ſeinem Sohn an einem Diner des Miniſters Theil —! Oder: Er giebt ſelbſt eines in einem beſondern Saal des Hotels —! Da wurde denn auch der Educationsrath eingeladen. Die große Düte voll Zuckerwerk, die der Graf vom geſammelten Deſſert für Gertrud mitſchickte, konnte ſie nicht erfreuen. Dem Leben des Hauſes — und wie mahnend waren ſtündlich deſſen Pflichten —! war ſie wie abgeſtorben. Sie machte Fehler und ſah deren noch mehr von Anderen gemacht, ohne daß ſie davon Notiz nahm. Eine Erſchlaffung kam über ſie, eine förmliche Abgeſtorbenheit. Dumpf und hohl klang alles um ſie her. Selbſt das Nächſte, das Unmittelbarſte, das ſie erlebte, rüttelte ſie nicht auf. Und doch war Einiges davon ſo ernſt, daß ſie hätte mitangreifen und handeln ſollen.

Das Inſtitut war im entſchiedenſten Sinken begriffen. Neſſelborn, zum Profeſſor, zum Educationsrath ernannt, abhängig von Bögendorf und vom Miniſterium, bequemte ſich den Anforderungen des reaktionären Zeitgeiſtes. Die Zahl der Penſionäre hob ſich zwar etwas — denn die vornehme Welt will eben dem Ton folgen, den er in ſeinen Programmen mit der Feder, in ſeinen Geſprächen mit dem lebendigen Wort anſchlug. Aber die Schülerzahl, die von außen kam, die ſogenannten Externen, minderte ſich. Die Verwirrung im Lehrerperſonal wurde immer größer. Trotzdem, daß Schlickum und Wehr-

mann entſchieden in den Hintergrund getreten waren, hatten Bechtold und Hellwig gekündigt. Sie wollten den Wintercurſus nicht mehr mitmachen. Der Führer des Ganzen misfiel ihnen, die Zudringlichkeit der Töchter des Hauſes erreichte den höchſten Grad. Man ſagte, die Mädchen beabſichtigten, um jeden Preis verheirathet zu ſein, ehe die Fürſtin Porphyrogenitus kam. Dieſe Dame erwartete man für den Herbſt. Statt der Dukaten, die man von ihr als ſo leicht zu erwirken geſchildert hatte, kamen Gerüchte, das Eintreffen dieſer vornehmen Frau würde Enthüllungen über den „erziehlichen" Charakter der Inſeparables bringen. Dieſe Gerüchte mußten glaubhaft erſcheinen, wenn man die Folgen erwog, die ſich aus Bechtolds und Hellwigs Kündigung ergaben.

Zuerſt brach darüber im Hauſe eine förmliche Verzweiflung aus. Neſſelborn erklärte, er würde dieſen beiden, ihm unerſetzlichen Lehrern jedes Opfer bringen. Und in der That, als die jungen Männer unentſchloſſen und tiefbewegt auf Gertrud blickten, da glaubte man mit kurzem Prozeß das hauptſächlichſte Hinderniß für ein Bleiben wegräumen zu müſſen. Man kündigte zugleich dem offenen und dem geheimen Widerſacher der beiden erhofften Schwiegerſöhne, dem „Ueberdaurer aller Generationen" Wehrmann und dem L'hombreſpieler Schlickum. Jetzt aber ereignete ſich das Allerſeltſamſte. Dieſe beiden, nur um nicht zu weichen, benutzten die erneuert zur Schau getragene laue Stim-

mung ihrer beiden Gegner, erklärten für erwieſen, daß der junge Graf Wildenſchwert, Bechtold und Hellwig, alle drei, im Liebesbann der Nichte des Hauſes, der „unverbeſſerlichen Kokette“ (Worte der Educationsräthin) Gertrud lägen, und wagten das Kühnſte, das von dieſen beiden, dem ewigen Junggeſellenſtande ſchon ſo gut wie verfallenen Männern, geboten werden konnte, ſie verſicherten, längſt ſchon eine unbezwingliche Neigung für die Töchter des Hauſes zu haben und boten ſich als Stützen des Vaters, als deſſen Schwiegerſöhne an.

Alles das vollzog ſich im Lauf weniger Wochen, parallel mit den umſtändlichen Förmlichkeiten der Einſetzung des Grafen in alle Conſequenzen der Selbſtanklage ſeiner geſchiedenen Frau und des nahezu ſchon in contumaciam als Mörder verurtheilten Fernau.

Von Jadwiga erfuhr man, ſie lebte mit ihren Söhnen in einem einſamen Felſenthal in der Hochſchweiz; von Fernau, er befände ſich in Amerika.

Gertrud hätte nach dem Urtheil der Educationsräthin den Namen einer Kokette noch um eine vierte Beziehung verdienen ſollen. Auch der alte Graf Wildenſchwert behandelte ſie mit einer Aufmerkſamkeit, die weit über die Verpflichtung gegen die Pflegerin und Erzieherin ſeines Sohnes, welchen Ruhm er ihr, und dies der Direktorin und deren Gatten in's Angeſicht, gelaſſen ſehen wollte, hinausging.

Aber bei Alledem war Gertrud nicht glücklich.

Ja, die böſen Neider hatten Recht, ſie ertrug es nicht, daß ſie ausgeſchloſſen bleiben ſollte von des geliebten Freundes neuer Welt. Sie hatte ſich dieſe Trennung nicht ſo durchgreifend, nicht ſie ſo iſolirend gedacht. Wenn ſie jetzt von Theodor hörte, ſo war es der junge Graf Wildenſchwert. Ein Bedienter begleitete ihn, ſchon um ſeiner Sicherheit willen, auf Weg und Steg. In einem Staatswagen, den der Vater von Schloß Wildenſchwert hatte nachkommen laſſen, fuhr er an ihr vorüber. Er war in Geſellſchaften und trug die elegan-teſten Kleider. Er ritt mit ſeinem Vater. Er beſuchte Gemäldegallerieen, Bibliotheken, wiſſenſchaftliche Samm-lungen, ja er genoß den ganzen Ruhm ſeines Vaters mit, den Ruhm der mit ſo glücklichem Erfolg ge-krönten Expedition. Theodor blieb mit Gertrud gut und freundlich, er überhob ſich nicht, Dünkel und Anmaßung waren ihm fremd. Aber ſie ſah es ihm an, daß er von ihr wie von einer Schweſter ſcheiden konnte — mußte es einſt heißen, die Geſchäfte in der Reſidenz ſind ab-gethan. Aller Rapport der Seele war dahin, die ſchalkhafte Vertraulichkeit zweier Herzen, die ſich für die Ewigkeit zu gehören glaubten, ohne daß ſie es ſich erſt zu geſtehen brauchten, die frühere Neckluſt, die ehemals auf dem Dorf ſo oft mit einem Haſchen, ja mit Küſſen geendigt hatte, das raſche Kopfzuſam-menſtecken, das für ein mit Entbehrungen behauptetes Geheimniß ſo reich belohnt — nichts konnte ſie ihm noch rathen, noch weniger ihn etwas heißen — ſie

begriff nicht, wie sie sich von den Folgen der Einsetzung des Geliebten in seine Rechte eine so verkehrte Vorstellung hatte machen können.

Bechtold und Hellwig wurden in ihrer Bewerbung dreister. Beide Freunde schienen sich das Wort gegeben zu haben, an sich selbst den Beweis zu führen, daß unsres großen Dichters „Braut von Messina" ein willkürliches Rechenexempel, eine Dichtung ohne Lebenswahrheit ist. Einer wußte vom Andern, daß er die Königin seines Herzens anbetete, und doch liebten sie sich einander. Reine und edle Naturen werden sich in einem solchen traurigen Fall nur veranlaßt fühlen, sich gegenseitig desto höher zu schätzen. Jeder vertraute seiner Kraft, ohne die des Andern herabzusetzen. Jeder fühlte die Mahnung, großherzig zu sein. Hatten sie doch ohnehin beide die Aussicht, dem heißesten Wunsch ihres Herzens entsagen zu müssen. Früher wenigstens schien es ihnen festzustehen, daß Waldner und Gertrud im Stillen einen Bund für's Leben geschlossen hätten. Damals hatten sie sich im Scherz und sich selbst ironisirend gesagt: „Wir werden bei seinem ersten Sohn Gevatter stehen —!"

Daß beide Freunde später, kurz vor Waldners neubestandner Todesgefahr, der Ueberzeugung inne geworden waren, Waldner hütete ein besondres Geheimniß und ein Geheimniß, das grade Gertrud zu verbergen sein mußte, das hatte die letztre endlich nur zu gut erkannt. Der Schmerz, den sie darüber empfand, war

in den Hintergrund getreten, als den Freund des Todesengels ſchwarze Fittiche umranſchten. Bald aber grübelte ſie wieder. Sie wollte fragen. Sie hatte eine Ahnung, daß Theodor in ſein Herz eine andere Neigung geſchloſſen hätte. Aber ſie war zu ſtolz, ſich in ſolchem Grade demüthigen, ſo ſich beſchämt ſehen zu ſollen. Ihre Gedanken gingen jetzt darauf hinaus, ſich allmälig einer großen Thorheit anzuklagen, wenn ſie geglaubt hätte — und ſie hatte es geglaubt — ſie würde dem jungen Grafen Wildenſchwert, dem ſich eine neue Welt eröffnete, denſelben Werth behalten, den ſie für Theodor Waldner in Steinthal und im Neſſelborn'ſchen Hauſe gehabt hatte.

Die Weiterführung der gerichtlichen Unterſuchung brachte Thatſachen zum Vorſchein, die in ſolchem Grade beſchämend für die Bildung der bevorzugten Stände ausfielen, daß man bei allem Verſichern, die Gerechtigkeit gälte nach oben wie nach unten und ließe kein Anſehen der Perſon zu, doch annehmen durfte, es geſchah Manches, um wenigſtens für die dabei betheiligten Verwandten den Eclat zu vermeiden. Da waren vor allem zu ſchonen die Angehörigen der zweiten Frau des Commerzienraths von Wolmerode, unter deren Förderung und Vermittelung die Trennung Jadwiga's von ihrem erſten Gatten ſtattgefunden hatte. „Tante Weisheit" hatte beinahe die Nerven ihres Rückenmarks vergeſſen, lag ſeltner auf ihren Kiſſen, fuhr nicht mehr auf Rollſtühlen, ſie konnte gehen und

die höchsten Protektionen beschwören, um zu unterdrücken, was nur irgend zu unterdrücken möglich war, ohne die öffentliche Meinung herauszufordern. Vor allem wurde das erste Verbrechen, der Anfang aller folgenden Gräuel, die Unterschlagung der Geburt des Findlings wie etwas Verjährtes betrachtet. Der schon entworfene Steckbrief auf Frau Jadwiga von Fernau wurde zurückgenommen. Die Unterhandlung mit der Schweiz wegen Auslieferung der dorthin Geflüchteten wurde abgebrochen. Ein besonderes Mitleid hatte man mit dem Präsidenten, dem Bruder des Mörders, einem der ehrenwerthesten Beamten des Staats. Als sich immer klarer zu enthüllen anfing, daß eine Verbindung des Entwichenen mit einer berühmten über die Maßen verschwenderischen Schönheit und deren geldgierigen Angehörigen, die in dem alternden Lüstling nur den Millionär sahen, die Fährte war, wo man den Spuren der Fernau'schen Verzweiflung über das Dasein eines jungen, echten Grafen Wildenschwert Schritt vor Schritt folgen konnte, da half denn auch nicht länger die Hartnäckigkeit im Leugnen bei einer Familie, die dem Anstifter des Mordes wie gefunden begegnet zu sein schien. Von Marlenens Vaternamen kam Fernau ohne Zweifel auf den schon einmal um diesen Waldner in's Zuchthaus gekommenen ehemaligen Dieb und auf dessen Frau, deren Verkehr in einer mit Giftbereitung beschäftigten Fabrik ihm die vollkommenste Vermittelung seiner Tigergrausamkeit

zu ermöglichen ſchien. Nur noch darüber lag ein unaufgehelltes Dunkel, ob die feigegewordene Hand des frömmelnden und allmälig verweichlichten Trunkenbolds dem unglücklichen Opfer den Todesſtoß gegeben haben konnte oder Fernau es ſelbſt gethan.

Das Mitleid mit der Familie des Präſidenten war allgemein. Es zeigte ſich in Kundgebungen des herzlichſten Antheils, wovon ſich die erſten Perſonen des Staates nicht ausſchloſſen. Es war die Rede von einem längern Urlaub, den der Präſident nehmen wollte und von einem Aufenthalt auf dem Lande. Die ſo hochgeachtete Familie war in ſolchem Grade in Aller Munde, daß ſogar die geringen Mittel derſelben, die eine Ausführung dieſer Vorſätze nicht eben begünſtigen würden, beſprochen wurden. Der Präſident hatte zwei Töchter auf Einmal auszuſtatten gehabt.

„Wie ſchmerzt mich," äußerte eines Tages Graf Wildenſchwert zu ſeinem Sohn, als beide von Villa Wolmerode aus, die ſchon jetzt zur Verfügung des neuen Beſitzers geſtellt war, einen Ritt durch den nahegelegenen Wald machten und die Scene zur Sprache gekommen war, der Zufall, der den Präſidenten und deſſen Familie zu Wohlthätern für den damals mishandelten Lehrer gemacht hatte — „wie ſchmerzt mich grade die Rückwirkung dieſer Frevel auf die Familie eines Ehrenmanns! Linda von Fernau war die treueſte Freundin Deiner Mutter, eine ſanfte, liebevolle Natur. Als ſie in die traurige Lage kam,

ſich von ihrer Schwägerin fern halten zu müſſen, litt ſie unſäglich. Ihr Gatte hatte früh die ungezügelten Begierden ſeines Bruders erkannt und mußte den neuen Ehebund Deiner Mutter in jeder Hinſicht misbilligen. Ich höre, der Präſident will für einige Zeit Urlaub nehmen und mit den Seinigen auf's Land ziehen. Was denkſt Du, Theodor, ich meine, ich gebe ihm einen Beweis meiner beſondern Hochachtung, erneuere die alte Beziehung, die ich, wie leicht erklärlich, ſeit zweiundzwanzig Jahren abgebrochen habe und auch jetzt am wenigſten bei meinem Zorn über alles, was Fernau heißt, wieder anknüpfen wollte, und lade ihn ein, mit den Seinigen den Reſt des Sommers und, wenn ſie wollen, den ganzen Herbſt in Wildenſchwert zuzubringen, er, ſeine Gattin, ſeine Schwiegerſöhne — Wir haben ja Raum genug. Hat er nicht auch einen Sohn —?"

Die Pferde gingen langſam. Der Wald war ſchattig. Ein von dem überhängenden Laub abgebrochener Zweig diente Theodor zum Verjagen der ſchwärmenden Stechfliegen. Die Schweife der Roſſe, das Schnauben, das jeweilige Aufſtampfen und Ausſchlagen der Thiere reichte nicht aus, die Placker zu bannen. Auf die für ihn wie Himmelsmuſik anzuhörende Rede ſeines Vaters konnte er vor Bewegung nichts als mit ſeinem Zweige hinundherfuchteln. Bei Erzählung ſeines bei Wolmerode erlittenen Unfalls hatte er nicht einmal Mechtilds Namen zu nennen gewagt.

„So iſt es noch eine Tochter, die er hat —“

Theodors ausgebliebene Antwort hatte der Vater für eine Verneinung genommen.

„Ich weiß es doch, es waren, glaube ich, drei Kinder —! Sie kamen erſt nach einigen Jahren der Verheirathung —“

Theodor nickte.

„Nun gut! Ich denke mir das ſo: Wir machen dort beide zuſammen einen Beſuch! Ich habe Dich überall vorgeſtellt, nur dieſer Familie nicht. Die Gründe lagen nahe. Morgen iſt Sonntag. Da iſt das Herz bei Jedem höher geſtimmt. Vielleicht beſuchten ſie vorher die Kirche. Ich werde dem Präſidenten einige Zeilen ſchreiben, ich gedächte ihn nach eilf Uhr in Deiner Begleitung zu beſuchen. Ich werde hinzufügen, daß ich das Bedürfniß hätte, dieſen Beſuch zu keinem Akt blos conventioneller Höflichkeit zu machen. Sind dann die Leute freundlich und gut, ſo erneuere ich den innigen Ton, den ich ſchon ſonſt zu Linda anſchlagen durfte, und lade ſie nach Wildenſchwert ein. Auf dieſe Art ſoll die Welt wiſſen, daß ich der Erſte bin, der die Achtung vor dieſem Ehrenmann in keiner Weiſe gemindert zu ſehen wünſcht —!“

Schon war der Graf gewohnt, in ſeinem Sohn einen Mitberather zu haben, der ſeine Meinung offen ausſprach. Dieſe Stellung hatte er ihm ausdrücklich gegeben. Sein Bedürfniß war, in Theodors Bildung und Benehmen nicht zu viel Lücken zu entdecken. Gern

ging er über alles, was ihm an ſeinem Erben unzulänglich erſchien, hinweg. Daß Theodor ſo vortrefflich im Sattel ſitzen, ſein Roß lenken konnte, nahm er wie eine Leiſtung, die ihm alle Mängel deſſelben im Zurechtfinden auf der Landkarte und in den Büchern der Geſchichte erſetzte. Ja er war nahe daran, den Sohn zu verziehen. Jede naive Aeußerung deſſelben erſchien ihm originell. In der That verleugnete ſich des ſo unvollkommen Ausgebildeten Naturell keineswegs. Seine Bemerkungen überraſchten ſelbſt Andere, nicht blos den Vater. Als ihn der Vater einmal mitten unter Büchern angetroffen, die er um ſich her aufgeſchlagen liegen hatte, und ihm Glück wünſchte zu ſeinem Lerneifer, hatte Theodor erwiedert:

„Vater, mir fehlt nur das rechte, ſchulmäßige, langſame Lernen, das Lernen um die Wette mit dem wachſenden Körper! Ich eſſe jetzt nachträglich gleichſam ganze Körbe voll Trauben, ſpüre aber nichts von Berauſchung. Mein Wein bleibt immer nur Traube. Mein Geiſt kann nichts keltern —“

Diesmal benutzte Theodor ſein Anrecht zum Meinungsäußern und wenigſtens zum Contraſigniren der Anſichten ſeines Vaters mit keinem Wort, ſondern gab ſeinem Pferde nur die Sporen und trieb damit ebenfalls das Roß ſeines Vaters zur Eile. Der aus Wildenſchwert mit Wagen und Pferden nachgekommene Kutſcher des Grafen trabte, zum Reitknecht metamorphoſirt, hinterher.

Der Graf war von den in Hingebung zerfließenden Neſſelborns veranlaßt worden, am morgenden Sonntag einer Feierlichkeit im Schulſaal beizuwohnen, einer religiöſen. Die großen Sommerferien begannen am Montag. Da ſollte denn noch vorher ein Hausgottesdienſt abgehalten werden. Die Predigt wollte Neſſelborn ſprechen.

Der Graf hatte zugeſagt, obſchon ihn bereits die peinliche Ahnung befiel, er würde in dem Vortrage oder gar im Gebet ſeine eigene Perſon und die ſeines Sohnes eine Rolle ſpielen hören. Der neureligiöſen Modeſtimmung, die ihn hier überall in der Geſellſchaft umgab und auch aus Neſſelborns Unterhaltungen mit ihm hervorklang (ihm gegenüber wie ein Fühlen auf den Zahn) war er nicht beſonders hold. Er hatte, als ihm Theodor von ſeinem ſchweren Auffinden Gottes erzählte, offen bekannt:

„Die Pfaffen hier predigen weniger noch ein Buchſtaben- als ein Stubenchriſtenthum! Was im Chriſtenthum das Große und Ewige iſt, das habe ich auf den Wellen des großen Meeres, im Verkehr mit den Heiden, unter wüſten und faſt wie verrückten Sitten erkannt! Da war das Einfach-Menſchliche, Civiliſatoriſche der Chriſtusreligion mein Troſt geworden und mein Stolz. Alles aber, was ich als von den Miſſionären verbreitet wiederfand, hatte ſich in einen neuen Götzendienſt ſtatt des alten verwandelt. Lug und Trug, Grauſamkeit und Mordluſt konnten damit im Ein-

klang beſtehen. Dagegen hab' ich im Verkehr mit den großen Kräften der Natur, mit Sonne und Mond religiöſe Weiheſtunden gehabt, für die ich in unſern Kirchen ſelten einen Ausdruck fand."

Der Graf hatte den Brief an den Präſidenten abgehen laſſen und darin gebeten, ihm nur im Fall der Verhinderung oder Ablehnung zu antworten.

So ging es denn am Sonntag zuerſt in die Vorwerksſtraße. Theodor war wie in verklärter Stimmung. Der Vater mußte ihn fragen, was er denn vorhätte. „Siehſt Du vielleicht Gertrud zu ſelten und freuſt Dich, ſie zu begrüßen —?" ſagte er, über das lächelnde „O nein!", das ihm zur Antwort wurde, erſtaunend. Noch waren nach dieſer Richtung hin, wo die Gefühle und Urtheile des Grafen ſelbſt völlig wie im Dunkeln taſteten, weder Fragen noch freiwillige Geſtändniſſe erfolgt. Eine zu lange Pauſe, die zur Entfremdung hätte führen können, konnte ſchon um deßwillen im Verkehr mit Gertrud nicht eingetreten ſein, weil ſie für die reiche Ausſtattung Theodors an Wäſche und Kleidern die unumgängliche Beratherin blieb und dies um ſo mehr bleiben mußte, als die Educationsräthin, die hier ausſchließlich die ſorgende Mutterſtelle vertreten wollte, von dem im eigenen Hauſe abgeſpielten Drama, den geſteigerten Wirren und überraſchenden Löſungen im Leben ihrer Töchter in Anſpruch genommen wurde.

Theodor gab eine unbefangene Erklärung ſeiner

gesteigerten Freude. Es thäte ihm wohl, sagte er, heute so viele der jüngeren Kinder, die ihn lieb gehabt und die auch er von Herzen lieb hätte, wiederzusehen. Im Uebrigen wollte er seine Freude aufrichtig bezogen sehen auf den Besuch beim Präsidenten. Die unwirsche Abfertigung damals bei der Trauung trüge er ihm nicht nach. War sie ihm doch jetzt zur Genüge erklärt. Selbst von dem Dank, den er Mechtild Fernau schuldete für ihre Pflege damals in dem Nachen, für ihre Hinweisung auf ein Buch, das ihn belehrt und erhoben hatte, vor allem auf die große Dichtung, die den Stolz der Deutschen bildet, sprach er mit einer Wärme, die dem Vater immer mehr auffiel.

Und auch darüber war Theodor glücklich, daß der ihm so wunderbar nahe gerückte Graf endlich aus dem starren, fast schonungslosen Verfolgen seines Rechtes, aus dem einseitigen Haften nur allein an seiner vollen Wiedereinsetzung in seine Ansprüche heraustrat und endlich Gefühl, Empfänglichkeit für Weiches und Mildes zu zeigen anfing. Sogar die Begrüßung seiner eigenen Person, die Adoption des rechtmäßigen Sohnes, hatte sich bei ihm wie ein juristischer Akt vollzogen. Aerzte, Richter, Hospitalbeamte, Nesselborn, die Lehrer des Instituts, die zugegen waren, als der Graf seinen Sohn zum erstenmal umarmte, hätten den Mann für gefühllos halten dürfen. In diesem für die Empfindung aller Zuschauer rührenden Augenblick hatte er ihn wie eine Sache behandelt, nicht wie ein Lebendes und

noch dazu wie nur durch ein Wunder Lebendes. Die einzige Gertrud glaubte damals den Schlüssel dieses auffallenden Benehmens zu besitzen und vertheidigte den Grafen aus dem Wesen seiner eigenthümlichen Natur heraus, die sie behauptete erkannt zu haben.

In der That war die Predigt, die Nesselborn hielt, nur zwei Gegenständen gewidmet. Einmal dem Dank, der Gott darzubringen wäre für die endliche Lösung des Räthselda seins, das bisher ein theurer und geliebter Bewohner dieses Hauses geführt hätte — (Jonas, im Bauche des Wallfisches fortlebend, mußte dies Wunder als — natürlich und möglich einleiten —!) sodann dem Thema, das kurzweg und in's Platte übertragen, etwa gelautet haben würde: Wendet Eure Ferien gut an —! Vorzugsweise wurde der Segen Gottes auf eine große Reise herabgefleht, die von den Pensionären wieder einmal unternommen werden sollte. Morgen schon sollte sie angetreten werden. Theodor hörte mit Staunen, daß sich seine Freunde, obschon sie ihre Kündigung keineswegs zurückgenommen, doch noch bereit gefunden hatten, die ihnen immerhin viel Verantwortlichkeit aufladende Führung dieses Ausflugs zu übernehmen.

„Nicht jene Reise ist's," sagte Wehrmann nach dem Gottesdienst, wo Waldner Trepp auf Trepp ab lief und sich alles wieder im Institut gemüthvoll ansah, sich mit den Kleinen jagte, den großen Pensionären, die ihn soviel gehäuselt und verspottet hatten,

ſich ausſöhnte und ſogar den heimlich über den armen Nante triumphirenden Bröge's Geld in die Hand drückte, „nicht jene Reiſe iſt's, die ſchon ſo lange projektirt wurde, die nach Aegypten, die gewagt werden ſollte ſelbſt auf die Gefahr hin, daß ein Penſionär von einem Krokodil verſchluckt werden könnte — nein, es iſt nur eine Reiſe nach dem Vater Brocken oder Blocksberg — aber die Damen" — er ſpielte auf den Hexenritt an — „bleiben zu Hauſe —!"

Waldner fiel aus den Wolken über die Gratulationen, die hier trotz dieſes Spottes zu machen waren. Levana und Adelgunde waren ſo naiv, ſich bei ihrem „Bruder", dem plötzlich ſo reich gewordenen jungen Grafen, Hochzeitsgeſchenke zu beſtellen. Sie würden dieſe als „fürſtlich" bezeichnet haben, wenn nicht Theodors Freunde, die in der Nähe ſtanden, Anſtalten gemacht hätten, mit gewiſſen Manövern anzudeuten, daß für ihre Ausſtattungen das beſondere Lüſtre und die wahre Krönung des Ganzen nur aus Bukareſt zu erwarten ſtünde. Da entſchlüpften ſie mit dem Ausdruck der Verachtung und überließen die aus dem Bann dieſer Muſteranſtalt für immer Scheidenden dem traulichſten Dreigeſpräch.

Der Graf unterhielt ſich nach dem Gottesdienſt mit der Educationsräthin, ſeiner „alten Flamme," wie ſie verbindlichſt, innerlich aber nicht im Mindeſten mehr erwärmt, von ihm genannt wurde.

Gertrud ſah, daß Theodor förmlich außer ſich

war vor irgend einer ihn beglückenden Befriedigung. Sie wünſchte ſeine Freude zu theilen, erkundigte ſich darnach und mußte ſchon zweimal fragen, ehe nur von Bechtold die Antwort kam:

„Theodor wird ſoeben mit ſeinem Vater zum Präſidenten Fernau fahren und die Familie einladen, einige Monate auf Wildenſchwert zuzubringen —“

Theodor fiel ein, indem er Gertruds Hand ergriff:

„Aber auch Dich möchte der Vater mitnehmen —!“

Viel mehr konnte kaum geſprochen werden. Denn ſoeben empfahl ſich mit größter Artigkeit der Graf, dankte dem Hausherrn für ſeine „allzugütig geweſene“ Rede, küßte der „alten Flamme“ die Hand, neckte die Inſeparables mit einem, wie man, er äußerte ſich ſo, hier allgemein bemerkt zu haben glaubte, öffentlichen, intereſſanten Geheimniß. Die „alte Flamme“ hatte ihn gebeten, darüber noch zu ſchweigen.

Wehrmann flüſterte, allen Umſtehenden vernehmbar, als Grund für die noch zurückgehaltene Proklamation:

„Schlickums Viſitenfrack iſt noch nicht fertig —!“

Der Graf ſchüttelte den Lehrern die Hände, vorzugsweiſe den Freunden ſeines Sohnes. Zu Gertrud, die wie träumend und regungslos ſtand, ſagte er mit wärmſtem Ton:

„Wann haben wir nur wieder eine Stunde für uns — uns ganz allein —?“

Als der Wagen von dannen gerollt war, alles

ſich zerſtreute, Gertrud noch nach den Vorbereitungen zum Mittagseſſen zu ſehen hatte, war ſie wie gelähmt in ihrer Kraft.

Der letztern hätte ſie ſchon in hohem Grade wieder bedurft. Denn von Nante Bartel, dem aus dem Gefängniß entlaſſenen, von ſeiner Schweſter der kleinen Lina und von ihrem Brüderchen Hans wurde die ſonntägliche Stille benutzt zum Abholen ihrer Sachen. Nante war vom Verdacht der Theilnahme am Verbrechen der Seinigen freigeſprochen, aber das Haus hier mußte er ſelbſtverſtändlich verlaſſen. Die Bröge's trieben ihn; auch die Kleinen ſollten ſich eilen, ihre Bündel zu ſchnüren. Stumm und gelaſſen thaten ſie es. Die Lina weinte. Als die triumphirenden Haustyrannen aber auch zu ſehr die Unglücklichen ihr trauriges Loos empfinden ließen und der ungeſchlachte lange Bröge die Hausthür öffnete und ſich ungeduldig zu warten ſtellte, daß endlich der ihm aufgedrungene Gehülfe (Nante kehrte zu ſeinem neugewählten Schneiderhandwerk zurück) über die Schwelle hinaushinkte, ſah es Gertrud, die ſich dem Abſchiednehmen im Hauſe hatte entziehen wollen — (ſie hatte verſprochen, Nante in ſeiner Wohnung aufzuſuchen, in derſelben, die er ſchon früher inne gehabt) eilte mit Schritten, die ihre innere Aufregung verriethen, herbei, riß dem groben Wärter die Thür aus der Hand, ſchlug dieſe zu und ſagte:

„Laßt Euch nur Zeit, Kinder! Vergeſſet nichts! Eure Empfehlungen an den Direktor werde ich aus-

richten! Ein gutes Zeugniß bringe ich Euch selbst! Adieu Lina! Adieu Hans! Liebt Euren Bruder und fürchtet Gott im Himmel, daß es Euch wohl ergehe auf Erden! Betet für Eure Eltern! Ich besuche Euch bald —"

Damit öffnete sie noch ihr Portemonnaie und gab den Kleinen, wieviel sie in der Eile griff. Mit Thränen schied auch Nante.

Jetzt aber mußte Gertrud allein sein. Sie hielt es nicht länger aus. Was war es nur, was sie so in Aufruhr versetzte —! Als du nach dem Grund seiner Freude fragtest, da schwiegen sie anfangs —? Und dann sprach statt seiner Bechtold —! Bechtold, der kürzlich Theodors Tagebuch umgearbeitet hat, das Hellwig während dieser ganzen Zeit für sich behalten hatte —! Und gleichsam, um mich zu beruhigen, redete dann auch Theodor Einiges zu mir und wollte mich gleichsam trösten, daß ich ja ebenfalls nach Wildenschwert kommen könnte —? Der Präsident geht dorthin —? Seine ganze Familie —? Alles das sprach sie in fieberhafter Eile zu sich selbst, blieb endlich bei dem Namen Mechtild stehen, hielt sich an eine Schulbank in einem der Zimmer, wo sie sich allein wußte, und sank allmälig auf jenen Ruhesitz nieder, grübelnd über alles, was sich für Theodor an diesen Namen knüpfen konnte.

Man vergleicht den menschlichen Gedanken mit dem Blitzstrahl. Der Gedanke der Eifersucht gleicht

ihm gewiß. Und dieſer verſetzt auch ſogleich das, was er erhellt, in lichterlohe Flammen. Da war kein Grübeln mehr nöthig, kein Schritt-vor-Schritt-Gehen im Labyrinth des Gedächtniſſes, kein langſames Addiren einer Thatſache mit der andern — das Exempel war fertig, wie es aufgegeben. Noch nie war ihr eine Kopfrechnung ſo gelungen. Der Nachen auf dem Strom damals, dann der Dankbeſuch, die Begegnung an der Reitſchule im Buchladen, die Lektüre eines empfohlenen Buches, der Eifer, den Fauſt zu ſehen, die Begegnung auf dem Eiſe, der Eifer, der Trauung in der Kirche beizuwohnen und das ſchroffe Dazwiſchentreten des Präſidenten, als ſich der ungerufene Zeuge mit ſeinem Kinde allzuvertraulich gemacht — bekannt war ihr alles das, nur nicht feſtgehalten, nur nicht verbunden. Jetzt klang es wie eine wohlgeordnete Symphonie. Sie begriff nicht, wie ſie hatte ſo blind, ſo taub ſein können.

Sie rannte auf den Corridor, horchte, ob Niemand anweſend war, lief an die nächſte Treppe, flog über die Stufen hinweg und trat an Hellwigs Zimmer. Sie hätte auch an Bechtolds kleine Zelle klopfen können. Sie klopfte an Hellwigs. Obſchon es bereits „Herein!“ hieß, ſo klopfte ſie doch noch einmal. Da öffnete Hellwig ſelbſt und Angeſicht gegen Angeſicht ſtand ſie vor dem jungen Manne mit dem blonden Vollbart und den blauen, durchdringenden, klaren, feſten Augen.

„Soll ich etwas —?“ fragte der Abgerufene, ſogleich ſeiner gebundenen Stellung im Dienſt gedenkend.

Gertrud winkte ihm ſtumm, zu folgen. Beide gingen die Treppe hinunter. Befremdet folgte Hellwig in eine der leeren Schulſtuben.

„Sagen Sie mir aufrichtig, Herr Doctor,“ begann hier Gertrud mit einer Stimme, die vom ſtockenden Schlag ihres Herzens gehemmt wurde, „was hatten Sie vorhin, als Sie alle drei ſo beiſammen ſtanden und über eine Frage, die ich ſtellte, in Verlegenheit geriethen?“

„Fräulein Gertrud —!“ ſprach Hellwig mit bittendem Ton und ablehnender Gebehrde.

„Ich habe es wohl bemerkt —“ fuhr ſie mit Zittern fort. Sie zitterte, weil Hellwig die Miene machte, mit mehr Vertraulichkeit, als je von ihm gewagt worden, zu ihr reden zu wollen. „Ich habe es wohl bemerkt, daß Sie alle drei etwas hatten. Es war die Fortſetzung Eures Betragens gegen mich ſchon von früher — ſchon von damals, als —“ ſie ſann einen Augenblick, „als Bechtold ſein Unglück hatte! Was hab' ich Euch gethan, daß Ihr mich Eures Vertrauens nicht mehr für würdig haltet —?“

Auch in Gertruds Rede lag ein Etwas von größerer Vertraulichkeit, als ſie ſonſt dieſen jungen Männern zu zeigen gewagt hätte.

„Erſparen Sie uns, die wir gebunden ſind, eine große Peinlichkeit und Sie — Sie ſich ſelbſt —“

„Ich mir ſelbſt? Geburden ſind Sie? Ein förmliches Gelübde alſo verhüllt Ihr Geheimniß —?“

Bei dieſen Worten geſellte ſich zu jenem elektriſchen Ringe von Thatſachen, den Gertruds eiferſüchtige Ahnung im Nu vorhin zuſammengeſetzt hatte, ein neues Kettenglied: Die anonymen Briefe —! Sie waren mit verſtellter Hand geſchrieben geweſen und hatten eine Lockung enthalten, ſüß ohne Zweifel wie der Ton des Vogelſtellers.

„Sagen Sie mir aufrichtig,“ brach ihr Schmerz hervor, „Theodor glaubte, die Briefe kämen von einer weiblichen Hand?“

Hellwig blieb die Antwort ſchuldig.

„Sehen Sie, daß Sie ſchweigen —!“ rief Gertrud aus. „Von dieſen Briefen glaubte Theodor, ſie wären geſchrieben — von Fräulein Mechtild von Fernau —?“

„Würde dann Bechtold ſtatt ſeiner gegangen ſein —?“

„Um ein Buch zu holen —! Haha! O über Ihre Meiſterſchaft im Lügen —!“

„Fräulein,“ unterbrach der junge Gelehrte mit ſchmerzlichem Unwillen dieſe bittere Anklage, „Fräulein, laſſen Sie dieſe ungerechte Anſchuldigung —!“

„Ungerecht! Nachdem Sie auf des Undankbaren verkehrte Phantaſie eingegangen, ſie ihm vielleicht anfangs ausgeredet hatten und ſich doch zuletzt erboten, ſtatt ſeiner eine ihm möglicher Weiſe drohende

Gefahr zu beſtehen! Ungerecht! Das Gewebe von Verirrungen wurde immer größer und durch Ihre Schwäche konnte der Verblendete darin umkommen —!"

„Gertrud," wandte ſich jetzt Hellwig mit Entſchloſſenheit der entrüſteten Anklägerin zu, die wie durch eine Viſion die Thatſachen, wie ſie zum größten Theil faktiſch vorlagen, errieth — „Gertrud, können Sie glauben, daß wir nicht alle von Herzen Ihr wahres Glück wünſchen —?"

„Welches Glück —?" antwortete ſie kalt.

„Das Glück, das Ihre ſeltne Erſcheinung verdient —" ſprach Hellwig dringlicher.

„O ich bitte —" unterbrach ſie ablehnend. Sie ſah, daß ihr ſtiller Verehrer von der Bahn ihrer Gedanken ablenkte.

Hellwig ließ ſich nicht irre machen. „Ihre Anmuth," fuhr er fort, „bei ſo viel praktiſchem Sinn, Ihr tiefes immer das Richtige treffende Gefühl bei ſo ſeltenem Verſtande —"

„O — Herr Hellwig —"

„Nennen Sie mich doch nicht mit ſo kalter Anrede —! Nennen Sie mich doch wie vorhin, den Vertrauten, das treueſte Glied eines Freundeskreiſes, zu dem auch Sie gehören, Gertrud —! O wer wollte nicht alle Freuden in Ihr Herz geſenkt, alle Ehren auf Ihr Haupt herab wünſchen —! Was Sie auch ahnen mögen, glauben Sie nicht früher daran, ehe Sie nicht vernahmen, daß es Herzen giebt, die Ihnen

alles, alles zu Füßen legen! O könnte ich einſt hoffen, ein Weſen wie Sie —"

Die Stimme des jungen Mannes verſagte. Sein Angeſicht glühte und hatte ſich nicht mehr in der Gewalt. Er mußte ſich wenden, um die convulſiviſche Aufregung der Nerven, ja der Muskeln deſſelben zu verbergen.

Gern hätte ſich jetzt Gertrud dem ſchon im Vorbringen ſeiner Werbung ſich verzweifelnd Fühlenden voll Mitleid zugewendet, hätte ſie nur ſelbſt nicht vom tiefſten Leid über ihre eigene, ſie ſah es ja, unerwiederte Liebe zerriſſen daſtehen müſſen. Sie konnte nichts ſagen, als:

„Laſſen Sie doch das alles, Herr Hellwig —!"

„Auch darf ich Ihnen ja nicht bekennen," fuhr Hellwig fort und ſchien allmälig ſeiner mehr Herr geworden, „wie ſehr ich Sie liebe, Gertrud! Denn ich kränke damit zugleich die Rechte eines andern lieben Freundes, der Ihnen dieſelben Gefühle widmet —"

Gertruds Auge blitzte einen Moment auf. Sie wußte, ſie täuſchte ſich in dem, was ſie zu hören glaubte, und doch lachte ihr die glückliche Möglichkeit entgegen, daß vielleicht Hellwig doch noch auf Theodor zielte.

Er zielte auf Bechtold und nannte ihn den einzigen Bewerber, dem er weichen würde.

„Entſcheiden Sie über uns Beide!" fuhr er, die Gluth ſeiner Leidenſchaft mäßigend, fort. „Laſſen Sie

Einen von uns Beiden Sieger ſein! Ach, ich ſpreche in dieſem Augenblick für — Bechtold! Ich weiß es, der Treffliche würde ebenſo in dieſem Augenblick für mich ſprechen —"

Jetzt verſagte dem edlen jungen Mann die Kraft der Stimme. Er mußte abbrechen.

Eine drückende Pauſe trat ein, die Gertrud die Erſte war zu brechen, indem ſie mit inzwiſchen etwas geſammelter Kraft begann:

„Sie handeln Ihrer würdig, Hellwig! Ich weiß es, daß auch Bechtold mit meiner Unzulänglichkeit Nachſicht und — mich gern hat. Zu Bechtold hätte es mich um deßwillen ziehen können, weil ich das Land liebe, die Städte verabſcheue und in Bechtold den treuen Volkslehrer, den ächten Sohn Peſtalozzi's ehre —! Für Sie, lieber Hellwig, für Ihre hohe Bildung —"

„Auch Bechtold wird ſteigen —" unterbrach Hellwig mit Schmerz.

„Ohne ſeine Grundſätze zu verleugnen! Gewiß wird er's —! Doch alles das ſoll und kann für mich nicht ſein. Sie, lieber Hellwig, Sie haben noch ein hohes Ziel vor Augen! Ihnen wird die Hand eines in feineren Lebensverhältniſſen gebildeten Mädchens — "

„Gertrud," unterbrach Hellwig die ſich zur Faſſung abmildernde Rede der Geliebten mit der ganzen Gluth ſeiner Empfindung, „hätte ich das Schmuckkäſtchen des

Verſuchers im „Fauſt“ in der Hand, ich würde ſprechen: Keine Königin verdient ein ſolches Diadem zu tragen, wie Sie —!“

Wieder beſeelte ihn eine Hoffnung. Er ergriff die Wendung eines zärtlichen Humors, um vielleicht — Gertrud im Sturm zu erobern.

Sanft lehnte ſie ſeinen Arm zurück, der ſich nach ihr ausgeſtreckt hatte und ſie ſchon berührte. Sie lächelte dabei ſchmerzlich. Die citirte Stelle aus dem Fauſt kannte ſie.

„Zu Gretchen ſpricht Mephiſto ſo —“ ſagte ſie.

„Aber ich, ich bin ehrlich, Gertrud,“ verſicherte der junge Mann in aufrichtiger Treuherzigkeit, „die Lüge mit dem Buchladen iſt mir ſchwer genug geworden —“

„Alſo doch eine Lüge! Und worin beſtand die Wahrheit? Wie kamen Sie zu Theodors Geheimniß —?“ fragte Gertrud mit feſter Stimme. Und als Hellwig zögernd fragte: „Welchem Geheimniß —?“ fuhr ſie ebenſo zuverſichtlich fort: „Eben daß er liebt —! Mechtild von Fernau — liebt! Oder —“ unterbrach ſie ſich mit plötzlicher Inſpiration, „entnahmen Sie das vielleicht ſeinem Tagebuch —?“

Eine Weile ſchwieg Hellwig. Er hatte aus jenem Tagebuch nur das klare Gefühl ſeiner eigenen Liebe entnommen. Dann hatte er die Großherzigkeit gehabt, auch die Blätter an Bechtold zu geben, der beim Leſen derſelben über ſich ſelbſt die gleiche Erfahrung machte.

Ueberarbeitet, mit mancher weitern Ausführung, mit manchem Zuſatz aus ſeinem eignen Gedächtniß verſehen, hatte es Bechtold vor Kurzem Waldnern zurückgeſtellt. Hellwig, Alledem nachſinnend, brauchte einige Zeit, um aus dem Labyrinth ſeiner leidenſchaftlichen Gefühle auf die Straße der Beſonnenheit, die für ihn ein Weg bepflanzt war mit Trauerweiden, zurückzukehren. Dann ſagte er:

„Verurtheilen Sie Theodor nicht —! Er hat Sie wie ſeine Mutter geliebt. Und auch Sie haben ihn nur geliebt wie Ihr Kind. Der Reichthum der Gefühle, die Mannigfaltigkeit im Ausdruck der Liebe iſt ja unermeßlich! Schon ſeit längerer Zeit ſahen wir, daß Theodor die Einſamkeit ſuchte und Wünſche ausſprach, die uns durch nichts motivirt ſchienen. Als er uns den erſten der anonymen Briefe mittheilte, da war ihm anzuſehen, daß er nur an eine einzige Perſon gedacht hatte, die intereſſirt ſein könnte, ihm ſo wohlwollend zu ſchreiben. Wir forſchten, wir neckten ihn, wir redeten ihm den Gedanken aus, hier an einen Beweis zärtlicher Neigung glauben zu ſollen. Sogar eine Gefahr, einen Hinterhalt ſahen wir. Deßhalb ging Bechtold ſtatt ſeiner an den Ort, wo ihm der anonyme Briefſchreiber, den er für eine Dame gehalten, Aufklärungen über eine ihm kürzlich widerfahrene Unbill (er dachte an die Scene nach der Trauung in der Apoſtelkirche) zu geben verſprach. Aus Bechtolds traurigem Unfall erwuchs für uns die

Bekanntſchaft mit Theodors Neigung. Wir neckten ihn fortgeſetzt damit. Den zweiten anonymen Brief hat er uns dann nicht mehr gezeigt. Er hielt die Folgen des erſten für zufällig. Aber ſeine Freude, an dem einſamen Vorſtadtthor vielleicht Mechtild von Fernau zu begrüßen, verrieth ſich faſt. Sie kennen die Folgen. Jetzt ſpricht er von Mechtilds zu erwartendem Aufenthalt in Wildenſchwert. Ich zweifle nicht, es wird ſeinem Vater über alles gehen, den Erhalter ſeines Stammes vor einer Mesalliance zu bewahren. Doch glaub' ich, daß Theodor nur den Reiz des Einblicks in die vornehme Welt mit einer Neigung für die Nichte ſeines ſo gut wie erwieſenen Mörders verwechſelt. Dem Gefühl der Dankbarkeit, das er Ihnen, Fräulein Gertrud, ſchuldet, kann er niemals untreu werden wollen — —!"

Hellwig hatte ſeinen Bericht beendigt. Mit einem tiefen Seufzer gab ihm Gertrud ihre eiskalt gewordene Hand und ſprach tonlos:

„Ich danke Ihnen, Hellwig!"

Als ſie gehen wollte, zog ſie der Verſchmähte noch Einmal, von lebhafteſter Erregung ergriffen, an ſich und fragte mit zärtlicher Stimme:

„Gertrud, ſprechen Sie, hab' ich keine, keine Hoffnung —?"

Sie ſchüttelte ihr Haupt.

„Nun denn — darf auch mein Freund nicht hoffen —?" ſetzte Hellwig nach einer Pauſe mit

Thränen hinzu. „Ich will ihm die Botschaft seines Glückes selbst überbringen!“

„Sie sind gut, Hellwig —!“ sprach sie, wiederholte aber auch jetzt ihr Kopfschütteln und ging.

Am folgenden Tage zogen dreißig Nesselbornianer, geführt von Hellwig und Bechtold, dem Harze zu. Als sie schon am Ende der Vorwerkstraße zu singen angefangen hatten: „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein —!“ war von den Worten: „Es treibt in die Ferne uns mächtig hinaus —“ Niemand ergriffener als ihre beiden Führer, die Lehrer Hellwig und Bechtold.

Jener hatte dem Freunde die entscheidende Scene ganz so erzählt, wie sie von ihm erlebt worden. Dieser hatte alles für von Gertrud wirklich so gemeint und gewollt genommen und sich für die Richtung seines Lebens die Lehre aufgestellt, daß auch er sich, wie soviel Tausende von Menschen, erst aus Entbehrung und Schmerz zu vollkommnerer Bewährung zu erheben hätte.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

In der That war es eine feierliche Scene, die den Grafen und ſeinen Sohn im Hauſe des Präſidenten am Sonntag „nach der Kirche" erwartete.

Die Angemeldeten empfing eine förmliche Aufſtellung, wie bei einer diplomatiſchen Verhandlung.

Nur die Zeugen fehlten oder man hätte die beiden Schwiegerſöhne, den Aſſeſſor und den Architekten, dafür nehmen müſſen, die mit ihren Gemahlinnen ebenfalls anweſend waren.

Alle trugen dunkle Kleider, die Männer ſogar den Frack.

Es hatte für Theodor etwas völlig Einſchüchterndes, als die Flügelthüren geöffnet wurden und in dem mittagshellen, ſonnenbeſchienenen, ihm ſchon bekannten großen Zimmer ſieben Menſchen auf einmal von ihren Stühlen aufſtanden. Mechtild war ebenfalls zugegen. Sie trug ein ſchwarzes Gazekleid und lehnte ſich im Stehen an's Fenſter.

Der Graf hatte ſich auf eine leichte converſatio-nelle Begrüßung gefaßt gemacht. Da er aber den feierlichen Ernſt ſah, ſo verſetzte er ſich alsbald in die Schicklichkeit einer andern Auffaſſung ſeines Beſuches und ging auf die Stimmung der Förmlichkeit ein. Letztre war keine ſteife und kalte, ſondern eine, die den Ausdruck der tiefſten Trauer bot.

„Herr Präſident," begann der Graf das Eis zu brechen, „ich habe das Bedürfniß gehabt, ehe ich nach Wildenſchwert zurückkehre, Ihnen meinen Sohn vorzu-ſtellen, obgleich Sie ihn ſchon kennen und er Ihnen für einen Beweis von Theilnahme, den Sie ihm ſpendeten, verpflichtet iſt. Ein furchtbares Erlebniß, einzig in den Annalen des Criminalrechts, ſoll uns nicht für immer geſchieden haben. Es würde mich wahrhaft glücklich machen, wenn ich mir den Antheil wieder er-obern könnte, den Sie mir, gute Linda, ſchon vor Jahren geſchenkt hatten. Ich weiß es, Sie ſind mir immer bei unſerer unſeligen Jadwiga eine freundliche Fürſprecherin geweſen. Ich danke Ihnen dafür."

Man unterbrach den Grafen nicht. Man ließ je-des ſeiner Worte austönen. Denn das Bedürfniß waltete vor, die Genugthuung einer ſolchen Anſprache entgegenzunehmen, einer Anſprache, die denn auch der Graf, ſchnell ſich ſammelnd, vortrug, als ſollte ſie zu Protokoll gegeben werden.

Nahe hätte liegen müſſen, daß die mit ſo auf-richtig innigem Ton begrüßte Freundin Jadwiga's

zuerſt das Wort ergriff. Denn der letzte Theil in des Grafen Anrede galt allein ihr. Die Feierlichkeit des Aktes erforderte jedoch, daß der Herr des Hauſes ſprach.

Nachdem der Graf genöthigt worden war, auf dem Sopha neben Frau von Fernau Platz zu nehmen, begann der Präſident von einem Seſſel aus, den er neben dem Sohn des Grafen eingenommen hatte:

„Sie treten hier, Herr Graf, in einen Kreis, den die tiefſte Trauer erfüllt. Wie einmal die Ordnung des Lebens iſt, ſo tritt für die Handlungen unſerer Verwandten, ſelbſt wenn ſie von einander getrennt, ſogar durch Abneigung geſchieden leben, eine gewiſſe Solidarität ein. Wir waren an den grauenvollen Vorgängen, die ſich an das Leben Ihres wunderbar erretteten Sohnes knüpfen, wie Jedermann weiß, unbetheiligt. Nichtsdeſtoweniger hat unſer Name zu büßen. Das iſt nicht anders und hat ſich ſo aus alter Zeit, wo für die Blutrache ſelbſt die Unſchuldigen einer Familie aufkommen mußten, vererbt. Wir danken Ihnen, Herr Graf, daß Sie uns Muth zuſprechen, den Becher unſeres Schickſals ganz zu leeren. Da noch der Spruch des Richters zu erwarten ſteht, ſo wird dieſer wol noch nicht bis zum Rande voll ſein.“

Der Takt des Grafen bewährte ſich auch darin, daß er nichts von dem, was der Präſident ausſprach, in Abrede ſtellte. Denn eine dankenswerthe Gutmüthigkeit iſt es nicht, die uns einen ſchmerzlichen, aber richtig

definirten Sachverhalt mit Gewalt ausreden, vom als ſchwierig und als entſchieden beklagenswerth Anerkannten etwas abhandeln und ein eingeſtandenes, gefühltes Unglück durch Redensarten mildern will. In ſolchen Fällen thut uns nichts ſo wohl, als die volle, ungetheilte Anerkennung der eigenen Auffaſſung.

So entgegnete denn auch der Graf hierauf nichts, ſondern ließ zunächſt der Hausfrau das Wort, die ſich erhob, um die Schwiegerſöhne und die Töchter vorzuſtellen. Jedem verbeugte ſich der Graf. Zu Mechtild ſprach er:

„Ihnen habe ich meinen beſondern Dank zu ſagen. Sie haben zu den Cherubshänden mitgehört, die meinen Sohn behüteten —!“

Mechtild erröthete wie eine der Roſen, die auf dem Spiegelſims zwiſchen den beiden Fenſtern in einem Glaſe ſtanden.

„Laſſen Sie uns das Gräßliche mit nichts berühren,“ begann wieder der Graf, „weder das, was erwieſen iſt, noch dasjenige, was, ſchrecklich genug, ſeinen ſtrikten Beweis noch erwartet. Ziehen wir eine Demarkationslinie zwiſchen Ihrem Leben und dem Leben jener Unſeligen, die ſich in ihren eigenen Netzen verſtrickt haben —“

„Thäte doch das auch die Welt!“ ſagte Frau von Fernau mit einem tiefen Seufzer.

„Linda, ſie thut es —!“ verbeſſerte ihr Gatte. „Aber wir, wir thun es nicht! Unſer Gewiſſen iſt nicht ganz

frei von dem Bewußtſein, hier zwar nicht Stehler, aber gewiſſermaßen Hehler geweſen zu ſein —"

„Vater!" unterbrachen den bewegten Sprecher die Stimmen ſeiner ſämmtlichen vier Kinder, Mechtild's ausgenommen.

„Rückte nicht oft genug die Wahrheit, und ganz ſo, wie ſie ſich ſpäter enthüllte, dicht an uns heran?" entgegnete der Vater mit einem bei alledem milden Blick auf die Seinigen, die ihn liebevoll zu beruhigen ſuchten. „Bin ich doch ſchon ſelbſt ein alter Bekannter Ihres Herrn Sohn's!" wandte er ſich zu Theodor. „Schon in Bruckbach ſtand ich ſozuſagen an ſeiner Wiege." Er unterdrückte ſeine Selbſtanklage, die er über eine damals bewieſene Gleichgültigkeit und diplomatiſche Furcht erheben wollte, und ging, den Ton fallen laſſend, auf die nebenſächliche Frage über: „Im Neſſelborn'ſchen Hauſe muß es ja einen wahren Jubel gegeben haben —?"

Dieſer Uebergang zu unbefangeneren Aeußerungen wurde reichlichſt benutzt. Der Angeredete erleichterte das Abwerfen der drückenden Stimmung und ſagte:

„O nein, ich danke es Ihnen, Herr Präſident, daß Sie, Sie mir eine beſſere Wärterin gaben, als ich in Bruckbach gefunden hatte, den Großpapa Neſſelborn und —" Ein Blick auf Mechtild ließ ihn halb und halb — Gertrud verleugnen. Verlegen fuhr er fort: „Erſt da bin ich wieder ganz ſo klein geworden, wie ich es noch geiſtig war! Jetzt freilich habe ich mich

nun doch in meine Flegeljahre hineingelebt. Laufen habe ich gelernt, ſogar — Schlittſchuhlaufen —“

Alles lachte. Man kam in Erörterungen über dies und das. Auch Mechtild wurde lebendiger. Nicht, daß ſie etwas ſprach, aber ſie fing an, ſich hin und her zu bewegen. Auch deßhalb lachte man, weil ſie bei Erwähnung des Schlittſchuhlaufens raſch ihre Füße zurückgezogen hatte.

Noch haftete der Graf an des Präſidenten Aeußerung über die empfundene Mitſchuld und die Stimme des Gewiſſens. Jetzt that ihm die feierliche Behandlung dieſer Wiederannäherung nach Jahren und der um des Namens Fernau willen immerhin verfänglichen Situation wohl. Ohnehin war er nicht der Mann, der in ſeinen Gedankenreihen hin und her ſprang. Das war jene Schwerfälligkeit, die einſt Jadwiga ſo unerträglich gefunden hatte.

Ohne von den Scherzreden, die jetzt querüber flogen, im Zuſammenhang etwas verſtanden zu haben, wandte ſich der Graf an den Präſidenten und ſagte:

„Die Stimme des Gewiſſens hätte Sie nur drücken dürfen, wenn Sie von Ihres Bruders Frevelthaten etwas bemerkt hätten, ohne davon Anzeige zu machen. Die That Jadwiga's war nicht klar zu eruiren. Und ich ſelbſt hätte wohl niemals, wie man zu ſagen pflegt, den ſchlummernden Hund geweckt. Es giebt Anſchuldigungen, für die uns eben die Worte fehlen. Das

Grauen über das vorausgesetzte Verbrechen war bei mir so groß, daß ich annehmen mußte, der Verbrecher wäre davon selbst erfüllt. So glaubte ich es nie. Das Gewissen meiner Frau muß ein furchtbar belastetes sein. Die Situation änderte sich allerdings, seitdem sie sich selbst anklagte."

„Mein bester Graf," fiel Frau von Fernau ein und hatte dabei nicht nöthig, die Feierlichkeit der Stimmung durch verweisende Blicke wiederherzustellen, — das Necken Mechtild's von Seiten der Schwestern und Schwäger hatte, während der Graf sprach, von selbst aufgehört — „ich habe schon so viel Thränen um Jadwiga vergossen und vergieße sie noch. Ihre That verurtheile ich, wie Jeder thun muß, der ein Herz hat. Aber so ganz ihren Charakter verwerfen, wie alle Welt thut, das vermag ich nicht. Wie ist sie betrogen worden von diesem Otto —! Wie hat sie gelitten, Jahre lang, um nicht zu sehen, was sie sah —! Wie rächte sich ihre That — schon allein an ihren Söhnen, die sie von Fernau hat, Jünglingen, die ganz gelernt haben sollen, nur die Pfade der Heuchelei zu wandeln —! Jadwiga war nicht schlecht. Sie hatte ein Herz voll Treue und Hingebung. Kein Armer nahte sich ihr, ohne Hülfe zu finden. Ist nicht die Art, wie sie die Genossen ihrer unseligen That unterstützte, ihre Helfershelfer, die großmüthigste von der Welt? Die Wülfings hätten ihr Leben für sie gelassen. Die Möglichkeit, daß Hennenhöft Ihren unglücklichen

Sohn nicht mordete, aber auch nicht freigab und Jahre lang mit ſich kämpfte, was mit ihm zu thun wäre, iſt ebenfalls nur zu erklären durch den Zauber, den ſie auf die Menſchen übte, denen ſie ſich als dankbar verpflichtet bekannte. Glauben Sie mir, Herr Graf, ſie hatte den Fehler ſo vieler Menſchen, den ich eher ein Unglück nennen muß: In der Art ihrer Erſcheinung war ſie ſich ſelbſt im Wege! Um mich eines Ausdrucks zu bedienen, der gewöhnlich iſt, oft habe ich ihr geſagt: Jadwiga, immer fällſt du über Dir ſelbſt —!"

Obſchon die Andern lächelten, blieb der Graf ernſt und verzog ſeine Stirn in düſtre Falten.

Mechtild war wieder aufgeſtanden. Man ſah ihr die völlige Nichtübereinſtimmung mit den Aeußerungen ihrer Mutter an. Als dieſe die Rückſicht betonte, die Jadwiga auf die „Helfershelfer" genommen, verzog ſie mit Bitterkeit den Mund und lachte. Auch ihr Vater hatte an dieſer Stelle gemurmelt: „Das war denn doch wol nur ihre Furcht —"

In der That wurde endlich das peinliche Thema verlaſſen. Der Graf knüpfte mit den Schwiegerſöhnen an und erkundigte ſich nach den Stellungen und Verhältniſſen derſelben. Wie er dann zuletzt zur Erkenntniß gekommen ſchien, es würde gut ſein, ſeinen Sohn nicht ſo ganz eine ſtumme Rolle ſpielen zu laſſen, brachte er die Schlittſchuhe auf's Tapet, von denen er vorhin reden gehört hatte.

Theodor erzählte ſein Glück, dem Fräulein Mechtild auf dem Eiſe eine Gefälligkeit erzeigt zu haben.

Mit ruhigem Vortrag ſprach er ſeinen Bericht und Mechtild lachte dazu, hocherröthet.

„Ei," ſagte der Graf zu ſeinem Sohn, „ſo iſt doch bewieſen, daß Du zu irgend etwas Beruf haſt! Jemand die Schuhriemen aufzulöſen, iſt bekanntlich nach der Schrift der niedrigſte Dienſt, den man ihm erweiſen kann! Die Schuhriemen zuzubinden, das wird — wol — ich glaube daſſelbe bedeuten! Du ſiehſt alſo doch, wie Du Dich noch zu tummeln haſt."

Auf dieſen Scherz, dem eine Wahrheit zum Grunde lag, die im Hinblick auf die Reichthümer des Vaters nicht gefährlich war, folgte die entfeſſelte Rede- und Neckluſt von Seiten der Schwiegerſöhne. Der Aſſeſſor rief:

„O, Mechtild hat ſich ſchon zu Gegenleiſtungen verſtanden —!"

Der Architekt:

„Sie verdankt Ihrem Herrn Sohn ſchon eine Anwartſchaft auf eine Profeſſur der Literaturgeſchichte —!"

Die Schweſtern biſſen ſich auf die Lippen. Die Eltern mußten den Söhnen wenn nicht verweiſende, doch bittende Blicke zuwerfen.

„Es ſcheint, Du mußt von Damen erzogen werden!" fuhr der Graf, auf die Scherze eingehend, fort.

„Wie Achilles, den ſein Erzieher, jener weiſe Centaur, in Frauenkleider ſteckte und unter Frauen leben ließ. Das wurden hernach die tapferſten Helden —!“

„Gertrud Neſſelborn,“ ſagte der Präſident mit auffallend ſcharfer Hervorhebung des Namens, „ein ſeltnes Weſen, anmuthig und verſtändig zugleich, hat das große Verdienſt, Ihrem Sohn — die weibliche Kleidung erſpart zu haben. Sie ihrerſeits zog die männliche an, um ihn noch bei ſo vorgerückten Jahren wie ein Kind behandeln zu dürfen. Sie hat alles wieder gut gemacht, was die erſte Pflege, wenn auch vielleicht in guter Abſicht, verkehrt anſtellte —!“

Wie in Gedanken verloren ſtimmte der Graf in dieſe ihm vollkommen verdient erſcheinende Lobpreiſung ein und bemerkte weder an dem Erröthen ſeines Sohnes, noch an den niedergeſchlagenen Augen Mechtilds und ihrer Geſchwiſter, noch an dem verlegenen Lächeln des Präſidenten, etwas Auffälliges.

Dann ſich wie aus einer augenblicklichen Abweſenheit aufraffend ſagte er:

„Nun wohl, ſo laſſen Sie ſich die Bitte empfohlen ſein, mir in dem fernern Erziehungswerk meines jungen Achilles beizuſtehen —! Und wiſſen Sie, die Damen und ihre weiſe Mutter könnten es auf die angenehmſte Art. Wie wäre es, beſter Präſident, wenn Sie einen Urlaub, den Sie, wie ich höre, genommen haben, auf meinem beſcheidenen Wildenſchwert zubrächten? Verſteht ſich, mit Ihren ſämmtlichen Da-

men, auch den Herren Schwiegersöhnen! Platz haben wir die Hülle und Fülle. Liebe Präsidentin, Ihnen gefiel vor Jahren der Park. Vieles darin ist verfallen, was sich damals wie königlich entfalten zu wollen schien. Jetzt helfen wir wieder nach, und es wäre prächtig, wenn Sie mir, aber gleich einige Monate hindurch, bis tief in den Spätherbst hinein, beistünden, mich mit meinen neuerworbenen Mitteln in meinem home zurechtzufinden —?"

Alles lächelte vor Verlegenheit und sah sich einander an.

Jetzt gab auch Theodor einen Beweis, daß er sich fühlte. Das lange Sitzenbleibenmüssen auf derselben Stelle war ihm zur Qual geworden. Gern hätte er die Etikette gebrochen und wäre zu Mechtild an's Fenster getreten. Nun erhob er sich, wenigstens um die Hand der Mutter zu ergreifen und diese zu küssen, versichernd, sie würde diesen Entschluß gewiß nicht bereuen.

„Denn, ob ich gleich Wildenschwert noch nicht kenne'" sagte er mit kindlicher Unbefangenheit, die jedoch ebensogut der Ausdruck angeborner Feinheit des Benehmens sein konnte, „so höre ich doch prächtige Dinge davon! Es giebt dort Gelegenheit zur Jagd, zur Fischerei. Alle Tage kann man etwas Anderes versuchen. Kommen Sie —! Kommen Sie —!"

Grade, daß in diesem Augenblick Niemand auf Mechtild sah, fiel dem Grafen auf.

Mechtild war unruhig geworden und machte sogar Miene, das Zimmer zu verlassen.

„Auch Sie, liebe Schlittschuhläuferin," rief aber der Graf zu ihr hinüber, „auch Sie sollen sich dort nicht langweilen —! Da die Mutter den Papa bei sich haben wird, so will ich Ihr Cavalier sein, Fräulein —! Erfreuen und beehren Sie mich mit der Annahme meines Vorschlags! Es würde der bösen Welt gegenüber eine Demonstration sein, die bezeichnender nicht ausfallen könnte —"

„Grade diese Auffassung Ihrer Einladung, Herr Graf," fiel der Vater ein, „zwingt uns, den Schritt reiflicher zu überlegen —"

„Nichts überlegen!" rief der Graf. „Wie meine Einladung von Herzen gekommen und, aufrichtig gesagt, die Pointe unseres heutigen Besuches bilden sollte, so sollten auch Sie nicht viel grübeln, sondern der ersten Regung Ihres Herzens folgen, die, wie mir scheint, keine ablehnende gewesen —"

Ein fast einstimmiges „Gewiß nicht —" ermunterte Vater und Sohn, in ihren Bitten fortzufahren.

„Wir reisen in diesen Tagen ab," sagte der Graf, „da lassen Sie uns schon Vorspann legen! Auch die Herren Schwiegersöhne können gewiß, wenigstens für einige Wochen, abkommen —"

„Acht Tage!" warf der Architekt dazwischen —

„Vierzehn —!" sogar der Assessor.

„Nun," scherzte der Graf galant, „so gelingt ja

mein Plan, mich in Wildenſchwert zum Hahn im Korbe zu machen — noch mehr! Vier Damen, nur zwei Herren — oder —" wandte er ſich zu Theodor, „zählſt Du auch ſchon mit —?"

Die leuchtenden Blicke, die Theodor auf Mechtild warf, hielten den Grafen zurück, ſeinen Scherz, der ein allgemeines Lächeln hervorbrachte, noch weiter auszuführen.

Der ſo heiter anregende Vorſchlag hatte bewirkt, daß die Ordnung des Sitzens nicht mehr eingehalten wurde.

Da jetzt auch der Graf aufgeſtanden war, erhob ſich der Präſident und ſchüttelte die Hand des Sonderlings, dem er in frühern Zeiten nicht näher getreten war, und ſagte:

„Sie können mit dem Gefühl von uns ſcheiden, lieber Graf, daß ſie uns alle durch Ihre perſönliche Begrüßung glücklich gemacht haben. Was die ſchmeichelhafte Einladung anlangt, ſo laſſen Sie uns Zeit zur Ueberlegung. Ich gebe mir die Ehre, Sie morgen oder übermorgen zu beſuchen und —" auch des Präſidenten Haltung wurde jetzt die eines in die allgemeine Heiterkeit Einſtimmenden — „rapportire dann."

Beim Nachhauſegehen wurde Theodor über die flüchtigen Begegnungen mit dieſer Familie, die ſein Gedächtniß bis in die kleinſten Details bewahrt hatte, dermaßen beredt, daß ſich eine beſonders über-

raſchende Wirkung des behaglich befriedigten Zuſtandes, in welchem ſich ſein Vater befand, immer mehr zu offenbaren anfing. Seine Thatkraft hatte ſich genuggethan. Mit einer Entſchiedenheit, die vielen ſchroff erſchien, war er auf ſein Ziel, Wiedereinſetzung in den vollen Stand ſeiner Anſprüche, zugeſchritten — für die Exiſtenz Jadwiga's und ihrer Söhne hatte er kaum zur Hälfte das zugeſtanden, was der Wirthſchaftsdirektor, der bereits abgereiſt war, um die Güterverwaltungen in die Verpflichtung gegen den Grafen zu übergeben, und jener bevollmächtigte Advocat, beide nur aus eignem Antriebe, verlangt hatten. Nun erſt begann der Graf, wie von einer eroberten Hochwarte aus, um ſich zu blicken, beobachtete und nahm vom Gegebenen Lehre an.

Da fiel ihm auf, daß Theodor mit einer Gluth von Mechtild ſprach, die auch ihm Theilnahme abgewann. Es fehlte nicht viel, daß er geſagt hätte: „Ihr könntet ein Paar abgeben —!“

Der Abend war dem Theater, der Nachmittag einem ſolennen Diner gewidmet, das der Graf, der Reihe herum fetirt, der Stiefmutter Jadwigens, der Baronin von Pfannenhauer, nicht abſchlagen konnte. Es drängte ſich eben alles an ihn heran. Die Mutter der weiland ſo ſchönen Frau mit der weißen Haut und den blauſchwarzen Augenwimpern war noch am Leben, im Uebrigen dermaßen in's Schattenhafte übergegangen, daß Zielpunkte ihrer Intriguenſucht nicht

mehr vorhanden waren. Nur „Tante Weisheit“ vermehrte noch, als Richterin über die Todten und die Lebendigen, den Instanzenzug für eine Menge von weltlichen Dingen, die sich in der Nähe der Religion als gute Werke der christlichen, bekanntlich mit viel Strenge gepaarten Liebe anzusiedeln angefangen haben. Ihr Rollstuhl war das entscheidende Tribunal wenigstens für diejenigen Unternehmungen, an welchen sich der Geldbeutel ihrer Nichte und die Interessen derjenigen Personen betheiligten, die bei ihnen zu den Tafelschmarotzern gehörten. Schulrath Bögendorf hatte keineswegs den Beitrag, den die Familie schon für den Rigi-Domchor gezeichnet hatte, wieder freigegeben, als jene „Idee“ nicht zu Stande kam. Sein „Innerer-Missions-“Eifer hatte Zwecke genug, denen jene Spende und wie viel nicht noch nach ihr —! zu gute kommen konnte. Dies seltsame geistige Naturspiel freilich mußte dabei Bögendorf und sein wühlerisch-frommer Anhang dulden, daß die kleine, an den Nerven des Rückenmarks leidende und die Welt meist in horizontaler Lage betrachtende Dame am — Spaßhaften Gefallen fand und einen eigenthümlichen, ja faunischen Humor (man hätte ihn ein heimliches Nippen an geistigen Getränken nennen mögen) ganz gemächlich mit ihrer religiösen Strenge zu verbinden wußte. Sie hatte den Sanitätsrath Staudtner nicht fallen lassen. Der Bequemlichkeitsphilosoph hatte sich nach dem Mißgeschick bei Nesselborn im

Behaupten ſeiner Stellung mehr zuſammengenommen. In der großen Welt, die die Menſchen ſo furchtbar verbraucht, heute vergöttert, morgen die Perſonen wie ausgetretene Schuhe auf den Kehricht wirft, treten Momente ein, wo ſich ein kluger Menſch das Geſtändniß macht: Du wirſt übergefahren, wenn Du Dich nicht zuſammennimmſt und links und rechts aufpaßſt! Staudtner war liebenswürdiger und ſogar ſauberer geworden. Dennoch hatte ſeine Praxis nachgelaſſen. Das iſt nun einmal wie wenn der Thauwind im Frühjahr den Schnee ſchmilzt. Langſam geht es, es friert auch wohl einmal des Nachts wieder, aber die Sonne bohrt Loch an Loch und die Tropfen vom Dach machen Höhlungen, die immer weiter um ſich greifen. Staudtner hoffte auf die Ankunft der Fürſtin Porphyrogenitus. Die Ruſſen halten immer diejenigen Aerzte und überhaupt alle Adreſſen, an die ſie grade empfohlen worden ſind, für die erſten in der Welt.

Beim Pfannenhauer'ſchen Diner waren nur Herren zugegen, außerdem die drei Damen des Hauſes. So auch konnte der Educationsrath erſcheinen, ohne daß man darum die Gattin deſſelben oder die Töchter für unzuläſſig proklamirte. Neſſelborn ahnte peinliche Prüfungen, als er Staudtner eintreten ſah, dem er ſeit lange nicht mehr begegnet war. Doch wurde er von dieſem verächtlich ignorirt. Zum Glück konnte er das Lüſtre des Grafen mit auf ſich ablenken — war er doch der Retter, der Erzieher, Erhalter ſeines

Sohnes. Das gab ihm mehr Relief, als die Würde, zu den „Wiedergebornen“ zu gehören, der Ruhm, „den Meiſter der Meiſter“ gefunden zu haben. Dieſer hielt auch während eines Mahles nie bei ihm recht Stand. Nach dem erſten geleerten Glaſe ſchon kam ihm jenes „gebrochene Bewußtſein,“ jene „unendliche Wehmuth,“ die Staudtner, ſein von ihm verrathener und noch nicht genug gerächter Univerſitätsfreund, das Privilegium hatte, ſelbſt vor dem Ohr der prüden und geiſtig ſo vornehmthuenden „Tante Weisheit“ ſeinen „moraliſchen Katzenjammer“ zu nennen.

O wie klar verſtand dieſe Jungfrau, die in einem altdeutſchen, braunen Seſſel mit hohen Lehnen und rothen Sammetkiſſen an den Tiſch gerollt wurde und faſt jede Speiſe an ſich vorübergehen ließ und ſie nur betrachtete, um die Köchin zu prüfen — wie verſtand ſie die Stellungen, die Wechſelbeziehungen der Perſonen, die Intereſſen —! Sie regte die Plänkeleien der Männer ſelbſt an, lobte und ſtrafte jenachdem, nannte einen Witz boshaft und bekicherte ihn doch. Glaubte man dann, ihre volle Zuſtimmung gefunden zu haben, ſo entſchlüpfte ſie wie ein Aal jeder Verbindlichkeit für ihr Gelachthaben und ſchlug ſich ſchnell auf die überwundene Seite, falls dieſe die Richtung des Hofes und derjenigen Miniſterfrauen für ſich hatte, mit denen ſie „Comité ſaß“ oder „Comité lag“ — wie Staudtner, bei alledem ihr Arzt, lieber anrieth. Ueber die „Krippen“ ſprach ſie mit einigen anweſenden Ge-

heimräthen, als wenn ſie das Kinderwarten nicht blos aus der Phantaſie, an der Heilandskrippe und unter dem Stern des Morgenlandes, ſondern in der Kinderſtube von den Ammen gelernt hatte. Heute hatte ſie ihre Freude an den Bedrängniſſen, in die Bögendorf und Neſſelborn geriethen, als Staudtner ſeine Bosheiten aufſteigen ließ.

„Ich begreife nicht," ſagte der Verbiſſene zu Bögendorf (— den Educationsrath ignorirte er) „wie Du heute bei Gelegenheit der wunderbaren Erhaltung des jungen Grafen ſchon zum drittenmal die Cherubsfittiche haſt anwenden können —! Weißt Du denn nicht, daß die ſogenannten Cherubim alles waren, nur keine Engel? Ohne Zweifel werden die Damen die geflügelten Löwen aus den aſſyriſchen Tempelbauten kennen — na, die Sphinx iſt ja bekannt genug. Nun wohl, Cherub — vergleiche die Buchſtaben und laß die Vokale unberückſichtigt, das weißt Du ja beſſer, als ich, daß die Hebräer nur die Conſonanten ausſchrieben — alſo Cherub, Cherab, Chirab — das war den Juden alleins. Und welches Wort hat man dann da anders, als Chiraff, die — Giraffe, dies geborne Karyatidenthier, ganz geſchaffen zum Träger von Balkonen, zum Portier von Eingangspforten ob nun in den Himmel oder in den Tempel Salomonis oder die Bundeslade. Dieſen rieſigen Wächtern gab man ohne Zweifel Adlerflügel, auch ein flammendes Schwert in die Vorderpfote, wie unſern heraldiſchen Löwen des Mittelalters die Kronen und die Reichsäpfel! Kurzum,

die Seraphim, das mögen Engel gewesen sein, aber die Cherubim, alter Freund, waren Giraffen —!"

Selbst der Ausruf der „Tante Weisheit": „Und Sie, Doctor, sind ein wahrer Teufel —!" hinderte nicht, daß sie ihre Freude am Aerger des beinahe blaugewordenen Bögendorf hatte.

Aber auch Nesselborn bekam seinen Treffer bei Gelegenheit der Mittheilungen, die Staudtner in seinem fortgesetzten Briefwechsel mit dem Fürsten Porphyrogenitus aus Bukarest bekommen haben wollte. Die Tante Weisheit wußte vollkommen, wie die Worte zu verstehen waren, die Staudtner, ohne Nesselborn vorher begrüßt, ohne mit ihm nur ein Wort gewechselt zu haben, vorzugsweise doch an ihn richtete:

„Der Fürst schreibt mir, seine Gemalin wäre schon auf der Reise hierher! Ihre Prinzessin Tochter sehnte sich nach ihren beiden Erzieherinnen, die so plötzlich die wunderbare Villa Mirabilis und das väterliche Haus in Bukarest verlassen haben. Die Damen wünschen nichts sehnlicher, als daß die Damen Nesselborn, zu deren Verlobung man ja, wie ich höre, Glück wünschen kann, bis dahin ein Institut errichtet haben möchten für fortgesetzte höhere weibliche Bildung —! In der That, ein Prinzessinnen- und Comtessen-Institut fehlt uns noch, lieber Schulrath, ich meine auf protestantischem Gebiet. Darin sind uns die Katholiken voraus. Sie haben Klöster und Sacré-Coeur-Damen, vollständig eingerichtete Anstalten für

die Erziehung künftiger Thronerbinnen. Ein wunderbarer Gedanke, wenn man ſich noch hier dieſen Ruhm erwerben wollte und ein proteſtantiſches Sacré-Coeur errichtete — vielleicht Frau Doctor Wehrmann oder Frau Doctor Schlickum an der Spitze —"

Graf Wildenſchwert hatte nie viel Empfänglichkeit gehabt für Spiele einer ſolchen petillirenden Champagnerlaune. Sein Weſen war zu umſtändlich dafür und liebte Ernſt und Gründlichkeit. Wenn er anfing, auf den Kern einer ſolchen Aeußerung, wie die eben vorgetragene, einzugehen und wirklich die Frage einer weiblichen höhern Fortbildungsanſtalt anzuregen, ſo war der Witzbold ſchon wieder auf das Schärfen neuer Pfeile aus.

Dem Grafen hatte dieſe Aeußerung Staudtners nur einen Anlaß geboten zum entſchiedenen Proteſt gegen klöſterliche Erziehung. Er nannte die Erziehungsnonnen Mörderinnen am Seelenleben der Jugend. Er nannte ſie Furien, die ſich für die ihnen auferlegte Entſagung an den glücklicher Prädeſtinirten rächten, Fortpflanzerinnen der Traditionen einer gedankenloſen Glaubensnachbeterei, Verfälſcherinnen des dem jugendlichen Gemüth eingepflanzten Enthuſiasmus, deſſen Neigung, ſich polemiſch zu äußern, durch die Bigotterie auf ein ganz falſches Ziel von Dingen, die man lieben oder haſſen ſollte, gelenkt würde.

Freilich merkte ſein unbefangener Sinn da nicht, wie die Zuſtimmung, die ſeine Erklärung fand, nur rein

äußerlich war. Der Pietismus und der Nihilismus, wie eben letzterer von Staudtner vertreten wurde, beide begegnen ſich in der Lauheit des proteſtantiſchen Gefühls.

Durch Neſſelborn, der allein wie der Graf fühlte, aber ſchwieg — (waren ſeine Lebensfittiche doch gebrochen) ließ der Graf für den folgenden Abend Gertrud zum Thee einladen und ging nur deßhalb noch in's Theater, um an ſeines Sohnes Freude über den Kunſtgenuß ſich ſelbſt zu erfreuen und zugleich Stoff zur Unterhaltung Gertruds zu ſammeln. Ein ſtiller Abend mit dieſem einfach klaren Mädchen, das er noch beim Abſchied von Neſſelborn eine wahre Perle genannt hatte, war ihm lieber als der ſchimmerndſte Glanz großer Geſellſchaften.

Schon am folgenden Tage machte der Präſident ſeinen Gegenbeſuch.

Er ſchien aufgeregt, kam ziemlich früh und fand den Grafen allein. Theodor hatte gehofft, noch vor den Thoren die nach dem Harz abziehende Schaar der Neſſelbornianer und ſeine lieben Freunde begrüßen zu können.

Der Präſident ſchlug die Einladung des Grafen nach Schloß Wildenſchwert rundweg ab und ſo entſchieden, daß darüber der Graf ſtutzig wurde und ſich befremdet fühlen wollte.

Die Situation, wenn zwei bejahrte Männer, beide in hohen Stellungen, beide an Erfahrungen reich,

nebeneinander ſitzen und die aufrichtigen Beweiſe gegenſeitiger Hochachtung austauſchen, iſt an ſich ſo würdevoll, daß der Miston, der ſie ſtörte, beiden zugleich peinlich werden mußte. Im Grunde blieb das fragende „Warum denn nicht —?“ unbeantwortet. Im Frageton brachte der Graf dieſen und jenen Grund für die Ablehnung vor. Der Präſident wich allem aus.

„Ich verſtehe Sie nicht,“ ſagte der Graf, „es iſt ſelten ein Wunſch über meine Lippen gekommen, der ſo herzlich und aufrichtig gemeint geweſen!“

„Davon ſind wir überzeugt —“ lautete die ausweichende Entgegnung.

„Glaubt vielleicht Ihre Gattin, daß ſich dadurch Jadwigas Strafe zu ſehr verſchärfen würde —“

„Im Gegentheil, es dürfte ſie wohlthuend berühren —“

„Alſo warum —?“

Der Graf war aufgeſtanden, wollte ungeduldig auf und ab gehen und hielt plötzlich inne.

„Halt,“ ſagte er, „ſcheint es Ihnen vielleicht unpaſſend wegen Ihrer Tochter Mechtild —?“

Der Präſident ſchwieg.

„Beſter Freund —“ begann der Graf nach einer Pauſe der Beſinnung, während er die Decke des Zimmers fixirte — „ich habe da eine Viſion — ich glaube gar — mein Sohn liebt Ihr Fräulein Tochter —!“

Der Präſident erhob ſich, machte mit den Hän-

den eine Figur in die Luft, die wie auf Windbeutelei gehen ſollte, und wollte ſeinen Hut nehmen.

„Nein, nein, nein — das muß mein völliger Ernſt ſein!“ ſagte der Graf. „Und das ſollten wir nicht ſo leicht nehmen —“

„Es iſt nur Eine Stimme darüber,“ entgegnete der Präſident, „daß jenes anmuthige, kluge, junge Mädchen —“

„Gertrud —?“ Der Graf ſchüttelte den Kopf, ließ ein hm! hm! nach dem andern fallen und fuhr ſich ſo lange mit der Hand durch ſein Haar, bis er, faſt kleinlaut geworden, die Frage vorbrachte: „Würde denn Theodor Hoffnung haben —?“

„Adieu, Graf! Wir ſehen uns noch —!“

Mit dieſen raſch ausgeſtoßenen Worten verließ der Präſident ohne Weiters das Zimmer. Es war eine Flucht und — damit war alles geſagt.

Einige Sekunden blieb der Graf allein und in der mächtigſten Erregung.

Da klopfte es und ſofort trat der Präſident wieder ein.

„Das wäre ja ſchön geweſen —!“ rief er. „Beim Suchen meiner Karte vorhin behielt ich die Brieftaſche in der Hand und ließ ſie liegen. Dort liegt ſie noch —!“ Schon hatte er die geöffnete Brieftaſche vom Tiſch genommen.

Mit Herzlichkeit und wie zum glücklichſten Scherz aufgelegt, hielt ihn jetzt der Graf beim Arm zurück.

„Sehen Sie alſo einen Wink der Gottheit —! Dieſe wollte nicht, daß Sie gehen. In der That, mein Sohn hat Verpflichtungen für Gertrud Neſſelborn — aber er liebt nur Ihre Tochter! Jetzt begreife ich alles. Aufrichtig und ehrlich, wie es zwei Männern in weißen Haaren ziemt! Könnte ſeine Bewerbung auf Erfolg rechnen —? Ha," unterbrach er ſich plötzlich, „damals, als Ihre Töchter getraut wurden, riſſen Sie ja ſchon beide auseinander —!"

Der Präſident ſtand einen Augenblick mit einem Ausdruck in ſeinen ehrwürdigen Geſichtszügen, den ſich der Graf nicht deuten konnte. Den Moment jedoch verſtand er, als jener raſch ſein Portefeuille wieder hervorgezogen hatte, daſſelbe öffnete, ein Blatt herausnahm, es auf den Tiſch legte und ſich mit den Worten: „Nun wohl! Ein Wink der Gottheit —!" eben ſo wieder entfernte, wie er vorher gethan hatte. Ein Moment der Inſpiration väterlicher Liebe ſchien es. Das Blatt mußte eine Bedeutung haben.

Der Graf ergriff es. Vielfach war es zuſammengelegt und enthielt, oft ausgeſtrichen und offenbar nur im Concept niedergeſchrieben, folgende Worte:

„Liebe Tante, Du warſt entweder viel zu gütig oder haſt ſo gering von mir gedacht, daß Du glaubſt, nach den Geſchenken, die Du meinen Schweſtern machteſt, auch mir eine Spende aus Deinem großen Reichthum mittheilen zu müſſen. Glaube mir aber, mein Schweigen, als Du den Schweſtern die großen Ge-

ſchenke machteſt, war eben ſo wenig Neid, wie es eine Herausforderung Deiner Großmuth ſein ſollte, als ich Dir ſagte: Ich nehme nichts von Dir! Das war in der That meine Meinung und deßhalb ſchicke ich Dir das Armband, das ich eben empfangen habe, zurück. Es iſt ſehr ſchön, zu ſchön für mich, aber ich will es weder tragen, noch aufbewahren. Denn wenn ich Dir auch geſtehe, daß ich Dich nicht mehr ſo haſſe, wie früher, ſo iſt doch ſelbſt mein Mitleid nicht im Stande, mich wohl zu fühlen in der Nähe von irgend etwas, was mich an Dich erinnert. Denn alles, was Deinen Namen trägt, ſchauert mich an. Du biſt vielleicht empört über dies offene Bekenntniß, aber ich will wahrer ſein, als die Welt gegen Dich iſt. Dem Haß der Geringen haſt Du Dich durch Reiſen, durch lange Abweſenheiten von hier, durch zahlreiche Wohlthaten entzogen. Aber die Vornehmen, die Deinen Adel, Deine geſellſchaftliche Stellung, Deine Reichthümer höher ſchätzen, als die Wahrheit, ſchmeicheln Dir und nur hinter Deinem Rücken geht die furchtbare Sage: Du hätteſt Deinen erſten Gatten um ſeinen Sohn betrogen —! Gott der Herr hat Dir Gnade erwieſen. Er hat Dir zu gefallen ein Wunder geſchehen laſſen. Er hat Deinen Sohn unter Umſtänden, die unerhört ſind, am Leben erhalten. Und dennoch haſt Du Dich noch nicht vor dem milden und allgütigen Richter beugen können; haſt ruhig geſchehen laſſen, daß Dir Dein Sohn unmittelbar nahe ge-

führt wurde vom unerforschlichen Schicksal und hast Dich doch nicht für bezwungen erklärt und Deinen Trotz aufgegeben und das Eis in Deinem Herzen aufthauen lassen! Fühle, ich beschwöre Dich, die wunderbar große Aufgabe, die Dir gestellt ist! Wirf die Maske der Lüge ab und ziehe den Sohn an Dein Herz, den Du um seinen Namen, beinahe um sein Leben gebracht hast! Weißt Du, was die Liebe aller Menschen an diesem Aermsten der Erde wieder gut zu machen hat? Führen muß sie ihn, wie den Blindgebornen das sehende Auge führt! Sie muß ihm ersetzen, was er verloren hat an siebzehn Geburtstagen, siebzehn Weihnachtsabenden — sie muß ihm siebzehnmal Christfreude und Kindesjubel nachträglich schenken! Sie muß ihm die Liebe der Geschwister, die Freundschaft der Gespielen ersetzen —! Siebzehn geraubte Jahre des Lebens, die man uns gewiß nicht ohne Grund lehrt, für unwiederbringlich zu halten, diese Jahre, die allein, wie ich's in allen Dichtungen lese, reine, ungetrübte Freuden gewähren, diese goldnen Tage, an die zurückzudenken die Wonne noch des spätern Alters sein soll —! Freilich mußt Du beben und zittern, wenn Du bedenkst, was dazu gehört, Jemand seine verlorne Jugend zu ersetzen. Du wirst zu träge sein, ihm von jetzt ab jeden Stein aus dem Wege zu räumen, weil sein Fuß nicht gelernt hatte, die Gefahren zu unterscheiden. Du wirst zu träge sein, ihn noch auf den Händen zu tragen und ihm zu er-

klären, was Länder und Städte, gute und böse Menschen sind, wem er freundlich sein darf und wem nicht. Und doch wäre das so schön, ihm die Erfahrungen des Lebens abzukürzen, ihn zu bewahren vor jenen herben Prüfungen, die uns erst allein, ich merke das schon, weise machen sollen. Sage ihm doch endlich: Nur ich allein will noch leiden statt Deiner! Du aber sollst von jetzt ab nur froh sein und unter Blumen wandeln! Jeder Tag, den ich Dir bereite, soll Dir die Freuden eines Monats Deiner vergrabenen Jugend einbringen — zwölf glückliche Tage ein Jahr — und sofort nichts, als Nachsicht, Schonung, Entschuldigung, Fürsorge, Liebe —"

Hier, bei dieser Steigerung des vorwurfsvollsten und doch zärtlichsten Flehens, brach der Erguß eines muthigen Herzens, einer überraschend reifen Intelligenz ab. Annehmen ließ sich, daß die Eltern die Veranlassung gewesen, daß diese heroische Aufforderung weder vollendet noch abgesendet wurde. So gestalteten sich des Grafen erste Gedanken, als er das offenbar anfangs zerknittert, weil gewiß verheimlicht gewesene, dann wieder sorgfältig zusammengelegte Blatt anstarrte.

Ob ihn eine tiefere Erschütterung der Theilnahme für den Geist, der sich in diesen Worten kund gab, ergriff, muß aus seinen Maßnahmen als erwiesen entnommen werden. Aber schwerlich sagte er sich: Wie ist doch ein Mädchenherz ein so wunderbarer Schatz von Gottesgaben, von Gottesoffenbarungen —! Wie

iſt es doch ſo durchzittert von dem großen Geheimniß der Weltſchöpfung, das da ſagt, alles, was lebt, wurde aus dem Kampf des Eros und Anteros geſchaffen, der Liebe und der Gegenliebe —! Wie kann ein Mädchenherz etwas ſo ſtill in ſich erblühen laſſen, ſo ſtill für ſich zeitigen, einer Knospe gleich, die aufbricht unerwartet und überraſchend —! Heimliche Stille, Schweigen ſcheint des Mädchens Natur und eine Welt rauſcht in ſeinem Innern, der Mund möchte wie mit Engelzungen reden, möchte überall das Geſetz des Schönen, Guten und Gerechten verkündigen —!

So in Andacht verſunken vor dem Bilde, daß ſich hier ein junges, kaum ſiebzehnjähriges Mädchen ſo in ein ſeltſambedingtes Menſchenleben hatte vertiefen, ſo ſich in ihm ausleben können, ſtand der Graf nun nicht. Nur das Bild der Vergangenheit und Zukunft faßte er in's Auge und ſagte ſich: Das iſt eine Liebe, die von den Eltern gewaltſam unterdrückt werden muß —! Eine Liebe aber, die nicht zu unterdrücken ſein wird —! Er beſchloß, alles zu thun, um dieſer Neigung den freien Lauf zu laſſen.

Sollte er jetzt wieder den Brief einſiegeln und ihn mit dem Ausdruck ſeiner Empfindung darüber an den Vater zurückgehen laſſen —?

Durch Miethlingshände konnte ſich ein ſo gewichtiger Auftrag nicht vollziehen laſſen.

Sollte er ſeinen Sohn ſelbſt zum Ueberbringer machen und gleichſam einen Nicht-Uriasbrief, das

Gegentheil jenes Briefes, den einſt David geſchrieben, an den Präſidenten ſchicken?

Die wichtigſte Perſon, die von dieſem Briefe Kenntniß erlangen mußte, war auf alle Fälle — der Graf fühlte es mit Schrecken — Gertrud. Dieſe Bemitleidenswerthe mußte ihn leſen. Die Gefühle, die dadurch bei ihr würden hervorgerufen werden, überlegte er ſich. Die Maßnahmen, die er ſelbſt ergreifen ſollte, um den vorausſichtlichen Ausbruch der Verzweiflung, den leidenſchaftlichen Erguß der Eiferſucht zu beſchwichtigen, wurden ſeine ernſteſte Sorge.

Theodor kam zurück, bewegt und ſtill. Die Freunde hatten einen Abſchied von ihm genommen, wie für eine halbe Ewigkeit. Er hatte beide in hohem Grade niedergeſchlagen gefunden. Ihr Schmerz ging über die Trennung, wenn nicht durch eine Ferienreiſe — (auch ſeine eigene Abreiſe nach Wildenſchwert ſtand ja bevor) doch für ein Wiederſehen, das in Wildenſchwert oder hier in der Reſidenz zeitig wieder zu erwarten ſtand, bei weitem hinaus.

Der Vater ſuchte ihn durch die Ausſicht auf ein abendliches Beiſammenſein mit Gertrud aufzurichten.

Aber erſt da kam Troſt und Freude in ſeine leicht erregbaren, ſich jedem Eindruck offen darlegenden Geſichtszüge, als der Vater vom Beſuch des Präſidenten erzählte und wiederholt auf die Erſcheinung Mechtilds zurückkam. Einſtweilen verſchaffte ſich der Graf durch ein ausdrückliches Nachfragenlaſſen in der

Vorwerksstraße die Gewißheit, daß Gertrud den Abend kommen würde.

Als es sechs Uhr geschlagen hatte, wollte der Graf seinen Sohn in's Theater schicken.

„Gertrud kommt ja —" antwortete Theodor befremdet.

„Ich will heute mit ihr allein bleiben —" lautete des Vaters Antwort.

„So bleibe ich drinnen in meinem Zimmer —" entgegnete Theodor, fast verwirrt.

„Ich wünsche, daß Du ausgehst. Hast Du heute keine Lust zum Theater —?"

Theodor verneinte, ohne durch seine Miene auszuschließen, daß ihm die Wünsche des Vaters Befehle wären.

„Am liebsten," sagte er, „ging' ich in eine Kirche —"

Der Vater that gegen diese so schwermüthige Aeußerung nichts. War er doch selbst in feierlicher Stimmung. Ihm that es wohl, daß Theodors Bescheidenheit nicht einmal die Frage wagte: Was hast Du nur mit Gertrud allein vor? Daß von seines Sohnes Seite die Neigung für seine Erzieherin frei von aller, nur dem Geschlecht in ihr geltender Leidenschaft geblieben war, hatte er jetzt erkannt.

„Ich weiß, wohin ich gehen will —!" rief Theodor. „Ich will die unglücklichen Wülfings besuchen —"

Der Graf ſtutzte anfangs, ſagte dann aber:

„Auch das iſt vielleicht ſo gut, wie in die Kirche gegangen. Gott hat dieſen Menſchen viel zu vergeben, aber Du für Dein Theil haſt ihnen viel zu danken.“

Er war einverſtanden, vorausgeſetzt, daß Theodor den Kutſcher und den Bedienten zur Begleitung mitnahm. Der Beſuch galt der verrufenen einſamen Mordanfallſtätte.

Gertrud kam im ſommerlichen Kleide, auf dem Arm mit vorſorglich mitgenommenen Hülfsmitteln gegen die Abendkühle. Ihr Haar war ſchlicht geordnet. An jeder Seite hinter dem Ohr hing ihr eine Locke. Trotz des weiten Weges, den ſie gemacht hatte, ſah ſie blaß aus. Ihr Auge hatte die Nacht über geweint. Sie hatte wenig geſchlafen. Sie hätte darüber dem Grafen auffallen müſſen, wäre dieſer nicht ganz nach innen gekehrt geweſen.

Gertrud erſtaunte über die Abweſenheit Theodors.

Dieſe wurde als eine freiwillige erklärt. „Er wird zeitig wiederkommen —“ ſagte der Graf. Als er nach der Uhr ſah, zitterte ſeine Hand.

Wieder war es ein trauliches Selbander, wie damals auf Schloß Wildenſchwert beim erſten Kennenlernen. Die Zimmer, die der Graf im Hotel gewählt hatte, lagen geräuſchlos. Den Thee brachte die Bedienung des Hauſes.

Einige unverfängliche Mittheilungen gingen voran.

Die ſeit geſtern erlebten Eindrücke wurden beſprochen. Des Beſuchs beim Präſidenten geſchah flüchtige Erwähnung. Vom Leben im Hauſe des Onkels ſagte Gertrud:

„Es wird nun ſtill werden für einige Zeit! Die Hochzeiten ſollen zeitig ſtattfinden! Dieſe Ehen ſind der Ruin der Anſtalt, denn die beiden Schwiegerſöhne werden keinen tüchtigen Lehrer neben ſich dulden. Des Sichverbeugens, Schmeichelns, Schweifwedelns nach allen Seiten hin, ob nun Türken oder Kamtſchadalen, Grafen oder Kaufmannsſöhne, künftige Diplomaten oder Offiziere in die Anſtalt kommen ſollen, wird kein Ende ſein. Die Anſtalt wird ſich darüber auflöſen. Eine Zwiſchenregion zwiſchen Schule und Haus iſt möglich, wer würde es beſtreiten wollen —! Aber ſie muß einen feſten, keinen luftigen Boden haben. Der Onkel geht trotz der Erleichterung, die Sie ihm gewährt haben, zu Grunde.“

Schon oft war dieſer Gegenſtand beſprochen. Der Graf hatte ſich von ſeiner Anſicht, man müßte jeden Stand für ſeine künftige beſondere Bewährung erziehen, im Allgemeinen bekehren laſſen. Jetzt billigte er Gertruds und von Theodor ſchon oft mit Seufzen anerkannten Satz: „Nur wenn man Alles angeboten hat, dann bleibt wenigſtens — Etwas zurück —!“ Vor allem hatte er ſelbſt einen Sohn, der nicht zum Grafen erzogen war und den er doch über alles zu lieben angefangen und für ſeinen Beruf ſogar für ausreichend gebildet zu halten ſich überredet hatte.

Schon nach der ersten Tasse Thee überreichte der Graf Gertrud den Brief Mechtild's an Theodors Mutter, den er in der Seitentasche seines Rocks bereit gehalten hatte, und bat sie, ihn zu lesen.

Nachdem stand er auf. Es war noch hell genug, um lesen zu können. Doch machte er sich damit zu schaffen, leise über den in den Hotels selbst im Sommer selten fortgenommenen Teppich zu schreiten, Schwefelhölzer zu suchen und die Kerzen auf den Leuchtern anzuzünden, deren mehre auf beiden Pfeilerconsolen standen. Leise trug er sie auf den Theetisch. Kein Auge richtete er dabei auf die Lesende, die noch befremdet das Blatt in Händen hielt.

Als Gertrud zu lesen angefangen hatte, wandte sich der Graf dem Fenster zu, schlug die Arme über den Rücken und sah auf die Straße, wo sich in diesem Augenblick ebenfalls die Mündungen der Gasleitungen erhellten.

Längst konnte Gertrud zu Ende sein. Der Graf hörte nicht, daß sie über den empfangenen Eindruck ein Zeichen gab. Endlich räusperte er sich. Keine Antwort erfolgte. Nun wandte er sich. Gertrud saß ruhig zurückgelehnt im Sessel, den Brief in ihren Händen, die in ihrem Schooß gefaltet lagen. Sie war blaß geblieben und athmete schwer.

„Können Sie errathen, wen diese Zeilen zum Verfasser haben —?" fragte der Graf, schon den Ton versuchend, den Schmerz Gertruds zu schonen.

„O gewiß —!“ antwortete ſie kaum hörbar. Der Name: „Mechtild von Fernau —“ kam von ihren Lippen wie ein Hauch.

„Ich bin durch Zufall in den Beſitz dieſer Zeilen gekommen und glaube nicht, daß ſie abgeſchickt worden ſind —“

„Das thut auch nichts!“ entgegnete Gertrud auf dieſe nur zaghaft vorgetragene Aeußerung des Grafen. „Gott nahm Abrahams Bereitwilligkeit, ſeinen Sohn zu opfern, für das Opfer ſelbſt —!“

„Soll ich auch Theodor den Brief zeigen —?“ fragte der Graf, immer noch nicht wagend, näher an die Unglückliche heranzutreten und ihr in's Angeſicht zu blicken.

„Gewiß!“ folgte unmittelbar die Antwort auf des Grafen zögernd vorgebrachte Frage.

„Die Wirkung wird bedenklich ſein —“

„Warum —?“

Der Graf ſah ſie allmälig ſchärfer an und blieb ſtehen.

„Mechtild von Fernau liebt Theodor —! Das ſagen dieſe Zeilen deutlich —“ fuhr Gertrud fort.

„Mitleid iſt nicht Liebe —“ entgegnete der Graf und wagte, da Gertrud ſo beherzt geſprochen, eine größere Beſtimmtheit.

„In dieſem Falle doch wohl —!“ fuhr Gertrud fort. „Die Liebe naht ſich auf mannigfachen Wegen —! Mitleid iſt auch — Mitfreude. Es waren

vielleicht erſt kleine Sonnenſtäubchen, die im Gemüth dieſer Schreiberin —"

Weiter konnte Gertrud die Betrachtung, die ſie anſtellen wollte, nicht ausführen.

„Sie meinen —?" fragte der Graf, der ſogar im Todesſchmerz, der die Zunge für immer lähmen kann, nichts Fragmentariſches dulden mochte.

„Ich meine, die kurzen Begegnungen und Annäherungen — bildeten ſich zu einem Ganzen —! Ein Sonnenſtrahl nimmt Millionen Kleinigkeiten auf. Sie ſahen ſich ja, ſie ſprachen ſich — die Begegnungen waren heiter und boten nichts von einem — Minus —!" Alles das hauchte Gertrud faſt tonlos.

„Minus? Wie — bei Wem? Minus eines armen Lehrers vielleicht —?" nahm der Graf die mit einem ſchmerzlichen Lächeln abbrechenden Reflexionen und halb wie verwirrten Worte auf.

Eine Weile blieb jede Antwort aus. Dann ſchüttelte Gertrud den Kopf, zeigte zur Deutung des „Minus" auf ſich ſelbſt und murmelte zuletzt mit geſteigerter Bitterkeit, doch ohne eine Spur hämiſcher Empfindungen:

„Die Liebe iſt der fünfte zu den vier großen Propheten —"

„Sie hätte ſich nur in den jungen Grafen verliebt, meinen Sie, oder —?"

„Ach ja! Oder — ach nein! Wie Sie wollen —!" hauchte Gertrud. „Kann man hier das Eine von

dem Andern trennen —? Vor allem ſah ich, daß ſie einen Blick in die Tiefen des Menſchenlebens hat. Immer iſt das eine Ueberraſchung, fühlende Seelen anzutreffen. Es erhebt und — demüthigt auch —!" Ihrem halbphantaſirenden Schmerz verſagte die Stimme.

„Gertrud —" ſprach der Graf mit geſteigerter Innigkeit. Sah er doch, wie ſchmerzlich ſein Gegenüber unter dem Druck litt, gegen die glückliche Nebenbuhlerin gerecht ſein zu müſſen. „Gertrud, prüfen Sie ſich! Sie haben in Theodor nur die Sphäre geliebt, wo Ihr Wirken anerkannt, belohnt, erfolgreich war —! Sie haben ihn geliebt wie eine Mutter —!"

Gertrud weinte.

„Bleiben Sie ihm dieſe ſeine Mutter —!" rief der Graf mit einer Stimme, die ebenfalls ſchwankend geworden war von Thränen, die der nach Faſſung Ringende nicht über ſich Herr werden laſſen wollte.

Gertrud hatte aufgeblickt, hatte ihn mit ihren großen leuchtenden Augen befremdet angeſehen.

„Ja," fuhr er fort, „betrachten Sie mein ergrautes Haar, dieſen weißen Bart, dieſe Runzeln und die Furchen meiner gebräunten Haut! Ich bin ein Thor, zu vergeſſen, daß ich ſchon an der Schwelle des Greiſenalters, ja des Grabes ſtehe! Aber ich fühle die Kraft in mir, die noch unangebrochene Kraft, ein weibliches Herz, das endlich, endlich vor'm Scheiden von dieſem Daſein noch einmal meinen heißen, nie geſtillt ge-

weſenen Durſt nach Beglückung durch Frauengüte befriedigen könnte, zu lieben, zu lieben mit dem Feuer eines Jünglings! Vereinigen wir uns, Gertrud, um einem Menſchen die erſten verlornen Jugendjahre ſeines Lebens ſo erſetzen zu helfen, wie es in dieſen Zeilen ein Weſen zu thun verſpricht —! Geben wir dazu den Elternſegen —! Ja, Gertrud, werden Sie meine Gattin!"

Gertrud hatte ſich erhoben. Doch mußte ſie ſich feſthalten am Stuhl. Sie ſah um ſich, als könnten die Worte des Grafen unberufene Lauſcher gefunden haben. In dieſer ihrer Vorſicht lag ein Zeichen der Rührung, ja ſchon der Ueberwältigung durch den edlen Gedanken des vielgeprüften und vielbewährten Mannes, der ſich ihr gegenüber, dem Mädchen aus dem Volke, in einer ſolchen Situation zu zeigen vermochte.

„Sehen Sie, ſehen Sie," rief er, ſich zu einem Humor zwingend, der ihm in der Regel fremd war, „ſehen Sie, daß Sie Recht behalten mit Ihrem Wort: Auch Mitleid kann Liebe werden —! Machen Sie Ihr Wort wahr. Sie haben Mitleid mit mir thörichtem Schwätzer, einem Alten, der noch wagt zur Jugend aufzublicken. O das iſt die edelſte Regung im Weibe, Mitleid zu haben mit einem Mann, der tiefgedemüthigt vor ihr ſteht und von Liebe ſpricht —! Es iſt die edelſte Regung, ihn um deshalb zu erhören, weil man ihm wehe thun würde durch Abweiſung!"

„Herr — Graf —!" ſprach Gertrud, ſich ein wenig abwendend und mit einem Ton, als wollte ſie

ſagen: Sinn für Scherz lebt in dieſem Augenblick nicht in meinem Innern —

„Aber Gertrud," fuhr der aufgeregte, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtige Mann fort, „Gertrud, glauben Sie mir doch nur! Sie ſind ja ſchon deshalb die Meinige, waren es, weil Sie, Sie allein die Pflichten der Mutter an meinem Sohn geübt haben! Sie erzogen ihn! Sie behüteten ihn, Sie denken auch jetzt nur, ich weiß es und verſehe mich deſſen zu Ihrem edlen Herzen, an ſeine Beglückung durch ein Weſen, das auch Sie lieben müſſen, weil Sie es betroffen haben auf gleichen Empfindungen für den Gegenſtand Ihrer Sorge. Erleichtern wir beide — beiden dieſen Bund, kündigen Sie ſich ihm, wenn er zurückkommt, als ſeine wirkliche Mutter an, als — die Gattin ſeines Vaters —!"

Gertrud ſtürzte an den Ort, wo ihr Shawl, die Verhüllung ihres Kopfes gegen die Abendluft lagen und wollte entfliehen.

„Was iſt's, das Sie nicht zu ertragen vermöchten —?" rief der Graf. „Die Sprache der Ueberredung, Gertrud —?"

„Ich armes, ich — geringes Weſen —"

„Ehemals mußten Sie doch auch bei Theodor —" Der Graf ſprach den Gedanken nicht aus, der ihm durch den Sinn fuhr, beſorgt, bitter zu erſcheinen.

„Es iſt Verleumdung, wenn man mich beſchuldigen will, ich hätte je an Theodors Erhebung in den Grafenſtand gedacht — gedacht um — meinetwillen —"

„Gertrud," trat ihr der Graf wieder näher und sprach mit größerer Ruhe — für seine Wünsche glaubte er eine Erfüllung sich nahen zu sehen — „Gertrud, Sie stehen vermöge Ihrer Bildung über den Unterschieden, die sich im Lauf der Zeiten unter den Menschen ergeben haben. Was die Revolutionen der Geschichte bedeuten sollen, darüber mögen die Philosophen streiten; ich persönlich habe von je einen Respekt davor gehabt und habe mich einen Aristokraten genannt. Und ich bin es auch. Aber ich bin es nicht in Dingen, die ich ebenfalls durch den Lauf der Zeiten, durch Sitte und Beispiel geändert sehen möchte. Die Verbindung durch die Ehe — doch ich gerathe in Betrachtungen und bin doch nur ganz Gefühl —! Ich würde diesen Ausweg eingeschlagen haben, auch wenn das junge Mädchen, das diesen Brief schreiben konnte, nur bürgerlichen Ursprungs gewesen wäre —"

„Eine Fernau —!" fiel Gertrud bewegt und mit tiefster Rührung ein.

„Darin liegt für Ihr weibliches Gefühl eine Versöhnung, nicht wahr? Gertrud — der Kampf in Ihrem Innern — ist er vollzogen —?"

„Um Theodor ist er's —! — Dieser Kampf — er war es schon gestern —"

Der Graf wünschte über diese Eröffnung, die ihn überraschte, Aufklärung, unterbrach sich aber, denn man hörte Klingeln, Stimmen, Fußtritte — Theodor kam eben mit den Dienern zurück.

Heiter und wohlgemuth trat er ein, grüßte Gertrud, ohne die Aufregung beider, die in ihrer überraschten Stellung wie Bildsäulen stehen geblieben waren, zu bemerken, warf seinen sommerlichen Ueberzieher ab, den die Diener in Empfang nahmen, hörte nichts aus dem „Gewiß!“ heraus, der Zustimmung des Grafen auf den Befehl, den Theodor dem Kutscher nachrief, den Wagen für Fräulein Gertruds erst spätere Nachhausefahrt bereit zu halten, und fuhr harmlos zu berichten fort, daß er Zeuge einer glücklichen Scene gewesen wäre. Eben wären die Söhne der Wülfings angekommen, um die Eltern zu trösten und ihnen anzubieten, sie ganz mit sich zu nehmen nach Belgien, wo beide die vortheilhafteste Anstellung gefunden hätten. Zwar hätte er selbst alles aufgeboten, sie zum Bleiben zu veranlassen, ja sie sogar der Absicht des Vaters — „zürne mir deßhalb nicht —!“ warf er ein — sich mit ihnen zu versöhnen, versichert und sogar an ihrem Abendimbiß Theil genommen — er wies auch deshalb des Vaters stumme Einladung zum Thee zurück — doch die Wülfings wollten durchaus mit in's Ausland —

„Laß sie ziehen!“ unterbrach der Vater. „Hier würde ihnen doch nie mehr wohl werden. Ich verkenne nicht Wülfing's Verdienste um Dich —! Aber es waren unfreiwillige. Ueber die ersten Anfänge im Leben dieser Menschen kann ich nicht hinweg. Wenn sie auswandern, so soll es an einem Jahrgehalt nicht fehlen —!“

Allmälig bemerkte Theodor, daß Gertrud nichts ſprach. Er fragte, ob ihr etwas fehlte.

„Lieber Sohn," ſagte der Graf, „ich habe Dir verſchwiegen, daß der Präſident die Einladung, nach Wildenſchwert zu kommen, ablehnt. Du erſchrickſt darüber —? Der Präſident hat die Ueberzeugung gewonnen, daß Du — ſeine Tochter Mechtild liebſt —"

„Vater —!" wollte Theodor ausrufen und vermochte es nicht. Stand er doch, wie wenn er hätte in die Erde ſinken ſollen. Mit Erſtarrung blickte er auf Gertrud, die bis jetzt nur niederwärts geſehen.

„Noch mehr," fuhr der Vater in zitternder, doch ſchon glücklichſter Erregung fort, „der Präſident hat mir vertraut, daß er Euer ſo nahes Beiſammenſein deshalb nicht dulden könnte, weil Mechtild allem Anſchein nach den Befeſtiger ihres losgegangenen Schlittſchuhriemens ebenfalls in's Herz geſchloſſen hat —"

Der Laut, den Theodor ausſtieß, konnte zweifelhaft bleiben laſſen, ob damit Schmerz oder Unwillen über die gewählte Ausdrucksweiſe bezeichnet werden ſollte, Schmerz oder Unwillen über die Rückſichtsloſigkeit gegen Gertrud.

„Um dies Hinderniß zu beſeitigen, bin ich auf den Gedanken gekommen, den Beſuch unter allen Umſtänden zu ermöglichen. Ich lade dieſe vortrefflichen Menſchen, Vater, Mutter und Kinder zu einem Feſt ein, das ich lediglich in Wildenſchwert gefeiert ſehen kann, zum Feſt — ja, ſtaune nur! — meiner Vermählung —"

Gertrud bewies durch einige Schritte, die ſie machte, daß ſie aus ihrer Erſtarrung erwacht war.

„Gewiß iſt es im Sinn deiner künftigen Mutter — der Gräfin Wildenſchwert —“ fuhr der Vater fort, „wenn wir dieſe Einladung um ſo mehr ergehen laſſen — und recht, recht bald ergehen laſſen (ein Aufgebot Ein- für allemal erlaubt es) — als ſich ja da die Gelegenheit finden wird, daß Du und Mechtild, Ihr Euch beide noch inniger nähert und Euch mehr noch zu würdigen lernt, als auf dem Eiſe möglich geweſen. Nicht wahr, Gertrud —?“

Der Graf hatte die Worte: „Deine künftige Mutter — die Gräfin Wildenſchwert —“ mit einem nach Gertrud hin ausgeſtreckten Arm geſprochen.

Mit einem „Iſt's möglich —?“ ſtürzte Theodor auf Gertrud zu. Gertrud wehrte eine Weile Theodors Umarmung ab. Dann trat der Graf dazwiſchen. In ſeinen Augen lag die Bitte um endliche Entſcheidung.

Mit einem innigen, ſeelenvollen Blick — erſt auf den Grafen und dann gen Himmel — ließ Gertrud die Vorausſetzungen Theodors, der die Wahrheit errathen hatte, gelten, ſtreckte ihre rechte Hand aus und duldete, daß dieſe der Graf ergriff und an ſein Herz drückte.

Der Bund war geſchloſſen. Der Wagen, der die künftige Gräfin Wildenſchwert nach Hauſe fahren ſollte, ſtand von neun Uhr an bis gegen elf vor dem Hotel, ehe man an die Heimkehr dachte.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

In den düstern Gebirgsabdachungen der italienischen Schweiz, dort wo die Gotthardstraße von Uri's Wäldern und von der Teufelsbrücke hinüberführt in die Thäler, wo nach langem Sehnen und Hoffen auf Italiens Reize endlich das schönste Land der Erde seine — blauen Augen aufschlägt, seine lieblichen, am Fuß der Alpen liegenden Seeen — erheben sich uralte Longobardenthürme, angelegt zum Zeichen der Sehnsucht nach Ruhe und fester Ansiedelung, die hier auch einst in grauer Vorzeit Tagen über die germanischen Einwanderer gekommen war.

Sie ragen empor auf hohen Felsenkanten, meist Vorsprüngen eines Gebirgsstocks, der sich bis dicht über die wilden Wasser hinzieht, die aus dem Schnee, aus den Seeen des Gotthard niederstürzen. In wilden Strudeln, alles mit sich fortreißend, jedes zerbröckelte Gestein, jede entwurzelte Tanne, drängt sich der Ticino, hier grün wie Erz, dort weiß wie Schnee, durch die Bergschluchten hindurch, die der Wanderer im Zickzack umgehen muß, um sich seinen Pfad zu fin-

den und den Schrecken der Natur, dem Donnersturz der Lawinen, auszuweichen. Adler schwingen hier die mächtigen Flügel dicht über unsern Häuptern. Im Winter findet in den Schluchten und Höhlen noch der Bär seine schützende Zuflucht.

Mancher dieser alten Thürme im Canton Tessin ist der Mittelpunkt eines Dorfs geworden, dessen Bewohner sich nothdürftig von den Ergebnissen der Viehzucht ernähren. Mehr dem Süden, mehr dem blauen Auge der Seen von Locarno und Lugano zu, wo bereits der Nuß- und Kastanienbaum unter den dem Nordwind trotzenden Felsschroffen grünt, ja schon an den Bergabhängen die Rebe, zwar noch irrend und wie unstät kletternd, hat mancher dieser Thürme einen Ausbau noch zu einem Ritterschloß des Mittelalters, ja hier und dort zu einem neuzeitlichen, fast villenartigen Charakter erhalten. Da zieht sich um die uralten cyklopischen Mauern ein Wald von Epheublättern, Schießscharten sind erweitert zu Fenstern, Fenster zu Balkonen. Zierliche, mit Weinlaub bezogene eiserne Wendeltreppen führen von den Balkonen auf Terrassen, wo ein Springbrunnen plätschert, die Rose blüht, am innern Rand eines schroff über ungeheurer Tiefe sich dahinschlängelnden Geländers Statuen von Marmor glänzen, Ganymed mit dem Adler, Hebe, die Kanne schwingend und mit gastlichem Willkommen einladend. Wohnhäuser bequemerer Art, Wirthschaftsräume schließen sich an Baumpflanzungen an, durch

deren Mitte ein wohlgeebneter Fahrweg bis in die Tiefe und ein am hier und da beruhigten Ticino liegendes Städtchen führt, wo zwar noch nicht die Seidenzucht die Bewohner beschäftigt und ernährt, doch schon manches den milderen Gegenden angehörendes Gewerbe, vor allem das Brechen von werthvollen Steinen für Bauten, Künstlerwerkstätten, und das Fällen und Flößen von Holz.

Auf einem solchen Bergschlosse, zwischen Lavorgo und Giornico, kurz vor Beginn des lachenden, weingesegneten Unter-Livinen-Thals, wandeln drei Menschen am Rande des hängenden Semiramisgartens, von welchem aus man die düstern Bergverschiebungen, die zum Gotthard führen, verfolgen kann. Links und rechts breiten sich die bald kahlen, nur mit Moos bezeichneten, bald mit Tannenwäldern bepflanzten Bergesrippen aus, riesige Tafeln, die mit urewigen Runen beschrieben scheinen.

Und Eines von den Dreien, eine Frau, ebenfalls hoch und stolz, wie Semiramis, starrt auf diese Schrift, von Gottes Finger geschrieben, und scheint sie lesen zu wollen, zu deuten und scheint sie auch zu verstehen. Denn sie spricht mit ihnen.

Zwei junge Männer in der kleidsamen, dem Schnitt der französischen Uniform nachgeahmten Tracht der Schweizeroffiziere, großen beutligen Beinkleidern, kurzen Waffenröcken, hellen Farben der Kragen und Aermelvorstöße, folgen der in Schwarz gekleideten Dame.

Dicht vor dem perlenden kleinen Springbrunnen, den ein Kranz von ständig befeuchteten und zwischen Moos und Farrenkräutern sich lange haltenden Alpen-Vergißmeinnicht umzieht, steht ein Tubus.

Die der Behandlung von Fernröhren kundigen jungen Krieger, hübsche, blondgelockte Gestalten, richten ihn nach Norden.

Die hier so sehr verengte Perspektive ist bei alledem günstig, um die Landstraße, wie ein weißes Band, durch die Felsenvorsprünge, Wälder und die Windungen des Ticino hindurch verfolgen zu können bis nach Airolo hinauf, einem Dorf, das am Fuß der Gotthardstraße liegt.

Die Dame, zuweilen von den Offizieren angeredet, kümmert sich um ihr Richten des Tubus, um ihr Lugen und Forschen nicht. Wenn sie spricht, so redet sie von Dingen, die den jungen Männern gleichgültig sind.

Auch einige Diener, einige Mägde, ein schon älterer Soldat, ein Unteroffizier, wenn nicht gar Wachtmeister, sind nur an den Ergebnissen des Tubus betheiligt und achten ebensowenig darauf, ob die Matrone, deren weißes Haar mit ihrem schwarzen Kleide contrastirt, vor sich hinmurmelt: „Die schlechten Advocaten! Der Kutscher soll nicht so schnell fahren! Die Katze hat's genommen, ich schwöre drauf!“ oder nicht.

Die jungen Offiziere beschließen jetzt, da ihr

Fernrohr noch immer nicht ſehen läßt, was ſie erwarten, ihre Roſſe vorführen zu laſſen.

Gemächlich, bald die Zügel freilaſſend, bald ſie ſchnell wieder anziehend, reiten ſie den Schloßberg hinunter, vorüber an dem beſten, allerdings auch einzigen Albergo des Oertchens unten, die Luna genannt, wo ſie nochmals fragen, ob ſie ſich verſichert halten könnten, daß für die Herrſchaften, die erwartet würden, die beſtellten Zimmer und ein Frühſtück in Bereitſchaft ſtünden. Noch war es Morgenfrühe.

Die Schweiz iſt eine Republik, die Gaſthöfe gehören zum monarchiſchen Syſtem. Man verſicherte auch hier mit unterwürfigſter Miene, die Excellenzen würden wohlgeborgen ſein.

Während die Offiziere jetzt langſam weiter bergauf ritten, hatte der Reiſewagen, den ſie erwarteten, ein in Flüelen am Luzernerſee gemietheter Vetturin, erſt ſein drittes, ſein Vorſpannroß, in Airolo heimgeſchickt. Der Uebergang über die Alpen war langſamer erfolgt, als man erwartet hatte. Es war Ende Auguſt. Schon war Schnee gefallen. Ob die Reiſenden im Wirthshauſe zu Airolo, unter den Ziegen, die allein hier mit den Menſchen in größerer Anzahl hauſen, zwei Brüder, jene beiden Südfranzoſen noch gefunden haben mögen, ſeltſame Exemplare, nach der Schweiz und in neun Monate Schnee verſchlagene Söhne der Provence, die hier vor Jahren der Erzähler als Hotelwirthe gefunden, kann nicht berichtet werden. Man

denke ſich zwei penſionirte Colonels der Armeen Napoleons, ſchöne große Geſtalten, die hier vielleicht aus den Zeiten der Siege Suwarows ſitzen geblieben als Verwundete. Sie waren in Airolo Poſtmeiſter und Wirthe geworden. Muſter der Tournüre und der Delikateſſe gegen die Damen, aber umgeben — von einer permanenten Alkohol-Atmoſphäre. Das Leben im Schnee ſoll den Trieb zu ſolcher Erwärmung durch Cognac mit ſich bringen.

Das aber weiß der Erzähler für beſtimmt, die Reiſenden, ein kürzlich vermähltes Paar, kamen mit wonnigem Entzücken aus der Schweiz herüber. Sie hatten auch da einen berühmten Tunnel mit düſtern Erinnerungen durchfahren und ſich nach dem Wiederanblick des Tageslichts die Hand gedrückt. Auch ſie hatten das große Geſtirn des Tages auf der Hochalpenkette ihre erſten Strahlen entſendend vom Rigi aus beobachtet und auch ohne Bögendorfs Rigi-Domchor Thränen im Auge gehabt. Auch die Stätten, wo große Männer im Wetteifer mit der Größe der Natur lebten und wirkten, hatten ſie begrüßt, vor allem in Burgdorf, Stanz, Birr die Erinnerungen an den Menſchenbildner Peſtalozzi.

Jener roſengeſchmückte Grabſtein des müden Lebenspilgers unter der — Dachtraufe des Schulhauſes zu Birr, allwo er geſtorben (ein Bild alles menſchlichen Wirkens, das ſich den Schutz, die Ruhe, immer wieder unter neuen, tröpfelnden Sorgen ſucht —!) war verſchwunden. Ein ſchöneres Denkmal war er-

ſtanden. Der Reiſende ſtand mit ſeinem jungen, ihm erſt vor wenig Wochen angetrauten Weibe vor dem Portal des neuen Schulhauſes in jenem beſcheidenen Dorfe und las mit Andacht die Inſchrift, worauf er aus ſeinem Portefeuille einen Brief langte und unbekümmert laut die folgende darin enthaltene Stelle las:

„Auf dem Denkſtein da nennen ſie Dich einen Vater, Peſtalozzi! Einen Vater vieler Söhne — hätten ſie hinzufügen ſollen, ja vielfach gearteter Söhne —! Würdeſt Du ſie alle anerkennen, die ſich auf Deinen Namen, auf den Geiſt Deiner Lehre berufen haben —? O geirrt haſt Du wahrlich in Vielem, aber geirrt, wie der Wanderer — der im Verfehlen des Zieles nur immer Schöneres, Unerwarteteres findet! Oder wie ſich ein Kind verirrt, das auf dem Heimweg im Walde die Spur verlor, die gewohnte, und dafür Märchen und wunderbare Geſchichten erlebt, bis ſie das Kind, das ermüdete, unter einem Schlehdornbuſch ſanft entſchlummert finden wie im Paradieſesvortraum —! Menſchen vor allem, Gottesbilder haſt Du erziehen wollen! O daß in den „Bürgern", in den „Wehrpflichtigen", in den „Arbeitern", die wir jetzt erziehen müſſen, der Menſch nicht begraben werde, ſondern durchleuchte durch den Beruf, den Beruf verkläre —! So nur können Generationen, Epochen, Völker, Staaten von ihrem Dahinſtürmen in's Endliche, in's Nichts, in moraliſche Nacht aufgehalten und gerettet werden —!"

Der, der also fühlte, also in einem Brief geschrieben hatte, war Fritz Bechtold, jetziger Seminar-Oberlehrer. Er hatte in einem von dem reisenden jungen Ehepaar poste restante Basel vorgefundenen Briefe vom Untergang der Nesselbornschen Anstalt, von Nesselborns Regierungsanstellung als Seminar-Direktor und von den immer noch düstern Wolken geschrieben, die auf dem ganzen deutschen Erziehungs- und Schulwesen liegen, und dabei Erinnerungen an eine seiner eignen, früher gemachten Schweizerreisen zusammengestellt. Theodor Graf Wildenschwert konnte jenen Denkstein nicht weihevoller betrachten, als unter nochmaliger Lektüre dieser soviel gemeinschaftliche Erinnerungen weckenden Auslassung seines Freundes.

In einem der mehreren Briefe, die von Luzern durch das neuvermählte Paar der Post übergeben wurden, kündigten sich die Reisenden auf ihrer Fahrt nach Rom, wo der Winter zugebracht werden sollte, auch Theodors Brüdern, den Freiherren Edmund und Bruno von Fernau an, die vor einigen Jahren Deutschland verlassen, in der Armee der Schweizer Dienste genommen hatten, in der Regel in Thun standen, jetzt aber bei ihrer Mutter verweilten, deren Geist seit einem Jahr ein sich still, sich Niemand belästigend kundgebender Wahn umflorte. Von Theodors Brüdern stand nach Erkundigungen aller Art die Thatsache fest, daß sie das Unglück, die Schande gebessert hatte.

Theodors Mutter hatte anfangs dicht unter den

Gletſchern wohnen wollen. Aus Deutſchland entflohen, war ſie in ein einſames Haus am Grindelwald gezogen. Dann kamen, vernichtet, tiefbeſchämt über die Enthüllungen ihres Familienlebens und wie vervehmt, ihre Söhne und ſchmeichelten ſie in eine mildere Gegend hinüber und wollten ſie nach Italien zu ziehen überreden. Als ſogar erwieſen war, daß der nach Amerika entflohene Vater dieſer jungen, ehrgeizigen, adelsſtolzen Männer mit eigener Hand, geſchützt durch eine Larve, den Mordanfall auf ihren Bruder vollzogen hatte und die Gerichte die mitſchuldige, vom Mörder in's Vertrauen gezogene Familie Bartel auf zehn Jahre Zuchthaus verurtheilt hatten (für den eignen Mordverſuch der Knochenſammlerin und der Marlene fehlten die überführenden Beweiſe) da drängten ſie, daß die Mutter wenigſtens jenes einſame Schloß im Canton Teſſin kaufte, wo ſich leidlich zuverläſſige Menſchen auftreiben ließen, die den immer düſtrer gewordenen Sinn der ſchroffen, weniger menſchenfeindlich, als menſchenſcheu gewordenen Frau ertrugen und ihren für eine ſolche Gegend immer noch anſehnlichen Beſitz an Geld und Gut hüteten. Seit letztem Winter war die Mutter einſylbig geworden. Wenn ſie ſprach, ſo führte ſie Reden, die Niemand deuten konnte. Ihr Geiſt leuchtete zuweilen auf, aber die Rundſchau, die dann ihr klargewordenes Bewußtſein in ihrem Leben, im Leben ihrer Angehörigen zu halten anfing, wirkte ſo

aufregend auf ſie, ſo jede Freude verbannend, daß man ihr das plötzliche Verſinken in die ſonderbarſten Neben- und Quervorſtellungen, die ſie verfolgte (alles Uebel in der Welt von den Advocaten herzuleiten, das Einlegen der Hemmſchuhe beim Fahren den Kutſchern einzuſchärfen und etwas, das für verloren galt und überall geſucht wurde, als von der Katze genommen zu bezeichnen) voll Mitleid gönnte und ſie in dieſem Wahn nicht ſtörte.

Theodors Brief war ſchon eine Antwort auf eine Zuſchrift ſeiner Brüder. Dieſe hatten ſchon damals, als er im Verlobtenſtande ſeine erſte Alpenreiſe gemacht, gewünſcht, daß ſie mit ihm zuſammentreffen könnten, wobei ſie der Mutter nicht Erwähnung thaten. Theodor hatte glückliche Tage in Wildenſchwert mit Mechtild verlebt. Zum Herbſt hatten ſie ſich trennen müſſen. Theodor ſollte reiſen. Das, was ihm an Bücherwiſſensſtoff fehlte, ſollte er durch Anſchauungen erſetzen. Der Graf und Gertrud, welche letztre ſchon vierzehn Tage nach dem Abend im Hotel ſeine Mutter geworden war, hatten gewünſcht, daß er Hellwig und Bechtold als Reiſebegleiter mitnähme. Das war auch geſchehen und ein lehrreiches Jahr war ihm zutheil geworden. Die ihm herzinnig verbundenen Freunde machten dem mit Reiſemitteln fürſtlich ausgeſtatteten Gefährten den Beſuch Englands, Frankreichs, der Schweiz und Italiens zu einem wahren Lehrcurſus nachhaltigſter Wirkung. Damals reiſte Theodor an

dem düstern Bergschloß, wo seine Mutter wohnte, vorüber und durfte — der Vater wollte es so — der Einladung, die er von seinen Brüdern erhalten hatte, nicht folgen. Auch das Fürwort der Gräfin Gertrud hatte nichts vermocht gegen dies Verbot ihres wie verjüngten Gatten.

Jetzt aber, wo nach einem zweijährigen Brautstande die holde charakterstarke Mechtild Theodors Gattin geworden war und ein Jahr nach jener Reise, die selbst ein Jahr gedauert hatte, hatte man Beruhigendes über den verwandelten Charakter dieser beiden gedemüthigten jungen Männer, die in den italienischen Theil der Schweizerarmee eingetreten waren, vernommen und Graf Wildenschwert gestattete die Begegnung.

Zwischen Piotta und Ambri, in der Nähe eines herrlichen Wasserfalls, dessen Staub den Sonnenglanz in einen Regenbogen verwandelt, fand diese Begegnung statt und zuerst auf offner Landstraße.

Zeugen waren die himmelhohen Berge. Das Rauschen des Ticino hallte glücklicherweise an dieser Stelle entfernt genug, um Gruß und Frage und Antwort verstehen zu lassen. Der Vetturin, ein Italiener, hielt, als ihn die Reiter zum Stillstehen nöthigten, mit Vergnügen an. Denn er konnte so den Aufenthalt in Anrechnung bringen für die Mehrung seines Accords. Die jungen Fernau's umarmten in der schönen jungen Frau, die neben ihrem Bruder saß und ausstieg, zugleich ihre erst jetzt ihnen näher gerückte Cousine.

Der Austauſch der Freude und des Leids, der grade zwiſchen dieſen vier Menſchen ſtattfinden mußte, bedarf keiner Schilderung. Gegen Mittag war man in der „Luna“. Das Frühſtück fand man, wie beſtellt. Theodor war allzubewegt, um mehr zu ſich zu nehmen, als einiges Brot zum Wein, der des Anſtoßens und des Beſiegelns einer treuen, aufrichtigen Freundſchaft und brüderlichen Liebe wegen getrunken werden mußte.

Nun war die Frage: Ob die Mutter begrüßt werden ſollte — —?

Die Brüder riethen dazu und baten darum inſtändigſt. Mechtild flehte: „Nein! Nein —!“ Theodor ſaß mit geſtütztem Haupt und gab ſich ſeinem Schmerz, ſeiner Rührung hin.

„Sie hat ihn niemals ſehen wollen —! Warum jetzt —! Warum ſie vielleicht betrüben —! Die Erſchütterung könnte traurige Folgen haben —! Laſſen Sie ihr den Schlummer, der ihre Seele, ihr Gewiſſen gefangen hält —! Sie hat ja gebüßt und hat bereut —! Müden Seelen ſchenkt Gott einen ſolchen Frieden, deſſen Geheimniſſe wir Menſchen vielleicht gar nicht verſtehen —“

So ſprach Mechtild und erſt dann verſtummte ſie, als ihr Gatte den Wunſch ſeines Herzens ausſprach, wenigſtens von ferne aus und ohne ſie anzureden ſich das Bild ſeiner Mutter einzuprägen.

So ſtieg man denn den Felſenſteig empor, einen

kürzeren durch die Weingelände. Hier waren in den kalkigen Boden bequeme Stufen gehauen. Aber Mechtild hatte auch in dieſen glücklichen Tagen ſteigen lernen. Sie ſprach mit Entzücken von ihren Wanderfahrten im Schwarzwald und in den Vorbergen der Schweiz.

Ihr lautes Sprechen ſollte ihre eigene Angſt und Unruhe und ihres Gatten tieferſchütterte Spannung decken.

Die Herrin des Schloſſes war auf einen Beſuch nicht vorbereitet, aber die Diener wußten darum. Der Wachtmeiſter oder Caſtellan, ein zuverläſſiger, erprobter, alter Haudegen, der des Jahrs nur noch vier Wochen einmal ſeinen Gaul beſtieg — ach, hätte er ihn doch in der übrigen Zeit an Rigireiſende vermiethen können! — und in Bellinzona die Uebungen mitmachte, war ein Deutſcher, der auch ſeine Zunge welſch geſchult hatte. Er bürgte den Söhnen, wenn ſie nicht anweſend waren, ſondern meiſt in Thun lebten, für die wohlbehütete Exiſtenz der Mutter.

Im Sommer ſaß die Mutter oft dicht an dem ſchroffen Abhang auf der Terraſſe und machte leichte Handarbeit. Ihr Auge war ſcharf geblieben. Anfangs hatte man gefürchtet, ſie könnte einmal auf den Gedanken kommen, ſich in die Tiefe zu ſtürzen. Jetzt beſorgte man eine ſolche Uebermannung durch ihren Schmerz nicht mehr.

Die kühlere Luft hatte ſie heute in ihr Zimmer getrieben. Ihre jüngern Söhne wollten ihr

die Meldung gradezu machen: Der junge Graf Wildenſchwert und ſeine junge Frau, Mechtild, die Tochter Linda's, ſind da —! Aber das ängſtlich geſchaarte Dienerperſonal, das die Geſchichte des ältern Bruders kannte, widerrieth dieſe Mittheilung und flehte mit Mienen und mit den Händen dagegen.

Mechtild ſah ſich auf der Terraſſe um. Da hieß es plötzlich:

„Die Padrona kommt —!"

Auf die ſchlanke, weinumrankte Stiege wurde hingedeutet, die vom Balkon des alten Thurms, nur einem ehemaligen Fenſter deſſelben, herabführte. Hier, die Epheuwand entlang, kam die Matrone, noch nicht gebückt, weißhaarig, mit gefurchtem Antlitz, mager, in der Farbe des Antlitzes fahl, faſt mattgelb.

Als ſie unten war, trat alles zurück. Der Brunnen plätſcherte. Die Vergißmeinnicht, in den Alpen ſpätblühend, blinkten vor Näſſe in der Sonne. Sie ging an dem Tubus vorüber — ſo nahe, daß ſich dieſer auf ſeinem Geſtell drehte. Darüber lächelte ſie und wendete ihn wieder herum und nach Süden zu. Sie ſagte den Söhnen:

„Dahin iſt's doch ſchöner —!"

Noch war die Stimme hell und klar. Ihrem Sohn Theodor zitterte das Herz. Ein künſtlich gebildetes Bosket von Oleander- und Orangentöpfen verbarg zugleich ihn und Mechtild.

Letztere ſchüttelte nur immer den Kopf und

winkte mit der Hand, um die Vettern und Schwäger von ihrem Vorhaben, sie anzukündigen und ihren Namen zu nennen, abzuhalten.

„Wir hatten Besuch erwartet —“ sagte endlich Bruno von Fernau.

„Alte Bekannte, Mutter —!“ wagte sein Bruder Edmund hinzuzufügen.

„Ja,“ sagte die Angeredete bitter und winkte mit der Hand nach dem Sanct Gotthard hin, „die mit der Feder hinterm Ohr! Ich mag sie nicht. Laßt einmal Eure Kameraden kommen — daß es hier lustiger hergeht —! Ich mach' Euch zu trübe Gesichter —“

„Sind schon welche hier, Mutter —“ sagte Bruno.

„Einer, der sich kürzlich ein jung Weib genommen hat —“ setzte Edmund hinzu.

Und nun hatten sie schon beiden zugleich so heftig gewinkt, daß die Versteckten nahe herantreten mußten, wenn sie für die Matrone nicht verdächtig werden sollten.

Diese wendete sich nach ihnen um und verbeugte sich, als sie näher getreten waren, mit der ihr aus früherer Zeit gebliebenen Grazie einer Weltdame, entfernte sich aber sofort und schien den Besuch ihrer Söhne nicht stören zu wollen.

Die Irre ging um den Thurm herum. Da standen mächtige Bäume, die breite Schatten warfen.

Wege ſchlängelten ſich abwärts auf Abdachungen des Gartens hin, hängeweidenbepflanzte Plateaux, die mehr niederwärts lagen. Auf einem dieſer Wege ſtand ſie ſtill und ſah ſich um.

Darauf ermunterten die Blicke der jungen Fernau's das Paar, wieder näher zu treten.

Mechtild that es und ſprach:

„Tante Fernau — ich grüße Dich von meiner Mutter! Ich bin Mechtild Fernau, die Du vielleicht noch kennſt —"

Als Theodor dieſe mit nach Faſſung ringender Stimme geſprochenen Worte vernahm, ſtürzte auch er hinzu, ergriff die Hand der ruhig Daſtehenden und ſchon um einen Schritt auf dem niederwärtsführenden Wege Befindlichen und küßte ſie.

„Mein Mann —!" ſagte Mechtild mit bittender Miene.

Jadwiga betrachtete beide, ſtreichelte die Stirn ihrer Nichte, bewegte die Lippen, ohne ein Wort zu äußern — dann betrachtete ſie Theodor, ſah ihn von oben bis unten an, blinzelte mit den Augen und ſprach nach einem Seufzer langſam und feierlich:

„Ich kenne Dich —!"

Dann aber zog ſie ſogleich wieder ihre Hand zurück, ſah ihn nur noch einmal lange an und ging den Weg abwärts. Ein Hollundergebüſch, von welchem die abgewelkten Blüthenreſte des Frühlings noch nicht ganz abgefallen waren, verdeckte ſie.

Alle ſtürzten ſtaunend hinzu, die Dienerinnen, die Brüder. „Sie kennt mich, hat ſie geſagt!“ rief Theodor unter Thränen und wollte ihr folgen.

Aber jetzt hielten ihn alle zurück. Das von den Lippen der Irren gekommene Wort war zu ernſt, zu erſchütternd. Der alte Wachtmeiſter war der Entſchwundenen gefolgt und brachte bereits die Nachricht, daß ſie ſchon wieder nur mit den Advocaten, den Hemmſchuhen und den Katzen zu thun hätte. Es war ein entſchwindender letzter Sonnenſtrahl geweſen, der noch einmal die Spitze eines Berges beleuchtet hatte. Wer kann den halten —!

„Wiederkehren aber kann er —! Morgen —!“ rief Einer der Brüder.

Der andere, in aufrichtigſtem Antheil, bezweifelte dieſe Wiederkehr, bat aber:

„Bleibt —! Bleibt —! Ihr ſtört ſie gewiß nicht — Man kann hier ſchon einige Tage aushalten —!“

Der ältere der Brüder aber, einſt hieß er Theodor Waldner, ſagte: „Ich will das Wort „Ich kenne Dich —!“ mitnehmen. Iſt es doch wie ſchon ihr erſtes Begrüßungswort, geſprochen aus dem Jenſeits —!“

Mechtild war zu tief ergriffen. Sie ließ geſchehen, was die Männer beſchloſſen.

Da machte es ſich wie von ſelbſt, daß ſie niederſtiegen und zur „Luna“ zurückkehrten.

Der Vetturin hatte ſchon wieder, einer vorher erhaltenen Weiſung gemäß, eingeſpannt.

Auch noch die Roſſe der Offiziere ſtanden geſattelt.

Theodor warf einen Scheideblick auf das hohe Felſenſchloß, ſuchte umſonſt nach einem Schimmer wenn auch nur vom Kleide der Mutter. Aber nur am Rande der Terraſſe ſah er die zum Abſchied, wie ſie oben ſchon ahnten, grüßenden Diener. Theodor raffte ſich auf und rief:

„Avanti — !“

Die Brüder ritten bis Lugano mit, bis zu dem See voll landſchaftlicher Poeſie ohne Gleichen. Dort nahmen ſie Abſchied vom jungen Paar, das in einem Nachen auf Vareſe und Como zureiſte. Bruno und Edmund gelobten, den beiden erſt heute gewonnenen, erſt heute ihnen verbundenen Angehörigen ſofort Bericht zu erſtatten über die Eindrücke, die ihr Beſuch auf dem Schloſſe hinterlaſſen hatte. Als Adreſſe für Rom gaben die Scheidenden Namen und Wohnung des Doctor Hellwig an. Dieſer erwartete ſie in Rom, wo er Studien machte, die mit ſeiner Vorbereitung zum akademiſchen Lehramt zuſammenhingen.

Dieſen zweiten Freund in Rom wiederzufinden, erhöhte die endlich nach dem Entſchwinden der düſtern Berge wieder zurückkehrende glückliche Stimmung des jungen Paars, das ſich von allem Dienertroß fern gehalten hatte und ſich bis nach Rom ſelbſt bedienen wollte.

Der Brief, den dann Graf Theodor in Rom von ſeinen Brüdern vorfand, meldete die Rückkehr

der Mutter in die alte Nacht und die Vorboten einer ſich gewiß bald bei ihr einſtellenden Auflöſung.

Dieſen Brief wollte der Empfänger nach Schloß Wildenſchwert ſchicken und ihn ſeinem eignen nächſten anſchließen. Aber er gönnte ſich ſo viel Aufenthalt mit dem Einſammeln und Niederſchreiben der glücklichſten Eindrücke, daß ſeine Sendung in Wildenſchwert eintraf, als der Graf ſchon die Nachricht vom wirklich erfolgten Tode ſeiner erſten Gattin erhalten und im Einverſtändniß mit Gertrud ſeiner Dienerſchaft befohlen hatte, auf einige Zeit äußere Zeichen der Trauer anzulegen. Bis zu einer Erinnerungsſäule an Jadwiga, die Gertrud im Park errichtet zu ſehen wünſchte unter jenen Ulmen, an jenen brauſenden Gewäſſern, die einſt Zeuge der furchtbaren Kämpfe geweſen, wo eine verblendete Liebe zum Vorſatz eines Verbrechens getrieben wurde, konnte ſich der Graf nicht erheben.

Gertrud war als Gräfin milder, verſöhnlicher geworden. Sie unterſtützte die Schwiegerſöhne ihres Onkels, die nach dem Eingehen des Inſtituts Mühe hatten, ſich zu behaupten. Sie beſchenkte die kränkelnde Tante, die jetzt in einem kleinen Ort, ja faſt auf dem platten Lande leben mußte —! Die Seminarien hat ja die Modulative fern von allen Städten, in klöſterliche Einſamkeit verpflanzt.

Gertruds Gatte ſagte damals, als die Frage der Trauer erörtert wurde:

„Das beſte Denkmal der Unſeligen iſt — das Erblühen unſers Theodor, ſein Leben, ſeine künftige Bewährung —!“

Otto von Fernau blieb in Amerika verſchollen.

Für die Löſung der Erziehungsfragen gab es noch einen glücklichen Aufſchub ... Denn — als das junge Paar aus Italien zurückgekehrt war, innigverbunden, nur Ein Fühlen, Ein Wollen, Ein Handeln, da brachte es Hoffnungen mit auf neue Keime für den alten Wildenſchwertſchen Stamm. Ja für die beiden Schwiegermütter, für Gräfin Gertrud und die Präſidentin Fernau, (letztere dachte bei dieſem Ehrentitel nicht mehr, wie früher gelegentlich ihr Mann, an die Goetheſchen „Mütter“ aus dem zweiten Theil des Fauſt) wurde ſogar von Jahr zu Jahr — das reichſte Material geboten, alle Erziehungsſyſteme, nicht blos das des Peſtalozzi, die einzig über den Werth derſelben entſcheidende Probe beſtehen zu laſſen — an dem Geiſt der Vorſicht und der Liebe.

Ende.

6364129